F 16

JESCHUA VON NAZARA

Historischer Roman

von

Paul Ador.

Verlag von Fr. Bassermann, München.

Jeschua von Nazara.

Jeschua von Nazara.

Roman,

auf die Ergebnisse der historischen Forschung begründet

von

Paul Ador.

Zwei Theile in einem Bande.

Erster Theil.

München
Verlag von Fr. Bassermann
1888.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Kgl. Hof- und Universitätsbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Der treuen Gefährtin

in guten und bösen Tagen

widmet dies Buch

der dankbare

Verfasser.

Vorrede.

Nicht um den Sturm zu beschwören, welchen die geringe Zahl der wirklich Strenggläubigen und die große der Heuchler vielleicht gegen dieses Buch entfesseln werden, gebe ich im Folgenden einige Worte der Erklärung, sondern um Entstehung und Zweck desselben zu rechtfertigen vor unparteiischeren Richtern. Als solche betrachte ich die Hauptmenge der Christen, die Gott im Herzen tragen, ohne doch dem Menschenbeiwerk aus voller Ueberzeugung zustimmen zu können, mit welchem die herrliche Lehre unseres Religionsstifters im Laufe der Jahrhunderte umgeben worden ist. —

In unserer immer realistischer werdenden Zeit beginnen sich aus dem im Allgemeinen früher dem Skepticismus fremden Christenvolk mehr und mehr zwei scharf getrennte Richtungen abzuscheiden: eine strenggläubige, an den heutigen Vorschriften der Kirche unverbrüchlich festhaltende, und eine negirende, deren kritischer entwickelter Verstand vieles von der Kirche Gelehrte als irrig erkannt hat und nun, das Kind mit dem Bad ausschüttend, Alles verwirft, was sich nicht aus der Wirkung der Kraft und der Formänderung des Stoffes erklären läßt.

Letztere Richtung führt naturgemäß zum Atheismus.

Die Spaltung in diese beiden Extreme ist in allen Formen der christlichen Kirche, bei den Protestanten so gut, wie bei den Katholiken eingetreten und nimmt in Schrecken erregender Weise fortwährend zu.

Beiden Richtungen ist nicht mehr zu helfen!

Wohl aber kann die große Menge der Unentschiedenen noch

für ein wahres Christenthum gerettet werden, wenn sie sieht, daß die christliche Lehre um ihrer selbst willen auch ohne die kirchliche Ausschmückung bestehen kann.

Wir nennen uns Christen, weil wir die ewigen Wahrheiten der Lehre Christi als Richtschnur unseres Lebens anerkennen, nicht aber weil wir die Kirchenlehre *über* Christus, die Erzählungen von seiner Geburt und Abstammung, seiner Thaten, seiner Auferstehung und Himmelfahrt für baare Münze nehmen. Was die in naturwissenschaftlicher und medicinischer Beziehung äußerst ungebildeten, abergläubigen Evangelisten uns Abenteuerliches durch ihre sich oft so lebhaft widersprechenden Schriften über Jesus von Nazara mittheilen, die Spuckgestalt, halb Mensch, halb Gott, welche sie aus dem edelsten der Menschen, der je gelebt, gemacht haben, die künstlichen Auslegungen unklarer Bibelstellen durch spätere Kirchenlehrer, Päpste und Reformatoren — Alles das streifen wir ab als nicht zur Sache gehörig, und von unserem Heiland, der für ewige Zeiten der Menschheit den idealen Weg gewiesen hat, wie sie sich selbst die Erde zum Paradiese umgestalten kann, machen wir uns dasjenige rein menschliche Bild, welches sich bei Zugrundlegung aller historischen Quellen und genauester Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit ergibt.

Das ist nichts Neues!

So lehren es die Reformprediger überall in den Kirchen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz, so haben es Strauß, Renan, Keim, Schenkel, Hausrath und viele andere hochberühmte Theologieprofessoren von ihren Lehrstühlen verkündet und in ihren wissenschaftlichen Büchern niedergelegt und begründet. — Aber die Rufe der Reformprediger dringen nicht in das große Publikum, die zum Theil äußerst gelehrt geschriebenen Bücher der Kirchenhistoriker werden nicht gelesen!

Wie anders kann dem gebildeten Menschen Aufklärung gegeben werden über das, was die Wissenschaft über den Gründer unserer Religion in neuerer Zeit festgestellt hat?

Hier bleibt nur der historische Roman als einziges Mittel, die Ergebnisse der gelehrten Forschung in eine für Jedermann anziehende Form zu bringen. Dies habe ich versucht.

Aber wenn der Leser hiernach vielleicht eine verkappte Religionslehre oder gar ein Erbauungsbuch zu finden vermuthet, so irrt er gewaltig!

Ein Roman ist's, was ich biete, der eine möglichst wahrheitsgetreue Schilderung der Zeit und des Lebens unseres Religionsstifters bringt in enger Gegenüberstellung mit anderen zeitgeschichtlich wichtigen Charakteren.

In erste Linie ist überall die historische Wahrheit gesetzt, und nur da, wo die geschichtlichen Quellen fehlen oder sich als unglaubwürdig erwiesen haben, mußte naturgemäß die poetische Erfindung eintreten. Citate dienen überall als Belege, wo es dem Verfasser nützlich schien, die Achtsamkeit des Lesers auf das wirklich Historische der geschilderten Vorgänge zu lenken, damit letzterer nicht aus Unkenntniß der Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung alles ihm Neue und Ueberraschende einfach der poetischen Erfindung zuschreibt.

Wohl mag meine Darstellung des Lebens Jesu, seiner Thaten und seines Charakters in gar manchen Fällen nicht der absoluten Wahrheit entsprechen — diese werden wir über sehr viele Punkte niemals erfahren — aber im Großen und Ganzen glaube ich doch ein treues Bild der Wirklichkeit vor Augen zu führen, welches uns die Vorzüge aber auch die Irrthümer jener entfernten Zeit kennen lehrt.

Bilden wir uns doch nicht ein, daß die riesige Erde wegen der wenigen Menschen geschaffen sei und das unendliche Weltall wegen des Staubkorn's, Erde genannt, welches in ihm schwebt! Glauben wir doch nicht, daß die ungeheure Sonne nur eine Laterne für die Erde ist und die zahllosen gewaltigen Himmelskörper nur dazu da sind, unseren Nachthimmel bei schönem Wetter mit leuchtenden Pünktchen zu verzieren! — Nein, die

lächerliche Wichtigkeit im Weltall, welche sich der Mensch nach den Lehren der Kirche beilegt, wird unbarmherzig von der Wissenschaft vernichtet!

Aber was uns bleibt, das ist der Glaube an einen Schöpfer der Welt. So lange die Naturwissenschaft nicht den Beweis erbracht hat, daß aus Nichts Kraft, aus Nichts Stoff entstehen kann — und diesen Beweis wird sie schuldig bleiben, bis die erkaltete Erde in die ausgebrannte Sonne stürzt — so lange fordert unser Verstand die Existenz eines Schöpfers. Glauben wir, wie es Jesus von Nazara und andere Propheten vor ihm gelehrt haben, mit der ganzen Inbrunst unserer Seele, daß der Weltenschöpfer ein Gott der Liebe ist!

Nicht nur zur Unterhaltung in müssigen Stunden soll dies Buch dienen, es hat noch eine höhere Bestimmung.

Die bei seiner Lektüre zu erlangende Klarheit der Anschauung über die historischen Vorgänge zu Lebzeiten unseres Religionsstifters wird der herrlichen idealen Gestalt Jesu im Herzen der Leser eine dauernde Wohnung verschaffen. So werden sie eher seine Lehre hochhalten und somit Christen bleiben und der Widerwille vor den orthodoxen Glaubensvorschriften wird sie nicht dem Atheismus in die Arme treiben.

In diesem Sinne ist das Buch mehr als ein gewöhnlicher Roman; es hat eine culturgeschichtliche Mission zu erfüllen.

Der Verfasser.

I.

Freundlich leuchtete die Abendsonne über Nazara's grünes Wiesenthal. Ein Bild des Friedens!

Kaum begreiflich schien es, warum die Erbauer des Städtchens ihre Häuser auf den schroffen felsigen Bergabhang gestellt hatten und nicht in den lieblichen Thalgrund. Freilich waren diese da oben nur auf einem einzigen, steil ansteigenden Zickzackweg erreichbar und deßhalb vor den Ueberfällen herumstreichender Räuberhorden sicherer als im Thal und im Kriegsfall ließen sie sich leichter vertheidigen, aber gar beschwerlich mußte es auch den Nazarenern sein jeden Bissen Nahrung, ja jeden Wassertrunk aus dem Thal heraufzuschaffen.

Jetzt waren die Zeiten ruhiger geworden. Friede und Sicherheit herrschte im Land, seit das von fast allen Zeitgenossen verabscheute, nur von elenden Höflingen bewunderte und Herodes der Große genannte Scheusal endlich in die Grube gefahren war, aus der kein Wiederkommen ist.

Von schwerer Last befreit, athmete das Volk auf und in den nächsten Jahrzehnten stieg der Wohlstand unter dem Einfluß der friedlicheren Regierung im ganzen Land. Auch das verfallene Nazara, das unter dem Räuberunwesen früher so arg gelitten hatte, wurde wieder aufgebaut und jetzt — über ein Dutzend Jahre nach dem Tode jenes fürstlichen Verbrechers — konnte man es mit Recht ein wohlhabendes Städtchen nennen. Die aus weißem Kalkstein errichteten Häuschen schimmerten schmuck von der Anhöhe herab und gar stolz schaute das große, auf weit vorspringendem Fels stehende Gebäude der Schule in's Thal hinaus.

Luxus war freilich in Nazara nicht zu finden, Bauart und Ausstattung der Häuser konnte nicht einfacher sein. Nur ein Häuschen, welches an eine Felswand gelehnt und halb hinter Oleanderbüschen versteckt am oberen Ende des Ortes lag, zeichnete sich vor seinen Nachbarn vortheilhaft aus. Zwar war es ebenfalls vollkommen fensterlos und enthielt nur einen Wohnraum, aber Dach und Thüre, sowie der Zaun, welcher es von der Straße absperrte, waren auffallend sorgfältig und aus bestem Holz hergestellt. Zur Seite des Hauses befand sich ein mit zahlreichen Balken und Brettern belegter Zimmerplatz und eine natürliche Höhle, welche sich nebenan in die Felswand erstreckte, diente zur Aufnahme einer Schreinerwerkstätte. Die geringe Tiefe der Höhle hatte indeß nöthig gemacht, noch ein hölzernes Schutzdach vor derselben anzubringen, um so den vor Regen geschützten Raum zu vergrößern.

Im Augenblick ruhten Axt und Richtmaaß und kein Arbeiter war zu sehen. In der Thür des Hauses dagegen stand eine etwa fünfunddreißigjährige Frau, welche ein Kind auf dem Arm trug. Sie war von hohem Wuchs und ihr braungelbes Gesicht zeigte feine regelmäßige Züge, aber es lag eine gewisse Müdigkeit in ihnen, ein Ausdruck, welchen auch die kohlschwarzen Augen nur zu häufig zeigten. Trotzdem waren diese von auffallender Schönheit, denn in ihrem halbverschleierten, oft träumerischen Blick lag eine Fülle von Herzensgüte.

Wie selbstvergessen sah die Frau über das Thal hinüber zu den von der Abendsonne vergoldeten Höhenzügen, indeß das Knäblein auf ihrem Arm drollig sein Näschen in die Falten des mütterlichen Gewandes steckte. Plötzlich erschallten rasche Schritte und ein schwarzlockiger Knabe sprang hinter dem Haus hervor. Helle Freude leuchtete ihm aus den Augen, als er seine Mutter erblickte. In raschen Sätzen war er bei ihr und umschlang sie sammt dem kleinen Brüderchen mit ausgebreiteten Armen. Freundlich lächelnd strich die Mutter dem Knaben die verwirrten Haare aus den schönen

großen Augen, welche denselben seelenvollen Ausdruck besaßen wie die ihrigen.

„Sag' Mutter, weißt Du gewiß, daß Onkel Samuel heute kommt?" frug der Knabe in dem an häßlichen Kehllauten so reichen Dialekt Galiläa's.

„Ja ja, er kommt, aber nicht zu Dir, sondern zum Vater. Und das sag' ich Dir, Jeschua,*) daß Du ihm nicht wieder so zudringlich bist wie letztes Jahr! Onkel Samuel ist nicht da, um Dir still zu halten! Hörst Du?"

Verdrossen blickte der so schon im voraus zurecht gewiesene Knabe zu Boden und spielte verlegen mit einer Rohrfeder, welche er in der Hand hielt, dann aber schlug er die großen sanften Augen auf und sagte begütigend: „Onkel Samuel ist immer so gut gegen mich und wenn ich ihm lästig bin, kann er's ja sagen!"

„Das ist's gerade!" entgegnete die Mutter, dem kleinen Joses, welchen sie auf dem Arm hin und her wiegte, einen Kuß gebend. „Das ist's gerade! Samuel ist gegen Jedermann so freundlich, daß er keinen abwehren mag. Erst gestern klagte mir Hannoch, sein Herr könne keine Schätze zusammenbringen, dazu sei er viel zu gutmüthig. Wenn ein Schuldner nur ein trauriges Gesicht mache, verlängere er ihm die Frist." Die Mutter ging in's Zimmer zurück, um einige häusliche Geschäfte zu besorgen; Jeschua folgte ihr langsam nach.

„Sag', warum bist Du denn nicht in der Werkstatt? Gibt's dort Nichts für Dich zu thun?" frug Maria**) nach einer Weile. „Eben nicht", antwortete Jeschua zögernd und unsicheren Ton's, „der Vater ist fort und —"

---

*) Lateinisch: Jesus.

**) Daß dieser griechische Name statt des hebräischen „Mirjam" von der Zimmermannsfamilie gebraucht worden sein soll, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Um indeß eine Verwechslung mit der aus Migdal (Magdala) gebürtigen Mirjam zu vermeiden, ist hier für Jeschua's Mutter der Name Maria beibehalten.

„Und da hast Du Dich geschwind davon gemacht und bist hinter Deine Schreibereien geschlichen, Du Schelm! Immer derselbe Unverbesserliche! Gib Acht, wie wird der Vater schelten!"

In diesem Augenblick ließen sich langsame schwerfällige Tritte vor dem Häuschen hören und Jeschua's Gesicht nahm rasch einen scheuen Ausdruck an.

„Der Vater!" rief er, und wollte schnell zur einzigen Thür, welche das Gemach besaß, hinausschlüpfen, um ungesehen in die Werkstatt zu gelangen; doch ehe er noch die Thüre erreicht hatte, stand der Vater in derselben. Sein bärtiges Gesicht mit dem kalten hölzernen Ausdruck des in schwerer Arbeit dahinlebenden Handwerkers verhieß nichts Gutes, als er den Sohn so plötzlich vor sich sah und nachdem ein Augenblick verstrichen war, während dessen er seinen schwerfälligen Gedankengang geordnet hatte, sagte er in barschem Tone: „Was lungerst Du hier herum, Bube? Fort an Deine Arbeit!" Unsanft packte er den Knaben bei der Schulter und stieß ihn zur Thür hinaus. —

„Bald bin ich's müde den Faullenzer zur Arbeit zu treiben wie ein Lastthier! Wer nicht arbeitet, braucht auch nicht zu essen!" zürnte der Vater, während er in die Stube trat. Maria sah ihn mit etwas vorwurfsvollen Blicken an und sagte: „Auf diese Art wirst Du bei Jeschua gewiß nicht zum Ziel kommen, sein weiches Herz ist nur empfänglich —" „Geschwätz!" unterbrach Joseph seine Frau. „Du freilich verleitest ihn noch zum Faullenzen mit Deinem Märchenerzählen und sonstigen Narrenspossen, die für den alten Schlingel, der zu arbeiten hat wie sein Vater und seine Brüder, das reine Gift sind! — Wo find' ich ihn immer, wenn er aus der Werkstatt fortläuft? Bei Dir!"

Maria wollte etwas entgegnen, aber ein Freudenschrei, der vom Hof her tönte, schnitt ihr das Wort ab. An die Thüre tretend sah sie den erwarteten Samuel unweit des Hauses stehen; Jeschua, der ihm entgegen gelaufen war, hing bereits an seinem Hals. Als der dicke Samuel den Zimmermann und seine Frau

in der Thüre erblickte, faßte er den Knaben bei der Hand und schritt auf dessen Eltern zu, welche den gerngesehenen Gast mit einem herzlichen „Friede sei mit Dir!“ begrüßten. In gleicher Weise sprach dieser den Gegengruß, reichte Jedem, nachdem er Herz und Stirn berührt hatte, beide Hände zum Willkomm und bemühte sich auch, wenngleich vergebens, dem kleinen Joses, welchen Maria noch immer auf dem Arm hielt, einen Kuß auf die runden Wangen zu drücken, aber der also Begrüßte verzog das Gesicht und versteckte sein Köpfchen in der Mutter Kleid. Dieses unliebenswürdige Benehmen hatte seinen guten Grund, denn noch ehe Samuels Lippen die zarte Haut des Kindes berührten, stachen die struppigen Haare seines großen Bartes dem Kleinen ins Gesicht.

„Du wirst Dir den Bart scheeren müssen, Samuel, wenn Du Joses' Zuneigung gewinnen willst!“ meinte Maria, worauf Samuel mit schalkhafter Höflichkeit entgegnete: „Das Glück Deinen Sohn zu küssen, ist wohl das Opfer werth! Wie ein Engel will ich rasirt sein, wenn ich das nächste Mal komme.“

Lachend traten die Männer mit Maria in die Stube und nahmen Platz auf einer Bank, während die Mutter den kleinen Joses rasch in seinen Korb legte und dann durch eine Fallthüre in den Keller stieg, um Wein und Früchte für den Gast zu holen. Jeschua hatte nicht gewagt mit in das Zimmer zu gehen, aus welchem er vor wenigen Augenblicken so rauh verjagt worden war und wartete vor der Thüre auf die Mutter.

Plötzlich erhob Joses ein so mörderisches Geschrei in seinem Korb, daß der mitleidige Samuel ihn sofort heraushob, auf seine Kniee setzte und ihm freundlich zusprach. Der so nahe Anblick des stachlichen Bartes erweckte aber in Joses unangenehme Erinnerungen und mit vermehrter Heftigkeit ließ er seine markdurchdringende Stimme erschallen. Alle Liebkosungen und Schmeichelworte Samuels prallten wirkungslos an dem untröstlichen Schmerze des Kindes ab, bis endlich Maria mit dem Weinkrug und Früchten beladen auf der Schwelle erschien. Joseph nahm seiner Frau den Krug

ab und bot ihn dem Gast, während Maria den kleinen Ruhestörer auf den Arm nahm. Erst jetzt konnten die beiden Männer, die eingetretene Stille benutzend, ihre Unterhaltung beginnen.

Nachdem sich Samuel nach dem Wohlbefinden der über Land gegangenen Söhne Joseph's und den beiden seit Kurzem verheiratheten Töchtern erkundigt hatte, entstand eine Pause. Wie immer hatte Samuel, der seines Geschäftes wegen fast stets auf Reisen war, so viel zu erzählen, daß er nicht wußte, wo anfangen, und es bedurfte bestimmter Fragen von Seiten Joseph's oder seiner Frau, um den Gast zum Sprechen zu bringen, dann aber ließ dieser den Faden so bald nicht wieder los und erzählte wohin ihn seine Geschäfte während des letzten Jahres geführt hatten in Galilaea, Judaea, Samaria und in den Heidenländern herum und verweilte besonders gern bei der Schilderung seiner Reisen im Aegypterland. Dort schien er so zu Hause zu sein wie in Jerusalem, und Alexandria war ihm fast die zweite Heimath.

Für seine Zuhörer, welche nie eine andere größere Reise gemacht hatten als alljährlich zum Passahfest nach der heiligen Stadt, waren diese Erzählungen an sich schon höchst anziehend, aber die Art und Weise wie Onkel Samuel seine Erlebnisse vorbrachte, der gutmüthige gewinnende Ton seiner Sprache und die Fülle von lustigen Schnurren, welche er überall in seine Schilderungen von Land und Leuten einflocht, steigerte das Interesse der dankbaren Zuhörer im höchsten Grad und selbst Joseph verzog seine ernsten Züge zum Lachen, wenn's allzu komisch kam. Kurz es war ein Fest für Alt und Jung, wenn Onkel Samuel im Haus einkehrte. Joses war der Einzige, der an Samuel kein Gefallen finden konnte seines rauhen Bartes halber, aber mit weitgeöffneten Augen starrte er auf der Mutter Schooß sitzend aus sicherer Entfernung den Erzähler an.

Doch wo war Jeschua hingekommen? Vorhin stand er noch vor der Thüre und getraute nicht einzutreten — und jetzt? Der Knabe hatte nur gewartet bis die Mutter aus dem Keller kam,

war dann unbemerkt hinter ihr ins Zimmer geschlichen und hatte sich rasch unter die Bank geduckt, auf welcher die Männer saßen. Onkel Samuels Erzählungen vom Treiben der Welt in fremden Städten und Ländern durfte er nicht versäumen, hing er ja doch seit Jahren mit der größten Zuneigung an dem lieben Onkel, der gar nicht sein Onkel war, ja nicht einmal mit seiner Familie in irgend einer Verwandtschaftsbeziehung stand.

Onkel Samuel war eben Jedermann's Onkel und gern gesehen, wo er hinkam. Besonders gut stand er mit den Kindern und abgesehen von dem ungünstigen Eindruck, den er heute auf den kleinen Joses gemacht hatte, eroberte er ihre Herzen im Sturm mit Hülfe seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und des Umstandes, daß seine Taschen immer voll Datteln steckten. So besaß er in allen Orten, durch welche ihn seine Reisen führten, eine Menge guter Freunde bei Jung und Alt und kaum war er in einem Städtchen angelangt, so lief die Kunde wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund und bald sah man den wohlbeleibten freundlichen Mann an jeder Hand mindestens ein Kind führend von einer ganzen Schaar jugendlicher Verehrer umschwärmt durch die Straße ziehen.

Daß also auch Jeschua den „Onkel Samuel" vergötterte, war somit gar nichts Ungewöhnliches. Letzterem hatte der Knabe wegen seines stillen bescheidenen Wesens und seiner von kindlicher Zuneigung strahlenden Augen von jeher besonders gefallen und mit wirklichem Interesse erkundigte er sich, als seine Erzählungen eine Pause fanden, nach dem Thun und Treiben Jeschua's „Wo steckt denn der Junge?" frug er endlich.

„Er wird wohl in die Werkstatt gegangen sein," erwiderte Maria ihren Mann ansehend, ging dann zur Thür und rief in den Hof hinaus:

„Jeschua!" Aber statt aus der Werkstatt hervorzukommen, tauchte der Gerufene plötzlich mit dunkelrothem Gesicht hinter der Bank empor, auf welcher die Männer saßen. Erstaunt wandten sich letztere um und während Joseph einen strengen Blick auf seinen

Sohn warf, rief Samuel lachend: „Oho, Freund Jeschua! Warum verkriechst Du Dich wie ein Maulwurf?“

Maria befreite ihren Sohn aus der Verlegenheit und antwortete für ihn:

„Der Vater hat ihn in die Werkstatt geschickt, aber wenn Du kommst Onkel Samuel, halten ihn keine Ketten bei der Arbeit.“

„Wenn er nur sonst dabei bliebe!“ seufzte Joseph. „Aber in dem Buben ist kein Ernst. Mißmuthig steht er an der Werkbank und führt seine Säge, daß es Steine erbarmen könnte. — Handbreit schneidet er das Holz zu tief, weil seine Gedanken Gott weiß wo in der Welt herumirren.“ Als Maria merkte, daß ihr Mann sich wieder in sein altes Klagelied hineineiferte, unterbrach sie ihn:

„Geh' Jeschua und zeig' dem Onkel, was Du beim Chassan*) gelernt hast.“ Wie der Blitz war der Knabe draußen und ehe noch die Zurückbleibenden im Gespräch fortgefahren hatten, erschien er wieder mit einem gewaltigen Stoß zugeschnittener Papyrusblätter und hielt das oberste dem Gaste zur Ansicht hin.

„Ei sieh da, mein Junge,“ sagte Samuel und ein Ausdruck des Erstaunens flog über seine freundlichen Züge. „Soweit hast Du's schon gebracht! Den halben Jesaja am Ende abgeschrieben? Zeig her!“ wendete er sich zu Jeschua, der hochklopfenden Herzens vor ihm stand, und nahm die übrigen Blätter auf seine Knie, sie einzeln durchsehend. „Richtig bald den halben Jesaja im schönsten Hebräisch und ohne Fehler! Nun Das ist aber doch auch zu loben, Alter!“ rief Samuel sich zu Joseph wendend, „Dein Sohn kann mehr als Holz sägen!“

„Was nützt mir das Zeug?“ brauste Joseph auf. „In's Feuer werf' ich's ihm und sperr' ihn in die Werkstatt Tag und Nacht, daß er dem verfluchten Chassan nicht mehr über die Schwelle kommt! Seine Schuldigkeit soll er thun als ehrlicher Handwerker und ar-

---

*) Vorbeter in der Schule beim Gottesdienst.

beiten wie es sein Vater auch sein Leben lang gethan hat, aber das Gekritzel und das Schlafen am hellen Tag bei offenen Augen, das vertreib ich dem Faullenzer und wenn's jeden Tag Prügel setzt!"

Scheu war Jeschua vor des Vaters aufwallendem Zorn nach der Thüre zurückgewichen und sah bittend bald zu Samuel bald zu Maria hinüber. Der gutmüthige Samuel konnte es sich um so weniger versagen den so heftig Angeklagten zu vertheidigen, als er wirklich von den Schreibkenntnissen Jeschua's in hohem Grade überrascht war und es bedauern mußte, wenn soviel geistiges Streben, wie es unter solch' schwerdrückenden Verhältnissen der junge Handwerker zeigte, von der Faust eines ungebildeten Vaters zu Boden geschlagen würde. Begütigend legte er darum seine Hand auf Joseph's Schulter und bot diesem zunächst den Weinkrug.

„Alter Freund", sagte er dann, „so thu' doch Deine Augen auf und nimm Vernunft an! Warum mußt Du denn den Jeschua durchaus wie seine Brüder Handwerker werden lassen? Gibt's denn nicht noch mehr Leute in der Welt, die keine Axt und Säge führen können und doch anständig ihr Brod verdienen? Hast Du mir nicht selbst erzählt, daß Dein Sohn beim letzten Passah die Schriftgelehrten in Jerusalem durch seine Kenntniß der Schrift und merkwürdig gescheidte Antworten in helles Erstaunen versetzte? Daß der aufgeregte Junge in der Werkstatt nichts taugt, das glaub' ich Dir gern, aber so setz' ihn doch auf den Sattel, für den seine Beine gewachsen sind und laß sehen, ob er nicht seinen Ritt durch die Welt macht."

Jeschua's Augen leuchteten, als er die Worte seines Fürsprechers hörte und mit hochgeröthetem Antlitz trat er einen Schritt auf seinen Vater zu und bat in dringendem Ton: „Vater laß mich Chassan werden, ich will auch —"

„Schweig!" unterbrach ihn Joseph, auf dessen Stirn der Zorn glühte; „hinaus mit Dir aus der Stube, Du ungerathener Sohn! So lange ich lebe und Gewalt über Dich habe, folgst Du meinem

Willen und wenn ich Dich behandeln muß wie einen Hund! — hinaus, sag ich!“

Der Vater war aufgesprungen und schickte sich an, seinen Worten mit den Händen Nachdruck zu verschaffen, aber scheu wie ein Reh war der Knabe durch die offenstehende Thüre entwischt. „Und Dir, Samuel laß es auch gesagt sein: Verrück'st Du mir wieder dem widerspänstigen Jungen den Kopf — dann ist's mit unserer Freundschaft zu Ende.“

Mit schweren Schritten verließ Joseph das Zimmer und warf die Thüre hinter sich krachend in's Schloß.

Kopfschüttelnd sah ihm Samuel nach und Maria begann heftig zu weinen. Da nun auch der kleine Joses, den des Vaters laute Worte sehr erschreckt hatten, bedenklich anfing das Gesicht zu verziehen, so blieb Samuel schließlich nichts anderes übrig, als sich mit einigen Trostesworten gegen Mutter und Kind zu verabschieden.

Eine Stunde später saßen Joseph und Maria allein beim Abendbrod, denn Joses bekam nichts — er schlief schon längst in seinem Korb — und Jeschua hatte seit des Auftritts mit seinem Vater noch nicht wieder das Haus betreten. Als er immer noch ausblieb, trotzdem schon die Nacht hereingebrochen war, trat Maria vor das Haus und rief laut Jeschua's Namen in die Dunkelheit hinaus — aber Antwort erhielt sie nicht.

Wie mochte dem armen Jungen, der doch ganz in der Nähe hinter den Bäumen versteckt war, das Herz pochen, als er die Stimme der Mutter vernahm und doch nicht wagte, ihr zu folgen!

„Auf dem Hügel wird er wieder sitzen und nach den Sternen gaffen“, sagte der Vater verächtlich, als Maria allein in's Zimmer trat und nahm seinen gewohnten Platz nächst der Wand auf dem aus dürren Blättern und einer großen Decke bereiteten Familienlager ein. Auch Maria legte sich nieder, nachdem sie länger als nöthig gewesen wäre, beim Ordnen des Haushaltes für den andern Tag verweilt hatte. Aber der Schlaf floh ihre Augen.

Noch immer dachte sie über das Vorgefallene nach und grämte

sich um Jeschua's willen über die Strenge des Vaters. Schon oft hatte es ähnliche Auftritte gegeben, aber gerade heute war ihr die Hoffnung ins Herz geschlichen, Samuels Einfluß möchte die Sache zum Guten lenken — und doch hatte der Vater so heftig gesprochen, wie kaum je zuvor. Zu gut kannte Maria ihren Gatten, als daß sie glauben konnte, jemals würde dieser von seinem jetzt so bestimmt ausgesprochenen Willen abgehen.

Besorgniß über Jeschua's Ausbleiben hatte sie nicht, denn schon oft war der Knabe später als die Uebrigen zur Ruhe gegangen, da er es liebte, draußen in der herrlichen Sommernacht zu träumen.

Wohl eine Stunde mochte vergangen sein und noch immer lag Maria offenen Auges auf dem Lager, als leise Tritte vor dem Häuschen hörbar wurden und eine dunkle Gestalt durch die unverschlossene Thüre hereinschlüpfte. Vorsichtig tastend, um nicht an den Korb zu stoßen, in welchem Joses zu Füßen seiner Mutter schlummerte, schlich Jeschua auf den Zehen zu dem Lager, beugte sich über Maria, die ihn leise anrief und schlang seine beiden Arme um den Hals der Mutter. Mit glühenden Küssen bedeckte er ihr Gesicht und als sie, seine weichen Locken aus der Stirne streichend, ihre Wange an die seinige legte, fühlte sie die Thränen, welche über Jeschua's Antlitz rannen.

Im innigsten Mitgefühl, wie es nur die Mutterliebe für ein leidendes Kind empfindet, küßte sie ihrem Sohn die Thränen von den Wangen. Dann drückte sie sanft seinen Kopf neben sich auf das Lager und flüsterte beruhigende Worte, aber an Jeschua's pochendem Herzen prallten sie ab. Kaum hörte er die Stimme seiner Mutter, denn die Gedanken jagten ihm wirr durch das aufgeregte Gehirn.

Sollte er der Mutter, der guten lieben Mutter, sein Vorhaben verschweigen, die er doch auf's tiefste betrüben mußte durch seine Flucht? Würde sie ihn nicht abhalten und überreden, dem armseligen Leben des Handwerkers seine hochfliegenden Pläne —

das Glück seines Lebens zu opfern? — — Fest drückte er die Schläfe gegen das Kissen, aber ihr Klopfen ließ nicht nach und stets von neuem und dringender quälten ihn jene Fragen, für die er keine Lösung finden konnte.

Von Aufregung und Schmerz überwältigt, umschlang er noch einmal den Hals seiner Mutter und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Thränen und Küssen; dann lag er regungslos ausgestreckt, aber in seinen Adern kreiste das Blut fieberhaft und die weitgeöffneten Augen schauten starr zur Zimmerdecke empor.

Nachdem eine Weile verstrichen war, glaubte Maria der Schlaf habe beruhigend seine Hand auf des Knaben Haupt gelegt und so überließ auch sie sich endlich der Ruhe.

Jeschua aber lauschte achtsam ihren Athemzügen und als das langsamer und tiefer Werden derselben ihm sagte, daß die Mutter schlummere, erhob er sich sachte vom Lager und schlich auf den Zehen nach der Thüre. Sie knarrte beim Oeffnen und erschrocken hielt er den Athem an. — Zum Herzen schoß ihm das Blut zurück und unterbrach sein heftiges Pochen, denn aus der Ecke her, wo der Vater schlief, tönte ein Geräusch, als erhebe sich Jemand vom Lager. — Eiskalt überlief es den Flüchtling und scheu duckte er sich neben die nur handbreit geöffnete Thüre. Aber der Vater kam nicht um ihn zu züchtigen und an das verhaßte Leben zu fesseln — Alles blieb ruhig im Gemach und wieder aufathmend faßte Jeschua Muth und öffnete ganz leise die Thüre weiter und weiter. Dann schlüpfte seine schlanke Gestalt unhörbar hinaus und in wildem Lauf jagte der Knabe fort die Straße hinab.

Nach einigen hundert Schritten machte er halt und schaute zurück ob Niemand folge, aber es regte sich nichts. Gespenstisch ragte die gewaltige schwarze Felswand zum Nachthimmel empor und schien die schweren Wolken zu tragen, welche von ihm herabhingen. Kaum erkennbar in der Dunkelheit schimmerte das weiße Häuschen zwischen den Bäumen. Spähend und die Sehkraft auf's höchste anstrengend prägte sich Jeschua noch einmal die Umrisse

seines elterlichen Hauses ins Gedächtniß und was das Auge nicht sah, ergänzte der Gedanke. In des Knaben Seele spiegelte sich hell und klar die Stätte seiner Geburt und seiner Jugendfreuden, das Haus, welches das Theuerste umschloß, das er auf Erden besaß — und jetzt heimlich verließ!

Plötzlich schien ihm, als öffne sich die dunkle Thür — aber ein Schatten trat vor die allzu angestrengten Augen. Schreckliche Angst ergriff den Flüchtling und scheu, wie ein gehetztes Reh jagte er fort über Stock und Stein. Gar bald aber ermatteten seine Kräfte, doch die Vorstellung die Faust des Verfolgers greife ihn im Nacken, scheuchte Jeschua weiter und weiter und zwang ihn zu immer neuer Anstrengung. Endlich aber wankten seine Kniee, er strauchelte und fiel zu Boden.

Nach einigen Augenblicken der Ruhe, welche den ermatteten Gliedern neue Kraft gab, richtete sich Jeschua wieder auf und suchte seine Gedanken zu ordnen. Wie er an den Umrissen der benachbarten Berghöhen trotz der Dunkelheit erkennen konnte, befand er sich noch auf dem richtigen Weg, der aus dem Nazarathal nordwärts nach Kapharnaum führt und dorthin wollte er ja um jeden Preis.

Onkel Samuel hatte erzählt, seine Geschäfte riefen ihn auf einige Tage nach jener Stadt und zu Wem sonst als zu ihm sollte Jeschua fliehen? Auf der weiten, weiten Welt hatte er Niemand, der für ihn Theilnahme gezeigt hatte, außer der Mutter und Onkel Samuel. Ihn *mußte* er finden und wenn der ihm nicht helfen würde, dann — er wagte nicht weiter zu denken.

Durch die kurze Rast gestärkt, schritt Jeschua rüstig weiter und hoffte leise unterwegs Onkel Samuel noch einzuholen, obwohl derselbe zu Pferd war und einige beladene Kameele bei sich hatte. Es konnte ja deren Ladung in Unordnung gekommen oder ein Thier gestürzt sein, was einen längeren Aufenthalt zur Folge haben mußte. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Die pechschwarzen Wolken, welche den Nachthimmel umzogen hatten, senkten sich tiefer

herab und wie eine gewaltige Wand, die aus der Erde aufsteigt, breit und düster und ihre Spitze in den Himmel bohrt, erhob sich die Riesenpyramide des Taborberges ernst und drohend vor Jeschua's Augen. Stunde auf Stunde verrann und immer mühsamer und langsamer schleppte sich der jugendliche Wanderer fort. Niemand begegnete ihm auf der doch auch bei Nacht häufig begangenen und befahrenen Straße und nirgends bot sich Zuflucht gewährend ein freundliches Haus.

War es ein Wunder, daß das leicht erregbare, von den Vorgängen des letzten Tages überreizte Gemüth des Knaben nun an Spannkraft verlor? Daß sein Muth, der ihn getrieben, dem Vater zu trotzen, in Kleinmuth umschlug und daß die weitfliegenden Pläne, welche sein Gehirn durchzuckt hatten, einem ungestümen Angst- und Reugefühl wichen?

Der Wind erhob sich und leiser Regen tropfte nieder, warm zwar und anfangs den vom raschen Gang erhitzten Knaben erfrischend, begann das Wasser doch bald mehr und mehr seine Kleider zu durchdringen und das Unbehagliche seiner Lage zu vermehren. Weit konnte der Schutz verheißende Wald nicht mehr sein, das wußte Jeschua von früheren Wanderungen her, welche er mit seinem Vater in dieser Gegend unternommen hatte — aber noch immer zeigte er sich nicht.

Von Neuem überfiel den Knaben die Müdigkeit und selbst die Ueberzeugung, daß er hier auf offener Straße dem immer stärker werdenden Regen und Wind schutzlos preisgegeben nicht ausruhen könne, reichte nicht mehr aus, die ermatteten Glieder zu neuer Anstrengung zu zwingen.

Der Fuß zauderte und wollte nicht weiter. Ein tiefer Seufzer entrang sich Jeschua's Brust und sein Auge durchflog Hülfe suchend die Dunkelheit — aber nur ein Baumstumpf, der traurige Ueberrest eines einst üppigen, nun aber vom Feuer zerstörten Waldes unterbrach die kahle Fläche. Doch wie ein Ertrinkender selbst nach einem Strohhalm greift, um sich zu retten, so schleppte sich Jeschua

mit Aufbietung der letzten Kräfte zu jenem ast- und blätterlosen Stamm, der doch für sich selbst des Schutzdaches entbehrte.

Am Fuße des halbverkohlten Baumstumpfes sank Jeschua nieder. Thränen rannen über seine Wangen und vermischten sich mit den Regentropfen, welche der Wind ihm ins Gesicht peitschte. Längst schon waren des Knaben Kleider ganz durchnäßt, aber jetzt beim Niederlegen empfand er doppelt die eiskalte Berührung und Fieberfrost schauerte über seinen Leib. —

In sich gekauert und fest an den Stamm gedrängt ergab sich Jeschua weinend und hilflos in sein Schicksal und während der Regen auf ihn tropfte und der Wind mit seinen nassen Locken spielte, nahte der langentbehrte Schlaf.

Er hüllte seinen Mantel um den zitternden Knaben und führte ihn im Traum hinweg auf das weiche Lager im Elternhaus und über den Ruhenden beugte sich lächelnd das liebe, gute Antlitz der Mutter.

Draußen aber auf der Haide lag empfindungslos des Knaben Leib; der Regen tropfte die ganze Nacht auf ihn herab und der Wind zauste seine nassen Haare —

II.

Längst schon hatte die im Morgengold flammende Spitze des Tabor den Aufgang der Sonne verkündet und in gewaltiger Fülle ergoß nun die Himmelskönigin die Fluthen ihres wärmenden Lichtes über die Fluren. Der durchnäßte Boden dampfte, als ob ein unterirdisches Feuer entzündet wäre, um die Millionen Tropfen, welche an den Grashalmen hingen, hinweg zu kochen.

Endlich küßte die höher steigende Sonne die Augen Jeschua's und weckte ihn aus dem Schlaf. Noch weilte sein Geist in der Ferne, denn die geöffneten Augen schauten starr in den hellen Himmel, dann aber erkannte er das Ungewöhnliche seiner Umgebung und sprang rasch auf. Das Bewußtsein seiner Lage und die Erinnerung des gestern Vorgefallenen, brachen mit einem Male wie eine ungeheuere Last über ihn herein, und unaufhaltsam quollen die Thränen aus seinen dunkeln Augen.

Doch wie der Sonne Kraft die nächtlichen Wolken zerstreute, so schwand allmählig auch die trübe Sorge von Jeschua's Herz, als die wohlthuende Wärme seine erstarrten Glieder durchdrang und die zu neuem Leben auferstandene Natur in herrlichstem Lichtglanz ihm entgegen lachte. —

Nach Kapharnaum zu Samuel!

Wie ein Sieger nach der Schlacht, schritt er dahin in gehobenem Sinne, und ein Gefühl des Stolzes sein eigner Herr zu sein, los und ledig jeder väterlichen Aufsicht bemächtigte sich seiner Brust.

Mit dem freilich stark vom Regenwasser durchdrungenen

Brode und einer Hand voll Datteln, welche er aus der Tasche hervorlangte, stillte Jeschua seinen Hunger und überdachte die Entfernung, welche ihn noch von seinem Reiseziel trennte.

Zu seiner Rechten ragte der mächtige Tabor empor, dessen steile Abhänge hoch hinauf mit dichtem Wald bewachsen waren. Kahler, verwitterter und von Höhlen durchzogener Kalkstein bildete die weit in's Land hinausschauende, von Festungsmauern gekrönte Spitze des Berges. Der Eichwald, welcher sich, wie eine Schleppe vom Berge herabwallend, in's Land ausbreitete, lag unmittelbar vor Jeschua. Bald war er erreicht und unter dem prächtigen Laubdach uralter knorriger Bäume schritt der Knabe rüstig dahin.

Nun wurde auch die seither so einsame Straße belebter. Wo sich stellenweise der Wald lichtete, weideten Ziegen, Rinder und Kameele auf üppigen Wiesen. Bald kamen Leute des Wegs gegangen und Jeschua's Herz klopfte lebhaft, weil er fürchtete, erkannt und angeredet zu werden, aber Alle gingen achtlos an ihm vorüber.

Endlich erreichte er ein von Mauern und Thürmen umzogenes volkreiches Städtchen, welches von den auf der großen Handelsstraße zwischen Aegypten, Jerusalem und Damascus Reisenden als Rastort benutzt wurde. Hier herrschte ein buntes, lärmendes Treiben von beladenen und ledigen Kameelen und Pferden, von befehlenden Karavanenführern und in Streit gerathenen Kameeltreibern.

Lange mußte Jeschua warten, bis er an dem von Menschen und Thieren belagerten Brunnen seinen Durst stillen konnte. — Dann schritt er weiter auf der breiten Straße gen Damascus.

Der Weg senkte sich in ein von ausgedehnten Weiden und wogenden Kornfeldern bedecktes weites Thal hinab, welches ein von Buschwerk umsäumtes Flüßchen wie ein silbernes Band durchzog.

Schwer drückten die glühenden Sonnenstrahlen auf den einsamen Fußwanderer, aber bald lud ihn ein freundlicher Kaufmann

ein, sich zu einem seiner Knechte auf ein Kameel zu setzen und nun ging die Reise rasch und mühelos von Statten.

Der Weg wand sich bald wieder über die jenseitige Hügelkette hinan und führte dann auf eine weite Hochebene, deren Fluren von kleinen Wäldchen und herrlichen Wiesen geziert waren.

Tiefer und tiefer sank die Sonne und immer ungeduldiger über die Länge des Weges, wollte Jeschua schon daran verzweifeln, noch bei Tage in Kapharnaum anzukommen, als die vordersten Lastthiere anhielten. Sie waren auf der Höhe eines Hügels angelangt und bedurften einige Augenblicke Rast. Bald darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung und nun gelangte auch Jeschua auf jene Anhöhe, von welcher eine köstliche Aussicht über das fruchtbare Galiläische Hügelland das Auge entzückte.

Auf der sanft gekräuselten Wasserfläche des grünblauen Gennesar-Sees spiegelten sich die rosigen Abendwolken und während das diesseitige Ufer des tief zwischen Bergen eingeschlossenen Sees schon im bläulichen Schatten des Abends ruhte, glühten die felsigen Hänge des östlichen mauerartigen Höhenzugs noch in Purpur und Gold. Fischerboote belebten die Wasserfläche und weiße Häuser von hoch strebenden Palmen überragt, schmückten die westlichen Ufer. Nordwärts aber thronte, himmelhoch die Vorberge und das lang gestreckte Jordanthal überragend, das majestätische Hermongebirg, und seine grauen Felszacken und weiten Schneefelder strahlten im Feuer der untergehenden Sonne.

Nun zweigte sich die Straße. Gerade aus führte der Weg nach Damascus, rechts nach Kapharnaum, dessen Häuser das Nordende des Gennesar-See's umsäumten. Rasch ging es nun abwärts auf letzterer Straße, aber das Abendroth, welches die jenseitigen Uferberge vergoldet hatte, war längst erloschen, als die Karawane endlich am Thor der gewaltigen mit Zinnen und Thürmen versehenen Stadtmauer ankam.

Ein mürrischer Thorwächter nahm den Zoll in Empfang,

welcher für jedes in die Stadt eintretende beladene Lastthier entrichtet werden mußte.

Als der Begleiter Jeschua's sein Kameel durch das Thor führte, rief der neben dem Wächter stehende Herr der Karawane Jeschua an und frug ihn, wessen Haus in Kapharnaum das Ziel seiner Reise sei. Verlegen antwortete der Knabe, er suche seinen Onkel Samuel, einen reisenden Kaufmann, der am Morgen in Kapharnaum angekommen sein müsse.

„Sechszehn!" zählte der Wächter, als wieder ein Kameel durch das Thor eintrat. „Sechszehn!" wiederholte der Kaufmann und fuhr dann zu Jeschua gewandt fort:

„Du weißt doch die Wohnung, in welcher Dein Onkel einkehrt?" Als dies Jeschua kleinlaut verneinte, sah ihn der Fragende erstaunt an und rief: „Dann ist es unmöglich, daß Du ihn in der großen Stadt findest!"

„Siebzehn!" zählte der Wächter und „Siebzehn" murmelte der Herr in seinen Bart. „Heute Nacht kannst Du nicht hier im Freien schlafen, wo so viel Gesindel sich herumtreibt. Gehe mit mir, Du magst für heute in meinem Hause Unterkommen finden!"

Erfreut wollte Jeschua danken, aber da gerade das achtzehnte und letzte Kameel im Thorbogen angelangt war, so kehrte ihm der Herr den Rücken und verhandelte mit dem Wächter.

Jeschua wartete bescheiden, bis der Kaufmann sich wieder zu ihm wenden würde, aber im Drang der Geschäfte vergaß ihn dieser, schwang sich auf sein Pferd und ritt in scharfem Trabe den vorausgeschrittenen Lastthieren nach.

Bestürzt blickte Jeschua auf den Davonreitenden, nicht wissend, was er nun beginnen sollte, aber einer der Leute, welche zur Karawane gehört hatten, war noch bei dem Wächter zurückgeblieben und mit diesem ins Zollhaus gegangen. Jetzt trat er heraus und nahm Jeschua auf seine Bitte mit nach der Wohnung seines Herrn.

Durch gar manche düstere Gassen ging der Weg und staunend sah Jeschua das endlose Häusergewirr. Endlich war das Ziel erreicht und als der Kaufmann von der Anwesenheit des Knaben benachrichtigt wurde, kam er selbst herbei und befahl einem Diener dafür zu sorgen, daß Jeschua Mahlzeit und Schlafstätte erhalte. So geschah es auch. Der Knabe speiste mit den Knechten des Hauses und theilte ihr Lager mit ihnen.

Mit großer Besorgniß erfüllte es ihn aber, als keiner der Knechte seinen Onkel Samuel kennen wollte, so genau er ihn auch beschrieb.

„Wessen Sohn ist er?"

Jeschua wußte es nicht. Man hatte ihn stets nur Samuel genannt.

„Samuel heißt jeder zehnte Mann hier, wenn Du weiter nichts von ihm weißt, so wirst Du ihn schwerlich finden unter den viel Tausenden Bewohnern der weitläufigen Stadt."

So sprachen sie und erfüllten des Knaben Herz mit Angst. — Früh am andern Morgen war Jeschua auf der Straße und sah staunenden Auges an den gewaltigen Thürmen empor, welche das Seeufer beherrschten, und schritt der prächtigen Hauptstraße entlang, deren Häuserreihe sich wohl eine Stunde lang hinzog längs dem herrlichen See.

Kleine Quersträßchen, so eng, daß niemals die Sonne ihren Boden berührt, führten hinein in ein düsteres Häuserlabyrinth.

Weil aller Verkehr die eine große Hauptstraße durchzog, so konnte Jeschua hoffen, seinem Onkel Samuel hier zu begegnen, und er wanderte den ganzen Tag auf der großen Straße von einem Ende der Stadt zum andern.

Das rege Treiben der Kaufleute, das Beladen, Abfahren und Ankommen der weiß besegelten Schiffe fesselte sein Auge und träumerisch sah er dem Spiel der Wellen zu, welche geschäftig am Strand heraufhüpften.

Plötzlich aber aus dem Selbstvergessen erwachend, schreckte Jeschua zusammen und hastig eilte er fleißig umherspähend die Straße weiter.

Schon näherte sich die Sonne dem Untergange und länger und länger wurden die Schatten, aber noch immer hatte Jeschua nicht die geringste Spur des Mannes gefunden, von dem allein er Rath und Hülfe für seine Zukunft erwartete. Auch der Hunger quälte den Knaben, aber dieser wagte nicht, Fremde um Speise zu bitten. Doch als mit mächtigen Schritten der Abend kam, beschloß er, wiederum das Haus des Kaufmanns aufzusuchen, das ihm schon in der letzten Nacht Obdach gewährt hatte.

Ermattet durch das fruchtlose Suchen, ging er traurig und gesenkten Hauptes die Straße entlang und wäre beinahe wider einen daherschreitenden etwas buckligen Mann gerannt, der einen gewaltigen Sack auf der Schulter trug und darum den Entgegenkommenden nicht sehen konnte; aber unmittelbar vor dem Zusammenstoß erhob Jeschua den Blick und wich mit rascher Bewegung dem Packträger aus.

Murrend ging dieser weiter, ohne aufzusehen.

Jeschua aber wandte sich blitzschnell um und starrte dem Davongehenden nach. Dieses Gesicht, das sein Auge nur ganz flüchtig gestreift hatte, war ihm bekannt. Rasch lief er dem Manne nach.

Richtig, er war es, Hannoch, Onkel Samuel's Diener.

Mit bebender Stimme rief Jeschua den Lastträger an.

Verwundert blieb dieser stehen und schaute unter dem Sack hervor, dessen Last seinen Nacken niederbeugte.

„Kennst Du mich nicht Hannoch? Ich bin Jeschua, Josephs Sohn aus Nazara!"

Freundlich grinsten die verwitterten Züge des Mannes, als er antwortete: „Ja, ja ich kenne Dich wieder! Aber was thust Du hier?"

„Zu Onkel Samuel muß ich! Führe mich zu ihm Hannoch, lieber, guter Hannoch!"

„Ja, ja, das kann geschehen, geh' nur mit!"

Freudig ging Jeschua neben dem Diener her und obwohl er, von Ungeduld getrieben, diesem fast immer zwei Schritte voraus war, so richtete er fortwährend Fragen an Hannoch. Der Lastträger aber murmelte anfangs unverständliche Worte gegen den Boden und schwieg dann ganz, da ihm die Bürde das Sprechen schwer machte.

Als endlich das in einer Seitengasse gelegene Haus, in welchem Onkel Samuel seine Waarenniederlage hatte, erreicht war, erfuhr Jeschua, daß der Kaufmann nicht zu Hause sei. Der Diener führte ihn aber in Samuels Stube, welche eher einem Magazin von Teppichen und Fruchtsäcken glich, als einer Wohnstätte.

In dem fast dunklen niedrigen Gemache auf einem hohen Pack zusammen gewickelter Kleiderstoffe sitzend, erwartete Jeschua, der vom vielen Hin- und Hergehen sehr ermüdet war, die Ankunft Samuel's. Endlich wurden Schritte laut in der Hausflur, der Langersehnte trat in's Zimmer.

„Onkel Samuel!" rief Jeschua und stürzte dem Ankommenden entgegen.

Verwundert trat dieser einen Schritt zurück, da er bei dem schnellen Wechsel von Licht und Dunkel den Sprecher im Zimmer nicht zu erkennen vermochte.

Jeschua aber ergriff seine Hand und preßte sie an seine Lippen:

„Ich bin es, Onkel Samuel, Jeschua!"

„Jeschua?" rief Samuel erstaunt „wie kommst Du hierher?"

„Ach Onkel Samuel!" begann der Knabe, plötzlich kleinlaut werdend: „Ich bin zu Dir gekommen — zu wem soll ich denn sonst gehen? Du mußt mir helfen!" stammelte Jeschua.

„Was soll ich Dir denn helfen, so sprich doch!"

„Du weißt ja, daß der Vater es nicht leiden kann, wenn ich etwas Anderes thue als in der Werkstatt zu sägen und zu hobeln und da hat er gestern — —" Thränen kamen Jeschua in die Augen und krampfhaftes Schluchzen unterbrach seine Worte,

„— gestern mir gedroht, daß er mich — daß er mich prügeln wolle —."

Laut weinend drückte Jeschua seinen Kopf in den Mantel des Kaufmanns.

„Und da bist Du einfach fortgelaufen! Nicht wahr?" ergänzte Samuel Jeschua's Rede, der vor Weinen nicht weiter sprechen konnte.

Samuel fühlte, daß Jeschua mit dem Kopf unter dem Mantel eine bejahende Bewegung machte und der sonst so heitere Mann runzelte bedenklich die Stirne. Betroffen über den Ton, in welchem Jener gesprochen, blickte Jeschua in die Höhe und sah bestürzt die ernste Miene Samuels, desselben Samuels, den er immer nur freundlich und harmlos scherzend gekannt hatte.

Mit fast rauher Stimme stieß dieser die Frage hervor: „Also Deinem Vater bist Du weggelaufen und ich soll Dir helfen? Thörichter Knabe, kennst Du nicht das fünfte Gebot? Glaubst Du im Ernst, ich würde Dich aufnehmen, damit Du Dich offen gegen den Willen Deines Vaters versündigen kannst? Nein, mein heißblütiger Junge, das Kind hat dem Vater zu gehorchen, der doch nur sein Bestes will! Heute magst Du hier bleiben, ich will für Dein Unterkommen sorgen, morgen sende ich Dich mit meinem Diener nach Nazara zurück, damit — — —"

Ein schriller Aufschrei entfuhr Jeschua's Munde. Er stürzte zur Erde und umschlang Samuel's Knie mit beiden Händen.

Jeschua's thränenüberströmtes Gesicht sah flehentlich bittend hinauf zu dem Manne, auf den er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte und der ihn jetzt dem erzürnten Vater ausliefern wollte.

„Nein, Onkel Samuel! — Nein! — Thue es nicht! — Mache mit mir was Du willst, nur schicke mich nicht zum Vater zurück!"

Laut aufschluchzend drückte Jeschua heftig seinen Kopf an Samuel's Knie und ein Zittern durchlief den zarten Leib des Knaben. Betroffen über den gewaltigen Ausbruch des Schmerzes be-

mühte sich Samuel vergebens gegen die Theilnahme anzukämpfen, welche sein gutmüthiges Herz für den unbesonnenen Knaben empfand.

Seine Strenge, welche den jugendlichen Sünder so in Aufregung versetzt hatte, schmolz vor den Thränen Jeschua's, wie Schnee in der Sonne, und in milderem Tone suchte er den geängstigten Knaben zu trösten, denn er machte sich den nicht unverdienten Vorwurf, daß die Worte, die er im Beisein Jeschua's an dessen Eltern gerichtet hatte, zur unmittelbaren Ursache der unüberlegten Flucht des Knaben geworden waren und es schien ihm jetzt durchaus nöthig, Jeschua mit allen Mitteln wieder zur Rückkehr zu seinen Eltern zu bewegen. So gar leicht war diese Aufgabe aber nicht.

„Mußt Du denn auch gleich fortlaufen, wenn Dein Vater einmal gegen Dich streng war?" begann Samuel. „Wäre es nicht besser gewesen, Du hättest fleißig in der Werkstatt gearbeitet und Deinem Vater gezeigt, daß Du etwas kannst? Gewiß hätte er Dir dann auch Deine Liebhabereien erlaubt. — Später, wenn Du einmal ein gelernter Zimmermann bist, kannst Du ja auch immer noch Anderes treiben, als Bretter sägen und hast einen Rückhalt am Handwerk, wenn es Dir mit der Schreiberei nicht glückt! So wäre es am vernünftigsten gewesen und — was die Hauptsache ist — Du wärest ein braver, gehorsamer Sohn geblieben!

Aber daran dachte der Trotzkopf nicht. Davonlaufen bei Nacht und Nebel, in der Welt herumirren wie ein verlorenes Schaf und die Mutter sich zu Hause die Augen ausweinen lassen — mit dem Kopf durch die Wand, obwohl die Thüre daneben offen steht — das ist so die Art der wilden Jugend! Das Gescheideste ist — Du weißt, wie gut ich es mit Dir meine, mein Junge, — Du gehst morgen zurück zu Deinem Vater und bittest ihn um Verzeihung. Wenn Du ihm versicherst, daß Du fleißig und ordentlich arbeiten willst, so wird er ein Auge zudrücken über Deine Thorheit und Alles kann wieder gut werden. — Nicht wahr, mein Junge, so soll es geschehen?"

Jetzt mußte Jeschua antworten, aber die von Neuem hervortretenden Thränen erstickten seine Stimme.

Endlich sagte er mit bebendem Munde:

„Ach, Onkel Samuel, Du weißt nicht, wie der Vater ist. Er hat mir so fürchterlich gedroht — in der Werkstatt arbeiten mein Leben lang — das halt ich nicht aus! Wenn ich nur Chassan oder gar Rabbi werden könnte — Tag und Nacht wollt' ich arbeiten, um meine Lehrer zu befriedigen — die Augen wollt' ich mir blind sehen, wenn ich nur immer lesen darf in der herrlichen Schrift! Aber in der Werkstatt Handreichungen zu thun, wie jeder Taglöhner, Jahr aus, Jahr ein — nein!" rief er plötzlich mit Heftigkeit, „ich gehe nicht nach Haus, ich kann nicht — eher springe ich ins Wasser!"

Wilde Angst zuckte über Jeschua's todtenblasses Gesicht.

Erschrocken betrachtete Samuel des Knaben aufgeregte Züge, welche der durch die Fensteröffnung hereinfallende Schimmer einer im Winde flackernden Laterne unstät beleuchtete.

„Beruhige Dich mein Sohn!" erwiderte der Kaufmann, indem er Jeschua's Hand faßte, „so schlimm steht es noch nicht! Wer wie Du als Muttersöhnchen aufgewachsen ist, glaubt gleich, das größte Unglück bräche über ihn herein, wenn einmal nicht Alles nach seinem Kopf geht. Wir wollen uns die Sache in Ruhe überlegen! Vorläufig bleibst Du bei mir. — Heute Nacht magst Du hier in dieser Kammer schlafen, morgen früh wollen wir dann weitersehen. — „Hast Du Hunger?" fügte er dann in gutmüthigem Tone bei. Jeschua nickte.

„Armer Schelm, hast wohl lange nichts gegessen! Rufe Hannoch herein, er soll meine Mahlzeit bringen! Sie reicht schon aus für zwei hungrige Mägen!"

Der Diener brachte Fleisch, Brot, Früchte und Wein, und gar traulich wurde es Jeschua als er neben Samuel in dem kleinen Gemach saß, dessen Beleuchtung nur aus einer trüben Oellampe bestand. Nach beendeter Mahlzeit plauderten beide noch lange.

Jeschua mußte haarklein erzählen, wie es ihm seit seiner Flucht von Nazara ergangen war.

Je später es wurde und je mehr der Wein auf die Neige ging, den Samuel sich in erstaunlich kurzen Zwischenräumen in den Becher goß, um so mehr hellte sich die Laune des gemüthlichen Mannes auf. Er scherzte, lachte und kürzte die Zeit mit allerlei heiteren Erzählungen und würde wohl noch lange damit fortgefahren haben, wenn nicht Jeschua, der sich schon seit geraumer Zeit nur mit Aufbietung aller Kräfte aufrecht erhalten hatte, unabsichtlich zu deutliche Zeichen seiner Müdigkeit gegeben hätte. Sein Kopf sank herab auf die Brust und der sich krümmende Rücken suchte vergebens nach einem Halt. Wankend neigte er sich langsam zur Seite in die leere Luft, tief und tiefer, bis das Verlieren des Gleichgewichts ihn jäh aus dem beginnenden Schlaf aufschreckte.

Die hastige Bewegung beim Wiederaufrichten konnte selbst Samuels weinschweren Augen nicht unbemerkt bleiben.

„Oho!“ rief er mit lustiger und überflüssig lauter Stimme, „Du sitzest schlecht im Gleichgewicht, Deine Beine sind leichter wie Dein Kopf! — Ja, ja, Du bist müde und es mag schon spät sein! Leg' Dich dort auf die Matte, damit Du nicht ganz umfällst. — Ich komme auch, will nur noch den Krug da geschwind austrocknen, es wäre Schade um den schönen Wein! Bis morgen wird er doch sauer.“

Während Samuel mit unsicherer Hand den großen Krug erhob und den nicht unbedeutenden Rest in seinen dickbauchigen Becher goß, schlich Jeschua schlaftrunken zu dem angewiesenen Lager und war bald eingeschlummert.

Nach einer Weile war auch der letzte Tropfen des Weines verschwunden. Samuel stützte beide Hände so fest auf den niederen Tisch, daß er krachte und erhob sich mit Anstrengung. Nachdem er die Lampe mit etwas zitternder Hand gefaßt hatte, ging er langsam und schwankenden Schrittes zum Lager.

Der Lichtschein fiel auf den hier ausgestreckten jugendlichen

Schläfer, und Samuel, die eine Hand in die Seite stützend, blieb verblüfft stehen, als ob er die Anwesenheit der fremden Gestalt durchaus nicht begreifen könne und sich vergeblich abmühe, die Ursache ihres Hierseins zu ergründen. Dann aber tauchte die Erinnerung allmälig nebelhaft in ihm auf und sein breites, bärtiges Gesicht zu einem grinsenden, freundlichen Lächeln verziehend, murmelte er halblaut den Namen: „Jeschua."

Hierauf stellte er die nicht ohne Mühe ausgeblasene Lampe auf den Boden und ließ sich ächzend, mit gewaltigem Stoß auf das Lager niederfallen.

Tiefe Finsterniß erfüllte das niedere Gemach. Ruhig schlummerte der Knabe in süßen Träumen, aber zu seiner Seite rasselten Samuels Schnarchtöne, daß die Wände des schlechtgebauten Häuschens erzitterten. —

Als sich Jeschua am andern Morgen die Augen rieb, sah er das Lager an seiner Seite leer.

Samuel, von dem Diener geweckt, war schon frühzeitig seinen Geschäften nachgegangen, Brod und Wein für Jeschua auf dem Tische zurücklassend. Doch schmeckte diesem das Frühstück nicht recht, wußte er doch immer noch nicht, was mit ihm werden solle.

Endlich nach langsam verstrichener Wartezeit erschien Samuel's breite Gestalt unter der Thüre und mit vollkräftigem Baß rief er dem Knaben zu:

„Recht so, mein Junge, nur lange geschlafen, wenn man nichts besseres zu thun hat. Das gibt Kraft! — Aber jetzt will ich Dir sagen, was geschehen muß. Ich habe mir die Sache überlegt, so einfach war es nicht, das Rechte zu finden. Also höre! Hannoch reitet jetzt gleich nach Nazara und sagt Deinem Vater, daß Du hier bei mir bist."

„Nein, Onkel Samuel!" rief Jeschua erregt aus, „ich bitte Dich — —"

„So beruhige Dich doch und warte ab, was ich Dir sage!" unterbrach ihn der Kaufmann.

„Hannoch theilt also Deinem Vater mit, daß Du hier bist und trotz aller meiner Zureden nicht zu bewegen seist, nach Nazara zurückzukehren. Will Dein Vater sein Recht geltend machen, und Dich mit Gewalt zurückholen, so mag er es versuchen."

Ueber Jeschua's Gesicht zuckte wieder wie gestern die Verzweiflung und mit dem Ausruf:

„Nein — nie kehre ich zum Vater zurück!" sprang er mit einem Satze zur Thüre hinaus.

„So halt' doch, Jeschua!" rief Samuel und eilte dem leichtfüßigen Jungen nach. Der aber, scheu wie ein Reh, war schon weit die Straße hinab, ehe der dicke Kaufmann um die Ecke des Hauses bog.

Keuchend und fluchend lief er hinterdrein, aber da sein Körper zu einem Schnelllauf nicht geeignet war, mußte er bald einhalten und schnaufte ächzend nach Luft.

Aus der Ferne sah Jeschua sehr bald, daß er von diesem Verfolger wenig zu fürchten habe und blieb ebenfalls stehen.

Nun winkte und fuchtelte Samuel fortwährend mit den Armen, um Jeschua herbeizurufen, was auch endlich Erfolg hatte. Vorsichtig näherte sich der Knabe, bis er Samuels Stimme verstehen konnte.

„Du dummer Junge, so komme doch her! Ich halte Dich nicht — mach' doch keine Streiche! — Ich mein's ja gut mit Dir!"

Langsam kam der Knabe herbei, stets bereit, wieder davon zu springen. Samuel sprach nun in gedämpfterem Tone weiter:

„Deinem Vater will ich Dich ja gar nicht übergeben, wenn er Dich durchaus holen will, so hast Du immer noch Zeit genug davon zu laufen und, weißt Du, ich will dann schon dafür sorgen, daß Du irgendwo ein ordentliches Unterkommen findest. Also geh' her Junge, gib mir die Hand und laß uns gute Freunde bleiben. Du weißt, ich kann traurige Gesichter nicht leiden!"

Erstaunt und erfreut zugleich sah Jeschua auf den Kaufmann und wirklich, die freundlichen Augen des gutmüthigen Mannes

lächelten ihn so herzlich an, daß Falschheit nicht hinter ihnen verborgen sein konnte. „Aber vorhin sagtest Du doch, wenn der Vater käme, so solle er mich mitnehmen!“ wandte Jeschua den letzten Worten Samuels ein.

„Ja, aber ich verspreche ihm nicht, daß er Dich noch hier findet. Wenn Du mir fortgelaufen bist, so kann ich doch den leichtfüßigen Wildfang nicht einholen! Das haben wir gerade eben erst gesehen. — Also komme jetzt ins Haus, es ist mir fürchterlich heiß geworden bei dem dummen Laufen und die Sonne brennt hier entsetzlich.“

Endlich beruhigt, ging Jeschua mit Samuel nach der Wohnung zurück. Hannoch erhielt den Auftrag, sattelte sein Pferd und ritt nach dem sieben Stunden entfernten Nazara.

Die Antwort des Vaters konnte nicht wohl eher, als bis zum Abend erwartet werden. Viel zu langsam verstrich Jeschua, der sich beim Umpacken von Waaren nützlich machte, die Zeit. Endlich gegen Sonnenuntergang schallten rasche Hufschläge die Straße herauf.

Fragend sah Jeschua seinen Beschützer an und eilte dann hastig an die Thüre.

Ein Pferd hielt vor dem Hause und hinaustretend erkannte Jeschua, daß nur Hannoch gekommen war, allein ohne den Vater.

Tief aufathmend stürzte er ihm entgegen. Hannoch aber band nach flüchtigem Gruß sein Pferd an einen vorspringenden Balken in der Mauer und trat zu Samuel, der inzwischen näher gekommen war.

„Nun, was hast Du für Nachrichten?“ frug Samuel den Diener, und fügte, da derselbe nicht sogleich mit der Sprache herauswollte, hinzu: „Sind sie schlecht?“

„Ja schlecht, wie man's nimmt,“ entgegnete Hannoch.

„Joseph war wüthend, als ich ihm erzählte, daß sein Sohn bei uns in Kapharnaum sei und er gebrauchte wahrlich nicht die freundlichsten Worte gegen Euch, Herr!“

„Das kann ich mir wohl denken," erwiderte Samuel achselzuckend, „aber was will er mit dem Knaben machen?"

„Der soll ihm nicht wieder vor die Augen kommen!"

Jeschua bebte zusammen.

„Der Knabe hätte sich losgesagt von seinem Vater und so möge er jetzt allein sehen, wie er durch's Leben käme, einen Vater habe er nicht mehr!" fuhr Hannoch fort.

Jeschua aber stand regungslos und hörte das Urtheil seines Lebens. Keine Thräne rollte über seine blassen Wangen.

„Deine Mutter," wandte sich Hannoch zu Jeschua, „eilte mir nach, als ich schon weggegangen war und gab mir diese Pergamentrolle mit; sie sagte, Du solleſt oft an sie denken und sie wünsche, es möge Dir gut gehen in der Welt und Du einst wiederkehren in Deine Heimath!"

Jeschua zitterte und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Hastig ergriff er das Pergament; es war ein Stück der heiligen Schrift, das Buch Hiob, aus welchem er am letzten Abend vor seiner Flucht der Mutter vorgelesen hatte.

Er preßte das Erinnerungszeichen fest an seine Brust, war es doch der einzige sichtbare Trost, welchen er aus dem elterlichen Haus mitnahm in die weite Welt.

Was sollte jetzt aus ihm werden?

Fragend blickte er auf Samuel als den Freund, auf welchen er allein seine Hoffnung setzen konnte. Dieser aber wollte von Hannoch Näheres wissen.

„Hat Dir denn Joseph, der doch ein wohlhabender Mann ist, kein Geld oder sonst Werthvolles für den Jungen gegeben, damit der Arme nicht betteln gehen muß?"

„Nein — gar Nichts hat er mir gegeben; nur meinte er höhnisch, Du hättest Jeschua verführt, andere Wege zu gehen, als sein Vater wünsche und so mögest Du auch dafür sorgen, daß er nicht verhungere!"

Das Blut schoß Samuel in den Kopf, aber augenscheinlich suchte er sich des Knaben wegen zu bemeistern.

„Der Geizhals!“ brummte er ärgerlich in den Bart. „Sein eigen Kind läßt er lieber verhungern, als daß er nachgibt.“

„Dein Vater ist hart und gefühllos wie das Holz, das er bearbeitet,“ wandte sich Samuel an den Knaben, „doch solls Dir an Nichts fehlen, mein Junge; ich will schon für Dich sorgen, bis Du auf eigenen Füßen stehen kannst.“

Freudig umarmte Jeschua ein über das andere Mal seinen Beschützer, der wie ein Vater, ja besser wie sein eigener Vater, für ihn sorgen wollte. Verflogen war im Augenblick alle Traurigkeit, die im jugendlichen Gemüth niemals lang zu herrschen vermag.

Jeschua küßte seines Schützers Hand, hing sich mit beiden Armen an seinen Hals und wollte nicht aufhören mit Liebkosungen und Dankesbezeugungen. Endlich schüttelte ihn Samuel freundlich von sich ab und meinte:

„Jetzt laß es gut sein! Ich habe mir schon vorher, ehe Hannoch kam, überlegt, was mit Dir geschehen soll. Komme mit in's Zimmer, beim Nachtessen erzähle ich Dir's.“

III.

Drückende Hitze lag über den engen Straßen Jerusalems. Die regenlosen Tage der letzten Wochen hatten Wärme auf Wärme gehäuft und die Nächte, welche doch sonst Kühlung brachten, boten keine Erquickung mehr, denn die staubigen Straßen und die Mauern der Häuser hauchten Nachts die Gluth aus, welche die Sonnenstrahlen am Tage in ihnen angesammelt hatte. Nur im Innern der Häuser war es noch kühl, und wer nicht gerade durch unaufschiebbare Geschäfte genöthigt war, die ausgestorbenen Straßen zu durchwandern, der verließ die Mauern seiner Wohnung nicht.

In solch heißen Tagen genossen die Reichen mit Behagen die Vorzüge ihrer üppigen Wohnungen. Während in den niederen Häuschen der Armen schlechte Luft und drückende Schwüle herrschte, welche dem fleißigsten Arbeiter das mit immer schlafferer Hand geführte Werkzeug endlich aus der Hand nahm, war es prächtig kühl in den weiten Hausfluren und hohen Gemächern der Paläste. Auf köstlichen Decken hingestreckt, unterhalten durch Saitenspiel, Gesang und munteres Geplauder, vertändelten die Kinder des Glücks ihre Tage.

Es schwieg der Streit der Parteien und eine Pause trat ein in jeder politischen Arbeit. Schadenfroh lächelnd sahen die Juden, wie die römischen Wachen schweißtriefend in den durchglühten Straßen daherzogen, sich dicht an den Häusern in dem schmalen Schattenstreif haltend, welchen sie nur zu oft bei einer Biegung des Weges verlassen mußten.

Heute brauchte der heidnische Unterdrücker Israels keinen Auf-

stand der Juden zu befürchten. Auch die heißeste Vaterlandsliebe würde kein Schwert zücken, wenn die glühende Sonne den Schwung des Geistes und die Kraft des Armes lähmt.

Droben aber auf der die gewaltige Stadt beherrschenden Burg Antonia,*) deren Mauern und Thürme zur Seite des in weißem Marmorgewand blinkenden Tempels trotzig von hohem Felsen niedersahen, hielten die vorsichtigen Römer Jahr aus Jahr ein Tag und Nacht mit scharfen Augen Wacht über die vielköpfige unzuverlässige Bevölkerung Jerusalems. Waren es doch erst sieben Jahre her, daß ein neuer Aufstand des unterdrückten Volkes niedergeworfen werden mußte mit Feuer und Schwert.

Von Stunde zu Stunde schmetterten die Trompeten der römischen Besatzung ihre Signale von der Burg herab über die schweigende Stadt und immer von Neuem erinnerten ihre fremden herausfordernden Töne die Bewohner an die verhaßte Fessel. Bis in das Innerste der Häuser drang der Tubaruf, welchem gar manche Verwünschung von den Lippen der jüdischen Hörer als Antwort folgte — freilich nur ganz im Geheimen, denn fürchterlich straften die Römer jedes Zeichen aufrührerischer Gesinnung.

Ueber große Härte von Seiten ihrer Unterdrücker konnten sich die Juden übrigens sonst nicht beklagen, denn Augustus hatte als weiser Sieger nach der blutigen Niederwerfung der vom Galiläer Juda und dem Pharisäer Zadock angeführten Empörung strengen Befehl gegeben, Alles zu vermeiden, was das unruhige Volk zu neuen Aufständen reizen konnte und besonders die religiösen Gebräuche der Israeliten in jeder Weise zu schonen.

Nun aber war vor wenigen Monden der allmächtige Kaiser gestorben und ob sein Nachfolger Tiberius als Imperator gleich freundliche Gesinnung gegen die Juden äußern würde, schien sehr zweifelhaft. Einstweilen hatte der von Tiberius geschickte neue Prokurator Gratus den seitherigen Hohenpriester Hannas plötzlich

---

*) Zu Ehren des Antonius von ihrem Erbauer Herodes so genannt.

seines Amtes enthoben und Ismael Phabi an seine Stelle gesetzt — eine Handlung, welche allgemein nur als der Vorbote anderer, das Judenthum verletzender Maßregeln aufgefaßt wurde. Als nach wenigen Monden Ismael vom Prokurator ebenfalls abgesetzt wurde, gelang es aber den Mitgliedern der Hannas'schen Partei den Prokurator zu veranlassen, Eleazar, den ältesten Sohn des Hannas zum Hohenpriester zu machen. Selbstverständlich war dieser nur dem Namen und der äußeren Form nach Hoherpriester, Hannas aber blieb nach wie vor das Haupt des Synedriums und sein Einfluß wuchs im Volk in Folge seiner Zurücksetzung durch die Römer nur noch mehr. —

Wieder scholl aus der Burg Antonia ein Trompetensignal schmetternd über die Stadt hin. Hannas der abgesetzte Hohepriester, welcher, die Hände auf dem Rücken, in dem hohen Gemach seines mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Pallastes schon einige Zeit hin und her gegangen war, hielt seine Schritte an und lauschte.

Ein unverständlicher Fluch glitt über seine schmalen Lippen, dann ging er weiter. Seine auffallend starken buschigen Brauen hatten sich zusammengezogen und senkrechte Falten durchfurchten die hohe knochige Stirn.

Wie er so dahinschritt im halbdunklen Raum, dessen Fenster zur Abhaltung der glühenden Luft dicht mit Teppichen verhängt waren, hatte seine hohe Gestalt etwas Würdevolles. Der lange aber allzudünne, zweisträhnige Bart war stärker ergraut als das spärliche Haupthaar und fiel wirr auf die Brust herab, aber der stolze ungebeugte Gang und der Ausdruck eines energischen Willens, welcher auf dem hageren Gesicht lag, ließen sofort erkennen, daß Ehrgeiz und Herrschbegier in Hannas' Brust schlummerten und daß er sein Haupt nicht beugt, wenn auch die römische Gewalt es seines hohenpriesterlichen Schmuckes beraubt hatte.

Drei wuchtige Schläge mit dem Klopfer erschallten an dem aus starkem Gebälk gezimmerten Thore des Hauses, über welchem die zehn Gebote des Herrn in glänzender Goldschrift prangten.

Als der Pförtner aus einer kleinen Fensteröffnung heraus=schaute auf die sonnige Straße, sah er einen wohlbeleibten Mann mit zottigem Bart in der Kleidung wohlhabender Kaufleute vor dem Thore stehen und ihm zur Seite einen schmächtigen Knaben.

„Was ist Euer Begehr?"

„Zu Hannas, dem Hohenpriester will ich. Melde, Samuel ben Abja, sein Jugendfreund, wolle ihn sprechen," gab der Draußen=stehende zur Antwort.

Nach einer Weile schob der Pförtner mehrere gewaltige Riegel zurück und öffnete.

„Tretet herein, Hannas erwartet Euch!"

Staunend sah Jeschua's Auge, welches an die ärmlichen Häuschen Nazara's gewöhnt war, die hochgewölbte Vorhalle, welche sie nun durchschritten. Dann um die Ecke biegend, betraten sie eine lange, den Hof umgebende Gallerie, welche von wundersam geformten, oft spiralförmig gedrehten Marmorsäulen gestützt war. Grell schien die Sonne in den viereckigen Hofraum, und einen fast unerträg=lichen Lichtglanz strahlte die blendend weiße Colonnade zurück. — Wohlthuendes Dunkel empfing dagegen die Wanderer, als sie am Ende der Gallerie in einen Seitengang umbogen und die breiten Marmortreppen hinaufstiegen.

Der vorangehende Pförtner klopfte in eigenthümlichem Rhyth=mus an eine aus dunkelm Cedernholz kostbar geschnitzte Thür und diese ward von innen geöffnet.

Samuel faßte Jeschua, der sich neugierig umschaute, bei der Hand und beide traten ein.

Der Diener, welcher die Thüre geöffnet hatte, schloß dieselbe sofort wieder ab und geleitete dann die Besucher aus dem Vor=zimmer, in welchem sie sich befanden, in das anstoßende Gemach.

„Nur näher, Samuel! Friede Dir!" rief eine scharfe, aber nicht unfreundliche Stimme. „Schön, daß Du wieder einmal an mich denkst." Mit diesen Worten kam Hannas aus dem düsteren Hintergrunde hervor.

„Der Herr segne Dich!“ grüßte Samuel unter tiefer Verbeugung.

„Wer ist denn Dein kleiner Begleiter hier?“

„Er stammt aus Nazara,“ gab Samuel zur Antwort, „und seinetwegen möchte ich Dich um eine Gefälligkeit bitten!“

„So!“ brummte Hannas und während seine scharfen, grauen Augen auf Jeschua ruhten, nahmen seine Gesichtszüge einen kalten, verschlossenen Ausdruck an.

Hannas führte seine Gäste zu einer baukartigen, mit weichen Decken versehenen Ruhestatt und während er selbst sich nachlässig zurücklehnte in seinen mit prachtvollem Tigerfelle belegten thronartigen Sessel, sah er Samuel fragend an, offenbar von ihm Aufschluß über den Zweck seines Herkommens erwartend.

Allmälich hatten sich Jeschua's Augen an die matte Beleuchtung gewöhnt und scheu blickte er um sich in dem kostbaren Gemach. Vergoldete Balken begränzten die kleinen mit Teppichen verhüllten Fenster, ein breiter Goldstreif lief in doppelter Mannshöhe rings um die mit Cedernholz getäfelte Wand und sandte zweimal an jeder Seite ebensolch breite Goldstreifen zu dem Fußboden herab, dessen Mosaik verschlungene, buntfarbige Linien und Sterne der mannigfachsten Art darstellten. In dem Goldstreifen, welcher die Wand zierte, waren Sprüche aus dem mosaischen Gesetz in hebräischer Schrift eingegraben, deren schwarze Zeichen sonderbar von dem glänzenden Hintergrund abstachen.

Mehrere Tische aus Eichenholz, reichgeschnitzt, standen umher; zwei von ihnen trugen goldene und silberne Becher, Krüge und Schalen. Ein reich vergoldeter, mit Teppich verhängter Schrank, vor welchem sich ein viereckiges Lesepult befand, war ohne Zweifel dem Schrank im Tempel nachgebildet, in welchem die Gesetzesrollen aufbewahrt wurden und mochte ebenfalls dazu dienen, die Schriften des Gesetzes, welche Hannas gewiß in großer Vollzähligkeit besaß, zu bewahren. —

Am wenigsten gefiel dem unschuldigen Gemüth Jeschua's der Herr des Hauses selbst.

Das kalte, oft höhnische Lächeln, das seine schmalen Lippen umspielte, der gemessene, mitunter hochfahrende Ton seiner Sprechweise und das beständige Spiel seiner bald niedergeschlagenen, bald lauernd aufblitzenden und scharf fixirenden Augen erfüllte Jeschua mit einem unbestimmten Gefühl der Abneigung gegen den hohen Herrn und er hätte lieber draußen in der sonnigen Straße die drückende Mittagshitze erdulden mögen, als noch länger hier im kühlen prächtigen Saale dem unheimlichen Mann gegenüber zu stehen.

Samuel, welcher Hannas schon seit vielen Jahren kannte, — als Knaben hatten sie zusammen gespielt — war freilich nicht in der Lage, Jeschua's Gefühl zu theilen, aber die an Herablassung streifende Art, in welcher Hannas mit ihm zu verkehren pflegte, war natürlich nicht dazu angethan gewesen, das Freundschaftsband, welches sie in der Jugendzeit umschlossen, auch späterhin frisch zu erhalten. Der Unterschied zwischen dem reichen Sadducäer, welcher die höchste geistliche Würde des Landes während sieben Jahren bekleidete, und ihm — dem einfachen, wenn auch wohlhabenden Kaufmann, — war zu groß, um nicht dem Aermeren, weniger Angesehenen drückend zu erscheinen.

Nichts destoweniger war Samuel kaum ein Mann, der vor lauter Bescheidenheit seine eigene Geltung vergessen hätte, und mit einer manchmal etwas boshaften Schalkheit berührte er im Gespräche mit Hannas gern Ereignisse aus der längst vergangenen Jugendzeit.

Nachdem Samuel die kurze Geschichte seines Schützlings erzählt hatte, schloß er mit den Worten:

„Es ist nun wirklich jammerschade um den merkwürdig gescheiten und wissensdurstigen Jungen, daß er so im Elend verkommen soll, während er gewiß am rechten Platz etwas Tüchtiges leisten könnte. Um Alles in der Welt möchte er gern Priesterschüler

oder Schreiber werden und, da ich Nichts mit ihm anzufangen weiß, so wollte ich Dich bitten, Deinen weit reichenden Einfluß zu verwenden, daß er ein passendes Unterkommen findet.“

Hannas hatte Samuel's Rede schweigend angehört. Nach einer Pause sagte er, Jeschua scharf in die Augen sehend:

„Du bist Deinem Vater entlaufen, Jeschua. Samuel rühmt Dich, als seiest Du der Erste an Gelehrsamkeit unter Deinesgleichen und Du kennst nicht einmal das fünfte Gebot?“

Jeschua war wie niedergeschmettert und kein Laut, kein Wort der Entschuldigung kam über seine Lippen, nur seine thränenerfüllten, heißen Augen erhob er flehend zu dem anklagenden Mann. Hannas aber, der die vernichtende Wirkung seiner Worte beobachtet hatte, wandte sich langsam ab und sagte zu Samuel:

„Der Vater des Knaben will von seinem Sohne nichts mehr wissen, sagst Du. Ist dem wirklich so?“

„Würde ich es sonst gewagt haben, mich des Knaben anzunehmen, der doch das Eigenthum seines Vaters ist? Ich selbst habe meinen Diener zu dem Vater des Knaben nach Nazara gesendet und fragen lassen, was ich mit Jeschua, der sich zu mir geflüchtet, anfangen solle, aber Joseph ließ mir sagen, Jeschua solle niemals mehr vor seine Augen kommen, er habe keinen Vater mehr.“

Hannas sah schweigend vor sich zur Erde, dann blickte er zu Jeschua hinüber und sagte:

„Es ist gut, ich will sehen, was ich für den Knaben thun kann. Schicke ihn morgen zu mir.“

Herzlich dankend für Hannas' Bereitwilligkeit wandte sich Samuel mit seinem Begleiter zum Gehen.

Als die Thüre sich hinter ihnen schloß und wieder das helle Sonnenlicht vor ihren Augen glänzte, da war es Jeschua, als weiche ein schwerer Stein von seiner Brust. Hastiger, als es dem wohlbeleibten Samuel paßte, eilte er die Säulenhalle entlang und athmete tief auf, als das schwere Thor sich krachend hinter seinem Rücken geschlossen hatte.

Ohne Frage hatte sich Samuel gleich an die richtige Person gewandt, als es galt für seinen Schützling ein Unterkommen zu finden, denn Hannas' Einfluß war allmächtig in Jerusalem.

In schlauer Benutzung der herkömmlichen Gebräuche hatte dieser während seiner siebenjährigen Hohen-Priesterschaft alle irgend wichtigen Amtsstellen im Tempel an Glieder seiner Familie übertragen, wohl wissend, daß er hierdurch, auch wenn eine nur zu leicht auftauchende Streitigkeit mit dem Prokurator ihn aus dem Amt des Hohenpriesters entfernen sollte, seinen Einfluß auf die dem Tempel vorstehende Geistlichkeit und somit auf die ganze sadducäische Partei ungeschwächt erhalten würde.

So war sein Sohn Eleazar — derselbe, welcher im Augenblick das Hohepriesteramt inne hatte — damals von ihm zum Opferpriester ernannt worden. Jonathan, sein zweiter Sohn, versah seit Jahren die Stelle eines Hauptmanns der jüdischen Tempelwache, und der den Namen seines Vaters führende dritte Sohn besorgte als oberster Schatzmeister des Tempels die Verwaltung der ungeheuren Schätze und Matthias endlich, obwohl kaum zwanzig Jahre alt, war dazu ausersehen worden, den Unterricht der heranwachsenden Söhne der Priesterschaft zu überwachen und übte sich darum einstweilen selbst in diesem Fach, indem er eine Schreiberschule eröffnete.

In dieser Schule hatte Hannas beschlossen, Jeschua unterzubringen. Als letzterer daher andern Tags mit klopfendem Herzen an Hannas' Pallast pochte, war der Pförtner bereits von Allem unterrichtet und gab dem Knaben einen Begleiter mit, welcher ihn zu Matthias in den Tempel führte.

Durch die engen gewundenen und theilweise mit Teppichen überspannten Gäßchen der oberen Stadt gelangten sie endlich in's Freie und Jeschua stand überrascht still bei dem prächtigen Anblick, welcher sich ihm darbot. Zu seinen Füßen senkte sich eine marmorne Riesentreppe in's Thal hinab, drüben wieder aufsteigend am steilen Abhange des Tempelberges, welcher die heiligste Stätte

Israels auf seinem Gipfel trug. In glänzendstem Weiß, frisch gefallenem Schnee gleich, strahlte der wunderbare Tempelbau im vollen Sonnenglanz; daneben aber blickte stolz das römische Kastell Antonia auf hohem, fast unersteiglich scheinendem Fels erbaut, herab auf Stadt und Tempel. Eine Steinbrücke überspannte in kühnem Bogen die Schlucht zwischen letzterem und dem Kastell, stets bereit den gefürchteten Heiden den Eintritt in die geheiligten Räume zu gestatten. Nicht nur der Fremde, nein auch der mit diesem Anblick vertraute Bewohner Jerusalems fühlte einen Stich in seinem Herzen, wenn er, aus den dunkeln Gassen heraustretend, plötzlich ein so erschütterndes Sinnbild der traurigen Lage seines Vaterlandes vor Augen sah.

Zögernd folgte Jeschua seinem Begleiter die breite Treppe hinab in's Thal, immer und immer wieder die Augen auf die gegenüberliegende Anhöhe richtend. Langsam stiegen sie jenseits zum Tempel hinan, dessen gewaltiger Unterbau sich vor ihren Augen aufthürmte. Aus ungeheuren Steinblöcken war die riesige Umfassungsmauer gebildet, welche, obwohl tiefer gelegen als der Tempel, diesen dennoch bis über die Hälfte seiner Höhe verdeckte. Weithin schimmerten die Goldplatten auf den Marmorwänden des Tempels, und bewundernd schaute Jeschua das mit Inschriften aus riesigen Goldlettern gezierte eherne Thor. Doch das Schönste, was sich dem Auge des Beschauers bot, „die königliche Halle," mit ihren hundertzweiundsechzig korinthischen Säulen, durfte Jeschua jetzt nicht besuchen, obwohl er, durch das Südthor in den Tempel eintretend, unmittelbar an ihrem Eingang stand.

Sein Begleiter führte ihn gleich innerhalb der Umfassungsmauer zur Linken durch mehrere aneinander gereihte Vorhöfe nach einer abgelegenen Säulenhalle, welche durch Zwischenmauern in kleinere offene Räume getheilt war. In einer derselben saß eine ganze Schaar Knaben auf dem Boden und lauschte den Worten ihres Lehrers, der auf dem Fuß einer Säule sitzend zu ihnen sprach.

Als die Ankömmlinge in den abgegrenzten Raum eintraten, wandten sich ihnen sofort die Köpfe der Schüler neugierig zu und so bedurfte es nicht des Winkes, mit welchem der Diener die Aufmerksamkeit des Lehrers auf sich und Jeschua ziehen wollte.

Matthias, ein hochaufgeschossener, bartloser Jüngling mit scharfen Zügen und einer etwas allzuweit vorspringenden Adlernase erhob sich und begrüßte Jeschua mit wenigen Worten. Dann forderte er ihn auf sich zu den Uebrigen zu setzen. Hannas' Diener entfernte sich und der Unterricht nahm ungestört seinen Fortgang.

Das Betreten des ihm nur von den Passahbesuchen her bekannten Tempels, der fremde Lehrer vor ihm und die Schüler um ihn her, hatten Jeschua's durch die vielen neuen Eindrücke ohnedieß aufgeregtes Gemüth noch mehr verwirrt und von dem ersten Unterricht, welchen er im Tempel anhörte, wird wenig in seinem Gedächtniß geblieben sein.

Matthias schloß bald die Schule mit einem kurzen Gebet, und während sich die Schüler zerstreuten oder fragend und neugierig ihren neuen Gefährten betrachteten, ging Matthias auf diesen zu und sagte:

„Jetzt müssen wir ein Unterkommen für Dich suchen. Geh' mit, ich will Dich zu einem unserer Tempelwächter führen. Bei ihm kannst Du schlafen und essen; zur Schule kommst Du jeden Morgen um die zweite Stunde." Jeschua versprach es und folgte seinem Lehrer zu jenem Wächter, der schon von der Sache erfahren.

Treuherzig nahm dieser den Knaben bei der Hand und führte ihn nach seiner Wohnung in der unteren Stadt. Ein kleines Haus in enger Gasse betretend, fanden sie die Frau des Wächters und eine zahlreiche Kinderschaar gerade im Begriff das bescheidene Mittagsmahl einzunehmen.

Jeschua bekam seinen Antheil so gut wie die ihn groß anschauenden neuen Geschwister, und wenn er auch anfangs schüchtern um sich blickte, so wich doch zusehends seine Scheu vor den ein-

fachen freundlichen Leuten, in deren Haus er vielleicht lange Jahre zubringen sollte. Gar bald fühlte er sich behaglich im neuen Kreis und dachte mit innerlicher Freude, wie viel schöner es doch hier sei, als wenn ihn der finstere Hohepriester mit den scharfen Augen in sein prächtiges Haus aufgenommen hätte, wie Jeschua im Stillen gefürchtet.

David, seines neuen Pflegevaters Amram ältester Sohn, war nur wenige Jahre älter, als Jeschua und besuchte gleich diesem den Unterricht, welchen Matthias ben Hannas in der heiligen Schrift und im Schreiben gab und es war natürlich, daß Jeschua sich zunächst an David anschloß und mit Eifer zuhörte, wie sein Genosse von dem Lehrer erzählte und den schweren Aufgaben, die er stelle. Mit Stolz berichtete David, daß Matthias sie öfters mitnehme in die inneren Tempelsäle und ihnen die prachtvollen goldenen Kannen und Schüsseln zeige, welche bei den Opfern gebraucht werden, und er vergaß nicht hervorzuheben, daß sie auch häufig bei den großen Festen im Tempel mithelfen müßten.

Aufmerksam lauschte Jeschua, das einfache Landkind, den Erzählungen des Gefährten, der, seine Ueberlegenheit wohl fühlend, nicht sparsam mit Ausschmückungen umging, welche geeignet waren, die Wichtigkeit eines Tempelschülers für das Wohl des Tempels und ganz Israels in das grellste Licht zu setzen.

Amram befand sich seines Dienstes wegen den ganzen Tag über im Tempel und häufig traf ihn auch die Reihe Nachts für die Sicherheit des heiligen Baues seinen Schlaf opfern zu müssen. Die Aufsicht, welche Rahel, David's Mutter, über den neuen Sohn Jeschua führte, war naturgemäß nur sehr geringfügig, denn die lieben Kleinen, sechs an der Zahl, nahmen ihre Pflege und Aufmerksamkeit viel zu sehr in Anspruch, als daß sie für die älteren Geschwister noch anders als insofern es die Stillung des Hungers und die Instandhaltung der Kleider verlangte, Sorge tragen konnte.

Am Morgen waren Jeschua und David in der Vorhalle des

Tempels, lernten lesen und schreiben und hörten die Erzählungen aus der Schrift; an den übrigen Stunden des Tages trieben sie sich in der Umgebung oder den Höfen und Hallen des Tempels herum, brachten das Mittagsmahl dem Wache haltenden Vater und blickten auch bei dieser Gelegenheit neugierig in Säle und Räumlichkeiten, die sonst dem Volk verschlossen waren, oder sie durchstreiften die Straßen der volkbelebten Stadt, die sie umgebenden Gärten, Schluchten und Höhen. So verging die Zeit in fröhlicher, ungebundener Jugendlust und nur das Herannahen der großen Feste, besonders des Passahfestes, brachte alljährlich eine sonst ruhende Saite in Jeschua's Gemüth zum Beben und Tönen.

Mose hatte befohlen, das Osterlamm im Tempel zu schlachten und wer in Israel nicht durch Krankheit, oder unaufschiebbare Pflichten gebunden war und nur irgend das Reisegeld erübrigen konnte, der zog nach Jerusalem zum hochheiligen Passahfest.

Aus allen Richtungen der Welt kamen die Gläubigen, aus den Gränzen des Landes und von fern her aus Aegypten, Arabien und vom Euphrat, von Griechenland und selbst aus des römischen Reiches ferner Hauptstadt zogen sie in hellen Schaaren herbei, um das Wort ihres obersten Propheten zu erfüllen und im heiligen Tempel ihre Opfer darzubringen. Wer in den verödeten Dörfern und Städten Israels zurückbleiben mußte, der fühlte während des ganzen Jahres einen Nachtheil, denn die Passahreise, welche wie ein Markstein der Erinnerung als die heiligste und schönste des Lebens hochgehalten wurde, bildete auf lange Zeit hinaus einen der häufigsten Gegenstände der Unterhaltung.

Außer den religiösen Eindrücken, welche man in der Tempelstadt erlebte, der Pracht Jerusalems und der Herrlichkeit des Heiligthums, bot jene stets in großer Gesellschaft unternommene Reise viel Genuß und Freude. Denn in fröhlichen Zügen vereinigten sich die Nachbarn und Freunde zu gemeinsamer Wanderung, aus den unterwegs berührten Dörfern und Städten ge-

sellten sich deren Bewohner dazu und so zogen die Pilger in immer größer und größer werdenden Karawanen zu Fuß die Straße nach Jerusalem, wobei sie die warmen Nächte im Freien verbrachten.

Da alljährig derselbe Weg zurückgelegt wurde, so schlossen sich die Wanderer nicht nur vorübergehend für die Tage der Reise an einander an, sondern für's ganze Leben wurden Freundschaften geknüpft, welche alljährlich von Neuem besiegelt wurden durch den gemeinschaftlichen Genuß des Passahlammes.

Auch Jeschua's Eltern pflegten im großen Schwarm der Nazarener zum Passah nach dem drei Tagereisen weiten Jerusalem zu kommen und Jeschua war selbst in den beiden letzten Jahren mitgenommen worden. Wie hatte er sich damals auf das Fest gefreut! Jetzt aber, lange ehe es nahte, bebte sein Herz bei dem Gedanken an ein Wiedersehen der Eltern. Ja, der Mutter würde er um den Hals fallen, und eine unaussprechliche Freude zuckte durch sein Herz, wenn er sich das Wiedersehen der lieben, lieben Mutter so recht lebhaft ausmalte, aber wie ein Schatten stellte sich die Gestalt des Vaters dazwischen, drohend erhob er die Rechte und sprach in hartem Ton: „Wer seinen Vater mißachtet und es verschmäht, der Mutter zu gehorchen, dem sollen die Raben am Bache die Augen aushacken!“

Da schnürte sich Jeschua's fieberhaft klopfendes Herz zusammen, als hätten es Rabenkrallen umfaßt und der Athem schien ihm auszubleiben. Wenn dann David, sein Gefährte, ihn betroffen anblickte und fragte, warum er sich nicht auch wie alle Welt auf das herrliche Fest freue, dann gab Jeschua keine Antwort und wandte sich ab mit Thränen in den Augen.

Zwei Passahfeste waren vergangen, und obwohl Jeschua scheu in den Volksmassen umherspähte, Tag für Tag, seine Familie fand er nicht. War nur das ungeheure Menschengedränge Schuld, daß er so vergeblich suchte, oder waren seine Eltern nicht gekommen? Lag Jemand krank zu Haus? Aber Samuel hatte

öfter Kunde gebracht, daß Jeschua's Familie gesund sei. Jetzt nahte zum dritten Male das Passahfest und wiederum bemächtigte sich Jeschua's eine fieberhafte Unruhe.

Im ganzen Lande hatten die Gläubigen schon ihre Aecker, Weinberge und Werkstätten verlassen. Die Wenigen, welche als Hüter der Häuser oder als Krankenpfleger zurückbleiben mußten, sahen traurig den Abreisenden nach. Vom achten Tage des Monats Nisan an zogen unaufhörlich Pilger durch die Thore der Hauptstadt und soweit das Auge der von ihren Thürmen mit Befriedigung ausschauenden Jerusalemiten reichte, wimmelten die aus den Gauen des Landes herbeiführenden Straßen von Kindern Israels. Wenn die langen Karawanen sich den Thoren näherten, pflegten sie anzuhalten, damit die durch den ermüdenden Marsch gelockerte Ordnung wieder hergestellt und der Reisestaub von den Kleidern abgeschüttelt werden konnte. Fröhlich plaudernd, häufiger noch mit jauchzender Stimme Psalmen singend, zogen dann die Schaaren durch die Thore ein. Drinnen aber in den engen Straßen konnte bald ein geordneter Zug nicht mehr weiter durch die Menschenmenge vordringen und in ein unendliches Chaos lösten sich die geschlossenen Schaaren auf, da Jeder nur für sich und seine Familie bedacht war und so rasch als möglich ein Unterkommen zu finden strebte.

Wohl gab es zu dieser Zeit kein Haus in Jerusalem, das nicht eine Menge Gäste in seinen Mauern beherbergte, aber für die Millionen Zugereiste*) reichte das gebotene Quartier bei Weitem nicht aus und auf allen Plätzen der Stadt, auf den Treppen und in den Vorhofhallen des Tempels legten die Pilger des Abends ihr müdes Haupt nieder. Es war ein Treiben so bunt und mannigfaltig, wie es die ganze Welt an keiner anderen Stätte jemals gesehen. Jauchzer der übermüthigen Jugend, Freudenrufe des Wiedersehens, Angstschreie besorgter Mütter, die ihre Kleinen suchten, er-

---

*) Josephus gibt fast 3 Millionen an, was aber übertrieben sein dürfte. Josephus. Bell. jud. 6, 9, 3.

füllten die Luft. Dazu knallten die Peitschen der Viehhändler, welche Rinder und schier endlose Lämmerheerden in die Stadt trieben. Kurz ein Schreien und Heulen, ein Summen, Brüllen und Rufen ertönte durch die Straßen, daß es nur möglich war, sich mit seinem Nachbarn zu verständigen, indem man demselben wie einem Tauben in die Ohren schrie.

Von Tag zu Tag steigerte sich das Gedränge, bis endlich am Rüsttage des Festes, am vierzehnten Tage des Mondes Nisan Jedermann untergebracht sein mußte, weil dann die häuslichen Festvorbereitungen ihren Anfang nahmen.

Wie gewöhnlich war auch diesmal in der Familie des Tempelwächters die Ordnung dadurch gestört, daß der Hausvater, welchem sonst während des Festes das Opfern im Tempel und die Leitung der häuslichen Festlichkeiten oblag, durch den gerade in dieser Zeit doppelt strengen Wachtdienst im Tempel fortwährend in Anspruch genommen wurde. Dafür aber hatte sich Amram's Frau mit ihren Kindern an die Familie des im gleichen Hause wohnenden Händlers Aaron angeschlossen, um mit dieser das Passahlamm zu essen.

Am frühen Morgen des Rüsttages ging, wie es der Gebrauch verlangte, der Hausvater oder dessen Stellvertreter mit einer angezündeten Wachskerze in der Wohnung umher, eine Schüssel und einen Federbesen in der Hand, um alles gesäuerte Brod, selbst die in die Ritzen des Bodens gefallenen Krümchen, in die Schüssel zu sammeln, denn es gebot die Schrift: „Es soll in sieben Tagen kein gesäuertes Brod gesehen werden in allen deinen Gränzen."

Rahel bereitete mittlerweile das ungesäuerte und ungesalzene Brod, Mazzoth geheißen, dessen Teig nur aus Weizenmehl und Wasser geknetet wurde.

Nun spielte sich eine häusliche Scene von besonderer Anmuth ab, denn die vom Gesetze vorgeschriebene Reinigung mußte streng befolgt werden. Zunächst nahm die Mutter eine Scheere zur Hand und schnitt jedem Kinde die allzulang gewordenen Haare auf ein geringeres Maaß zurück und an ihr selbst nahm, unter

dem Jubel der Kleinen, David das vorgeschriebene Haarschneiden mit wichtiger Amtsmiene vor. Hierauf ward ein großes, weites Faß herbeigebracht und zu zwei Drittel mit Wasser gefüllt, zu dessen Herbeischaffen in Krügen und Kannen Alles mithelfen mußte. Jetzt begann ein Springen und Jubeln, denn jedes der Kinder wollte das Erste im Fasse sein. Die Mutter hatte deßhalb viel Mühe, die ungeduldigen Kleinen, die ihrer Hülfe beim Auskleiden zum Theil noch nicht entbehren konnten, von den lästigen Kleidern zu befreien. — Darauf sprangen sie herum, wie Gott sie erschaffen, Knaben und Mädchen, stiegen in's Faß, hüpften darin bis das Wasser in der Stube umherspritzte, lachten und jubelten, daß das Haus wiederhallte, bis die Mutter schließlich gebieterisch der Sache ein Ende machte. Es dauerte dann immer noch eine Weile, bis die tröpfelnden Gestalten an der warmen Luft genugsam getrocknet waren, um wieder wie sittsame Menschen in die Kleider zu schlüpfen. Dann trieb Rahel die ausgelassene Schaar aus dem Zimmer und nahm an sich selbst die Reinigung vor, wozu kein neues Wasser herbeigeschafft wurde, da gerade jetzt in Folge der ungeheuren Menschenmenge, welche in Jerusalem seiner bedurfte, sparsam mit demselben umgegangen werden mußte.

Noch mehr Freude brachte der Jugend der Rüsttag, an welchem das Verbrennen des in den Häusern aufgefundenen gesäuerten Brodes auf offener Straße ein eigenthümliches Schauspiel bot. Unzählige Feuer wurden auf allen Straßen und Plätzen entzündet und von allen Seiten kamen die Hausväter herzu und brachten in ihren Schüsseln das gesammelte Brod und schütteten es in die Flammen, worauf sie die Worte sprachen:

„Alles gesäuerte Brod, so bei mir ist und ich weder gesehen, noch weggenommen habe, das werde zerstreut und dem Staub der Erde gleichgeachtet!"

Von da an füllte ein übelriechender Rauch die Stadt, welcher

durch die unzähligen Opfer genährt, bei windstillem Wetter nicht wieder während der Festtage von Jerusalem wich.

Bald nachdem die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, zogen Tempelwächter durch die Straßen und bliesen auf gewaltigen Hörnern, während droben im Tempel durch alle Hallen und Höfe die Trompeten laut schmetternd verkündigten, daß die Vorbereitungen des Festes beginnen sollten. Alles Volk zog zum Tempelberge hinan, an der Spitze jeder Familie der Hausvater mit dem zu opfernden Thier, Lamm oder Ziege, auf der Schulter.

Erst nachdem die Priester das gewöhnliche Abendopfer vollendet hatten und die hierbei üblichen neun Posaunenstöße, welche vom Tempel über die Stadt dröhnten, verklungen waren, wurden von der Wache die mit bunten Teppichen festlich geschmückten Vorhöfe, welche das herrliche Gebäude von allen Seiten umgaben, geöffnet und eine zuvor abgezählte Anzahl der vor den Thoren harrenden Hausväter eingelassen.

In langer Reihe, wohlgeordnet, standen in jedem Hof die weiß gekleideten Priester neben den steinernen Schlachtbänken. Vor jeden Priester, welcher ein unten zugespitztes Becken aus Gold oder Silber in der Hand trug, trat einer der Hausväter und zog sein Messer durch den Hals des Thieres. Der Priester fing mit dem untergehaltenen Becken das Blut auf; dann trat ein anderer Hausvater an die Stelle des Ersteren. Das gefüllte Becken ging nun von Hand zu Hand durch die lange, in das Innere des Tempels reichende Kette der aufgestellten Priester zum letzten derselben, welcher am Altare stand und das Blut auf den Boden vor demselben goß. Das leere Gefäß wurde wieder in den Vorhof zurückgereicht. Die Hausväter zogen dem Opferthier rasch die Haut ab, öffneten den Leib und gaben das Eingeweidefett ebenfalls als Opfer einem Priester. Das gesammelte Fett ward in das auf dem großen Altar lodernde Feuer geworfen.

Während des Schlachtens sangen die in den Hallen und am

Altar aufgestellten Leviten das große Hallel.*) Zum Schlusse dieser Festlichkeit sandte dann noch ein alter Priester mit erhobenen Händen ein Gebet zum Himmel empor.

Als Aaron das Passahlamm besorgt hatte und die großen Stufen des Tempels herabstieg, kamen ihm die Kinder und die beiden Frauen entgegen und unter fröhlichem Gespräch zog die ganze Schaar nach Hause.

Dort wurde ein Holzstab als Bratspieß durch das Lamm seiner ganzen Länge nach durchgestoßen und letzteres, während der Stab auf zwei Holzgabeln über dem Feuer ruhte, gar gebraten.

Rahel und Aarons Frau reinigten bittere Kräuter, welche die Kinder am Tage zuvor auf den Wiesen gesammelt hatten, und bereiteten auch den bei den Kindern beliebteren süßen Brei, Charoset genannt, aus Feigen, Citronen und Mandeln.

Sobald die Dämmerung angebrochen war, versammelten sich alle Hausgenossen. Rahel zündete die an Ketten von der Zimmerdecke herabhängende dreidochtige Oellampe an und stellte einen Becher mit Rothwein auf den niedrigen Tisch in der Mitte des Gemaches zur Erinnerung an das Blut der Kinder Israel's, in welchem sich Pharao gewaschen. Sobald die beim Sichtbarwerden der Sterne vom Tempel herabtönenden Posaunenstöße erschallten, bildeten die Hausgenossen mit ernsten Mienen einen Kreis und Aaron sprach, sich verlegen räuspernd, denn er war des Redens ungeübt:

„Gelobet seist Du, Herr unser Gott, Du König der Welt, der Du die Frucht des Weinstocks erschaffen hast! Gelobet seist Du, Herr unser Gott, daß Du uns den heiligen Tag der süßen Brode gegeben, zur Freude und Wonne, die Versammlung der Heiligen und ein Denkmal des Ausgangs aus Aegypten, denn Du hast uns erwählt und uns geheiligt vor allen Völkern!"

Nach diesen Worten trank er einen Schluck aus dem Becher

---

*) Ps. 113—118.

und ließ ihn dann im Kreise herumgehen, so daß jeder der Anwesenden vom Weine erhielt.

Dann sprach er weiter, sich den Mund abwischend:

„Gelobet seist Du, Herr unser Gott, Du König der Welt, daß Du uns mit Deinen Geboten geheiliget hast und uns befohlen die Hände zu waschen!“ und tauchte die Hand in das von Rahel gefüllte Wasserbecken und alle Uebrigen folgten seinem Beispiele.

David und Jeschua waren mittlerweile hinausgegangen; endlich kamen sie zurück, mit ängstlichen Mienen einen Tisch tragend, auf welchem in sauberen Schüsseln die heiligen Speisen standen. In der Mitte der ungetheilte Leib des Passahlammes, umgeben von flachen Schalen mit ungesäuertem Brod, tiefen Becken mit bitteren Kräutern, einem Gefäß mit Essig und mehreren ziegelsteinähnlich geformten Stücken des süßen Breies.

Als der Tisch von den Knaben glücklich ohne Unfall in der Mitte des Zimmers niedergestellt war, sprach der Hausvater:

„Gelobet seist Du, Herr unser Gott, Du König der Welt, der Du die Frucht der Erden geschaffen!“ und tauchte ein Bündel Kräuter in die Schale mit Essig und aß es; alle thaten nach seinem Beispiel.

Mittlerweile hatte Rahel wieder den Becher gefüllt, aber ehe sein Inhalt die Lippen netzte, sprach Aaron den 113. und 114. Psalm und im Chore sprachen die Uebrigen mit, soweit sie die Verse auswendig wußten.

Allmälig aber verstummte die Schaar und Aarons tiefe Stimme wurde nur noch begleitet von dem hellen Klang, welcher aus dem Munde der schriftkundigen Priesterschüler David und Jeschua kam. Doch am Ende jeden Verses sprachen Alle um so lauter: Hallelujah!

Nach dem letzten Hallelujah segnete Aaron den Becher wie vorhin und trank. Als die Uebrigen Gleiches gethan, wusch er sich wiederum die Hände, nahm dann eines der, platte Scheiben

bildenden ungesäuerten Brode, brach es und sprach mit gen Himmel gerichtetem Blick:

„Gelobet seist Du, Herr unser Gott, Du König der Welt, der Du das Brod aus der Erde hervorbringst!“ und seine Augen wieder den Anwesenden zuwendend, fuhr er fort:

„Das ist das Brod des Leidens, das unsere Väter in der Wüste aßen. Wen es hungert, der komme her und esse!“

Darauf aß Aaron von dem gesegneten Brod und sprach alsbald auch den Segen über das Lamm, schnitt ein Stück Fleisch ab, aß es und eröffnete hiermit die eigentliche Mahlzeit.

Alle legten sich nun auf die über dem Boden rund um den Tisch ausgebreiteten Schaffelle und Decken und während jeder den halberhobenen Oberkörper durch den linken Arm stützte, nahm er mit den Fingern der rechten Hand von den Speisen, welche auf dem Tische standen.

Nach beendigtem Mahle wusch Aaron wieder seine Hände, dankte Gott für die genossene Speise, segnete den dritten Becher Weines, trank und ließ ihn im Kreise herumgehen.

Nun erhoben sich Alle und sprachen stehend den 115., 116., 117. und 118. Psalm. Natürlich ließ auch hier wieder die Meisten ihr Gedächtniß bei dem Hersagen der sehr langen Psalmen bald im Stich, aber laut und fröhlich fielen sie bei dem Schlußvers des letzten Psalm's ein:

„Danket dem Herren, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!“

Mittlerweile hatte Amram mit einem Theil der anderen Tempelwächter im Tempel ebenfalls selbst das Passahmahl gehalten, während die übrigen die Wache besorgten. — Auch die Priester lösten sich in ihren Geschäften ab und verzehrten abtheilungsweise in derselben Weise das Mahl, wie es in jedem Hause Jerusalems geschah, nur waren ihre Lämmer saftiger gebraten, da sie von dem Fette, welches am Altar herablief, in Becken auffammelten und während des Bratens, über die Lämmer tröpfelten. Zwei Wächter,

welche auf den Zinnen des Tempels die aufgehende Sonne erwarteten, riefen, als es so hell geworden war, daß sie die Thürme der auf fernem Bergrücken gelegenen Stadt Hebron erkennen konnten, in die Tempelhöfe hinab: „Licht! Licht!“

Nun öffneten die Leviten die äußeren Tempelthore und ließen drei lang gezogene Posaunentöne über die Stadt erschallen.

Viel Volk hatte sich schon vor Tagesanbruch auf dem Tempelberge versammelt und stürmte jetzt in hellen Haufen in die Vorhöfe, denn jeder wollte der Vorderste sein und den besten Platz haben bei dem nun beginnenden Gottesdienst.

Feierlich umstanden neun weißgekleidete Priester den riesigen Altar und jeder legte Stücke der Opferthiere in das hoch auflammende Feuer. Hierauf nahm ein Anderer das Speiseopfer von einem zur Seite stehenden Marmortisch und opferte es. Zuletzt brachte ein Priester das aus dem allerbesten Rothwein bestehende Trankopfer dar. Die prächtig funkelnde, aus schwerem Gold getriebene Weinkanne trug er hoch über seinem Haupte und umschritt würdevoll dreimal den Altar, während die zur Seite Stehenden mit lautem Lobgesang und schmetterndem Trompetenton die heilige Handlung begleiteten.

Vor der südwestlichen Ecke des Altars stand der Priester still, salzte den Wein, und langsam das schwere Gefäß emporhebend, goß er seinen Inhalt in die herrliche silberne Kanne, welche auf der Ecke des Altars, innerhalb seines vorspringenden Hornes stand.

Während nun der Opferwein durch ein im Boden der Kanne befindliches Loch in die hohle Ecke des Altars und von da durch eine Röhrenleitung bis hinunter in das Wasser des Baches Kidron hinablief, sangen die in wohl geordneten Schaaren auf den Stufen aufgestellten Leviten unter Musikbegleitung immer den ersten Vers der Psalmen vor, worauf das ganze vor dem Tempel versammelte Volk mit voller Stimme einfiel und wie der Opferrauch in den

blauen Aether hinaufstieg, so erhob sich das Dankgebet von Millionen Menschen zu dem Herrn der Welt.

Zwei Priester waren unterdessen auf die beiden gegen Süden vor dem Altar stehenden niedrigen Säulen gestiegen und ließen nun die Töne ihrer Trompeten dreimal, in kurzen Zwischenräumen, erst schwach, dann mit aller Macht, zuletzt aber leise verklingend, hinausschallen in die frische goldene Morgenluft.

Aller Augen sahen hinauf zu dem Altar, dessen Stufen jetzt Joseph Kaipha, der Hohepriester, in Begleitung zweier anderer Priester betrat. —

Wie strahlte das vom purpurnen Gürtel zusammengehaltene, goldgestickte Obergewand des Hohenpriesters über dem langen mit goldenen Schnallen und Granatäpfeln besetzten Leibrock, wie blitzte die Sonne so hell auf dem breiten goldenen Stirnband und den Edelsteinen des Brustschildes!

Auf den obersten Stufen vor dem Altar blieb Kaipha stehen und wandte sein von der hohen weißleinenen Mütze überragtes bärtiges Antlitz dem lautlos harrenden Volke zu, hob dann beide Hände bis zur Höhe seines Hauptes, die rechte Hand etwas höher als die linke, beide aber mit der Fläche gegen die Erde, und spreizte die Finger in vorgeschriebener Weise.

Ein Rauschen — ein Brausen, als stürme des Meeres Brandung daher, erhob sich aus der Menge, denn jeder der Millionen, welche den Tempel umgaben bis in die fernsten Straßen und Plätze, sank nieder auf die Kniee. Auch der Hohepriester neigte demüthig sein Haupt, und rief hell und klar in etwas singendem Tone den feierlichen, herrlichen Segen über das lautlose, in den Staub gebeugte Volk:

„Der Herr segne Dich und behüte Dich! Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig! Der Herr erhebe sein väterlich Angesicht auf Dich und gebe Dir seinen Frieden!“

Kaum waren die Worte verhallt, als wie aus einem Munde

sanft beginnend, dann anschwellend zu furchtbarem Donnerschall aus Millionen Kehlen das Wort „Amen“ daherbrauste, einer gewaltigen Woge gleich, die den Erdenruf emporträgt hinauf zu Gottes Thron über den Wolken.

Jetzt kam Leben in die Masse. Wie am gestrigen Tage strömte das Volk an die Schlachtbänke, und nur die strengste Aufsicht der Tempelwache vermochte die herandrängende endlose Schaar in Ordnung zu halten, denn alle jüdischen Männer — so schrieb das Gesetz vor — waren dazu verpflichtet, an einem Festtage ein Brand- und ein Dankopfer zu bringen und außerdem wurden noch unzählige freiwillige Opfer gespendet, welche aus den mannigfaltigsten Gründen von den Juden während des Jahres als Gelübde versprochen worden waren.

So dauerten die Feierlichkeiten im Tempel sieben Tage, worauf die Pilger sich zur Heimkehr rüsteten, nachdem sie vorher im Tempel noch einmal Gott für seine Wohlthaten gedankt.

Mit vollen Zügen hatte Jeschua das Fest genossen. Die heilige Freude, welche auf Jedermanns Antlitz lag, der sonnüberstrahlte, herrliche Tempel und die Weihe, welche der würdevolle Gottesdienst athmete, drangen wie ein heiliges Feuer in des Knaben empfindsames, tiefes Gemüth. Wohl hatte anfangs die Unruhe über ein mögliches Zusammentreffen mit den Eltern seine Stimmung getrübt, bald aber brausten die Wogen des Festes über jeden traurigen Gedanken hinweg und die überall herrschende Freude riß ihn mit fort.

Das Passahfest war vorüber und wieder bedeckten sich die Straßen, welche von Jerusalem in das Land hinausführen, mit Hunderttausenden von Menschen. Abermals war das Gedränge an den Thoren entsetzlich und der Lärm betäubend. — Heimwärts zogen sie alle, die Gläubigen, die dem Herrn geopfert, wie die Händler, Gauner und Diebe, welche irdischen Vortheil aus des Volkes Frömmigkeit gezogen hatten.

Unter den vielen Schaulustigen, welche außerhalb des nach

Norden führenden Stadtthores standen und den Abreisenden nachsahen, war auch Jeschua. Er wußte selbst nicht, ob die Sehnsucht, seine Eltern wiederzusehen, ihn hierhergetrieben, denn die Freude sprach nicht aus seinem Antlitz, wenn er im Gedränge Jemand aus Nazara zu erkennen glaubte.

Plötzlich, während er weit in die Menschenmenge hinübersah, fühlte er sich am Arme gefaßt und beim Umdrehen lächelte ihm das schelmische Gesicht der kleinen Mirjam, seiner Gespielin aus Migdal entgegen.

„Jeschua!“ rief das tiefbraune Mädchen mit den glänzenden Korallenlippen und fiel dem Knaben stürmisch um den Hals. „Hab' ich Dich endlich gefunden! Komm, komm!“

Laut jauchzend zog sie den wiederentdeckten Spielkameraden mit sich fort in die Mitte des Menschenstromes und ehe Jeschua noch Zeit hatte sich in dem Gewirr umzusehen, eilte ihm schon seine Mutter entgegen und rief ihn beim Namen.

Mit lautem Aufschrei stürzte Jeschua auf sie zu, umfaßte mit beiden Händen ihren Nacken und bedeckte das liebe Antlitz über und über mit Küssen.

Die nachdrängende Menge aber, deren Marsch durch das Stehenbleiben der Beiden gehemmt war, rief murrend:

„Macht Vorwärts!“

Jeschua sah sich mit seiner Mutter weitergedrängt, aber krampfhaft hielt er sich an ihrem Arm. Freudenthränen quollen aus Beider Augen und einmal über das andere Mal neigte Maria ihr Haupt nieder zu dem verlorenen und wieder gefundenen Sohn und die Lippen begegneten sich in langem, innigen Kusse. — Von allen Seiten drängten sich die Frauen herzu, in deren Gesellschaft Jeschua's Mutter die Reise unternommen hatte. Als die erste Aufwallung seines Gemüthes vorüber war, blickte der Knabe scheu um sich, aber Maria, ihres Sohnes suchenden Blick gewahrend, sagte rasch:

„Der Vater ist nicht hier, er bleibt noch zurück und reist mit

den Männern aus Nazara, aber Deine Schwestern begleiten mich." —

Jeschua athmete auf und mit ungeheuchelter Freude begrüßte er durch Kuß und Handschlag seine Schwestern Esther und Thamar, von welchen letztere einen kleinen Knaben an der Hand führte.

Auch Salôme, die Schwester seiner Mutter, die Großmutter aus Zephoris und etliche Frauen aus Nazara, welche in der Nachbarschaft seines elterlichen Hauses wohnten, begrüßten freundlich den Knaben, dessen Schicksal ihnen allen wohlbekannt war.

Dann aber ließ sich das Bedürfniß des Erzählens bei Jeschua nicht länger zurückdrängen. Neben seiner Mutter herschreitend, berichtete er mit übersprudelnder Lebhaftigkeit bald von Amram und seiner Familie, bald von Matthias, seinem Lehrer, von den inneren Tempelsälen, die er gesehen und vom Onkel Samuel in tollem Durcheinander, welches erst durch Maria's Zwischenfragen allmälig geklärt wurde.

„Aber an mich hast Du gar nicht gedacht?" frug endlich die kleine Migdalencrin, welche an seiner Seite nächst der Mutter seine aufmerksamste Zuhörerin war. Ihre Lippen kräuselten sich, als ob sie schmollen wollten.

Jeschua gab der Gespielin die Hand und sagte:

„Sei nicht böse, an euch Alle habe ich oft gedacht und jetzt bin ich so froh, so froh — wie Du es Dir gar nicht denken kannst!"

Dann frug Jeschua nach den Brüdern, nach dem Chassan in Nazara's Schule und ob die alte Ziege noch da sei, und wie viel Lämmer im Stalle wären — nur nach dem Vater frug er nicht. Eine eigenthümliche Scheu hielt ihn davon ab und doch war er nach nichts begieriger, als des Vaters Gesinnung gegen ihn zu erfahren. Maria selbst begann endlich davon zu sprechen, aber was sie sagte, war wenig tröstlich für den Sohn, denn des Vaters Zorn hatte sich nicht gelegt und so oft auch die Mutter zu Haus das Gespräch auf Jeschua gebracht hatte, sah sie Joseph's Antlitz sich röthen und mit barscher Stimme schnitt er ihr das Wort ab.

Traurig ging Jeschua neben seiner Mutter her und vergeblich suchte Mirjam durch kindliches Geplauder sein Interesse zu fesseln. Der Schatten wollte und wollte nicht weichen.

Mehrmals hatte Maria versucht, den Knaben heimzuschicken, da sie mittlerweile schon mehrere Stunden weit ins Land hinausgewandert waren, aber die Zeit war Jeschua so rasch verflogen, daß er, die Entfernung unterschätzend, sich nur noch fester an der Mutter Hand hielt und vom Heimkehren Nichts wissen wollte.

Endlich senkte sich die seither ziemlich schattenlose Straße in eine waldige, von sprudelndem Bach durchbrauste Schlucht hinab.

Die Vordersten der Karavane lagerten sich im Schatten der Bäume und jeder Nachfolgende suchte sich ebenfalls rechts oder links von der staubigen Heerstraße ein kühles Plätzchen. Nun gönnte das Schicksal dem vom Elternhaus verbannten Knaben eine wonnige Stunde der Ruhe an der Seite seiner Mutter, vor den Uebrigen versteckt durch hohes Gras und dichtes Gebüsch; dann aber, als die Weiterreise begann und Maria mit Entschiedenheit darauf bestand, daß Jeschua heimkehre, damit die erdrückende Hitze des Mittags dem Knaben bei dem weiten Weg nicht schädlich würde, schnitt der Schmerz jäh die Freude ab und unter Thränen umarmten sich Mutter und Sohn.

„Bleibe gut", sagte Maria und ihr großes Auge blickte mit liebevollem Ernst dem Knaben ins Antlitz. „Bleibe gut, mein Jeschua! Gott ist über Dir und lenkt Deine Schritte. Er wird uns wieder zusammenführen!"

Fest umklammerte Jeschua seine Mutter, als wolle er sich nie von ihr trennen, sie aber riß sich los und eilte zu ihren Gefährten.

Lange sah der Knabe dem davon schreitenden Zuge nach, dann schlug er gesenkten Hauptes den Rückweg ein, verbarg sich aber ängstlich neben der Straße, sobald ein Trupp Männer daherzog.

IV.

Es war im Spätsommer des Jahres 3791 nach Erschaffung der Welt.*) Vier Monate schon hatte der Himmel keinen Tropfen Regen auf die von der Sonne Gluth verdorrten Fluren des gelobten Landes gesandt; soweit das Auge reichte, breitete sich statt üppig grünem Rasen eine fahlbraune Decke über den Boden. Langsam verloren die vertrockneten Stiele der gelben Baumblätter ihre Kraft und lautlos fiel Blatt für Blatt herab aus seiner luftigen Höhe.

Selbst die Gewächse, deren eigentliche Heimath der Süden ist, litten unter der Gluth der Sonne und der fürchterlichen Trockenheit. Traurig senkten die stolzen Palmen ihre Kronen und bis zur Wurzel herab erstarben selbst die sonst so gewaltig wuchernden Cactuspflanzen. Mehr und mehr versiegten die Quellen im Land und hunderte von Cysternen waren trocken bis auf den Grund.

Unsägliches litten Menschen und Thiere. Das verbrannte Gras und die verwelkten Blätter konnten das Vieh nicht mehr ernähren und tausende von Schafen und Ziegen starben vor Hunger und Durst. Gar mancher Hirt, dessen Schützlinge sich blöckend und meckernd um ihn drängten, auf's Aeußerste abgemagert und erloschenen Blickes Nahrung und Wasser von ihm heischend, konnte den Jammer nicht mehr mit ansehen und, unfähig seine Heerde zu erhalten, kürzte er ihre Todesqual mit dem Messer.

---

*) Jüdische Zeitrechnung.

Nur im Norden des Landes, am Fuß des Hermon und an der Meeresküste blühte das Leben noch in aller Pracht; am großen Landsee Genneſar und in dem ſonſt ſo üppigen Jordanthal grünte zwar auch jetzt noch das Gras und ſangen die Vögel, aber das Waſſer des Fluſſes und See's war weit vom Ufer zurückgetreten und aus dem der glühenden Sonne preisgegebenen Sumpfboden ſtiegen Myriaden von Mücken und giftigen Fliegen empor und ſtürzten ſich wie toll auf Menſchen und Thiere. Bald aber kam Schlimmeres nach, denn aus den Spalten und Riſſen des langſam austrocknenden Schlammes erhoben ſich giftige Dünſte und wer ſie im Athemzug in ſich aufnahm, den packte das tödtliche Fieber.

Trotzdem flüchteten Tauſende aus dem dürren Land, um dem Tod des Verſchmachtens zu entgehen, zu den ſpärlichen Fluthen des Jordans, aber dieſer, ſonſt Urquell des Lebens für Pflanzen und Thiere, hauchte Krankheit und Tod den Erquickung Suchenden entgegen. —

Schrecklich war die Noth im volkreichen Jeruſalem. An Waſſer zwar fehlte es nicht. Wohl war der Hidronfluß wie gewöhnlich ſeit einem viertel Jahr ſchon vertrocknet und in der ganzen Umgegend der Stadt fand ſich faſt auf eine Tagreiſe weit keine gefüllte Cyſterne, aber Dank der Fürſorge des alten Königs Hiskia waren die Bewohner der Stadt nicht auf die gerade in regenarmen Zeiten ausgetrockneten Cyſternen angewieſen, noch auf die verſumpften Teiche, welche den Bach Gibon ſpeiſen, der an der Weſtſeite Jeruſalems die Stadtmauern umfließt. Durch unterirdiſche Röhren hatte Hiskia die Quellen oberhalb der Gibonteiche aufgefangen und unter den Mauern her in die Stadt geleitet. Außer dieſem Waſſer ſtanden auch noch der Brunnen Siloah im Südoſten der Stadt und die nie verſiegenden klaren Felſenquellen unter dem Boden des Tempels den Jeruſalemiten zur Verfügung.

An Waſſer mangelte es alſo nicht in der Stadt, wohl aber an Nahrung. Waren doch weit und breit die Kornfelder und

Fruchtbäume verdorrt und das Vieh, auf dessen Fleisch die Menschen nun erst recht angewiesen waren, hatte zum großen Theil der Mangel an Nahrung auf den fernen Weiden dahin gerafft.

Entsetzlich stieg die Theuerung, und die Aermeren der Stadt, welche den Preis um das tägliche Brod nicht zu erschwingen vermochten, scheuten sich nicht, Fleisch von Hunden und gefallenem Vieh zu genießen. Wohl hatte man Boten an die Meeresküste gesandt, um von dort her Lebensmittel zu erhalten, aber wenn auch einige kleine Karavanen mit Oel, Korn und Früchten ankamen und dann und wann eine Schafheerde in die Stadt getrieben wurde, was nützte solch kleiner Bissen für hunderttausend vom Hunger Gequälte! —

Hannas, der Sadducäer, saß nachdenklich im Lehnstuhl, mechanisch wühlte seine Hand bald in dem langen dünnen Bart, bald stützte sie das herabsinkende Haupt.

Keine politische Schwierigkeit war zu überdenken, ruhte doch Angesichts des allgemeinen Nothstands jeder öffentliche Hader und doch ließen die Gedanken, welche des alten Priesters Hirn durchkreuzten, ihn schon seit einer Woche nicht zur Ruhe kommen. Endlich schien sein Plan zur Reife gediehen zu sein. Hastig erhob sich Hannas und mit dem gefaßten Entschluß kehrte die ganze Spannkraft in die hohe Gestalt zurück. Elastischen, selbstbewußten Schrittes trat er zu einem der Tische, ergriff die metallene Kugel, welche an zierlicher Kette vor einer erzenen Schale herabhing und ließ sie dröhnend wieder letztere zurückfallen.

Dem auf dieses Zeichen hereintretenden Diener trug er auf, den Kaufmann Samuel zu holen, welcher außerhalb der älteren Stadtmauer in Akra, der unteren Stadt wohnte.

Unterdessen verließ Hannas das Gemach. Verwundert schauten die Diener ihm nach, als er durch abgelegene Gänge seines weitläufigen Hauses, welche seit Jahren sein Fuß nicht betreten hatte, dahinschritt und die Treppe hinanstieg, die zu dem flachen Dache eines thurmartigen Anbau's führte.

Mühsam hob er die Fallthüre — und prallte zurück. Ein Gluthhauch, gleich der Feuerluft eines riesigen Ofens, hatte wie versengend sein Gesicht berührt, aber Hannas bezwang sich und trat hinaus auf das Dach. Fürchterliche Hitze umgab ihn und trieb ihm das Blut in die Schläfe. Hatte doch seit Monden nur der Schleier der Nacht das himmlische Feuer bedeckt, am Tage aber keine Wolke, kein Nebel die versengenden Strahlen von dem durchglühten Dache abgehalten.

Erhobenen Hauptes überblickte Hannas das weite Himmelsgewölbe. Wo war das freundliche Blau, das sonst so anmuthig aus den lichten Höhen nieder grüßt? Ein dünner fahler Dunst hüllte wie ein Schleier Himmel und Erde und es schien, als habe das Feuer der Sonne auch den Himmelsrand ergriffen, denn er flammte in düsterem Gelb und brennendem Roth. Hannas' Auge suchte den Dunst zu durchdringen, in welchem Himmel und Erde in einander schwammen, aber nicht das kleinste Wölkchen ließ sich entdecken.

Ein zufriedenes Lächeln flog über des Priesters Züge, fast spöttisch senkte er den Blick auf die Stadt über deren Dächer er hinwegsah. Wie in Gedanken bewegte sich nickend sein Haupt, dann verließ er eilig das glühende Dach. —

Als Samuel eintrat in das Zimmer Hannas', saß dieser vor einem Pack beschriebener Papyrusrollen, wie es schien in Lesen vertieft, denn nicht sogleich begrüßte er den Ankömmling, sondern erst als Samuel einige Augenblicke gewartet und dann näher herangetreten war, erhob er den Kopf und wandte sich jenem zu.

„Ah, Samuel! Ja, ja, ich bat Dich, einen Augenblick zu mir zu kommen. Nimm Platz und mach' Dir's bequem! — Hast Du Jeschua gesehen? Nicht wahr, der wird ein schöner Mann? Wir können Beide stolz sein auf den Schriftgelehrten. Zum Chaber*)

---

*) Gehülfe eines Schriftgelehrten, der eine Gesetzesschule leitet.

ist er bereits erhoben; nicht lang mag es mehr dauern und er wird durch die Semichah*) zum Rabbi geweiht werden.

„Auch mich freut's stets, wenn ich Gutes von ihm höre," nahm Samuel das Wort. „Geschah es seinetwegen, daß Du mich riefst?"

„Nein, nicht seinetwegen. Einen Dienst möchte ich von Dir erbitten."

Von mir? Ich bin noch um Jeschua's Willen in Deiner Schuld, kann ich Dir's vergelten, so thue ich's mit Freuden."

„So ist es nicht gemeint," erwiderte der Priester. „Hannas verlangt keine Arbeit ohne den Lohn zu bezahlen. — Die Geschäfte liegen darnieder in der Stadt; wie geht es mit dem Deinigen?"

„Du fragst noch? Gott züchtigt unser armes Land mit seinem himmlischen Feuer! Wer Geld hat, bedarf es, um Brod zu kaufen; andere Geschäfte gibt es seit Wochen nicht in Jerusalem."

„Nun, ich meine für euch Kaufleute wäre doch jetzt gerade das Herbeischaffen von Brod das beste Geschäft!"

„In der Nähe der Stadt ist nichts mehr zu finden und selbst am Meer hat die Trockenheit sehr geschadet und in Cäsarea ist das Korn fast ebenso theuer als hier. Der weite Weg aber — der Sturz eines Lastthieres kann den spärlichen Gewinn in großen Schaden umschlagen."

„Warum holst Du nicht aus dem Aegypterland Korn und Oel und bringst es hierher? Dort soll ja ein fruchtbar Jahr sein."

Samuel sah den Sprecher, der seine Augen fest auf ihn gerichtet hatte, groß an. „Aus Aegypterland Korn nach Jerusalem holen? Welcher Einfall! Weißt Du denn, wie weit die Reise ist bis dorthin?"

„Ich denke wohl; vor Jahren war ich dort. Du aber

---

*) In der Schule vorgenommene feierliche Ernennung.

hast, soviel ich glaube, öfter schon Geschäfte mit jenem Land gemacht."

„Freilich! Aber Korn habe ich dort nicht gekauft, sondern Perlen und Juwelen, die keinen Transport kosten!" gab Samuel etwas überlegen lächelnd zurück.

Hannas sah ihm fest in die Augen und sprach langsam aber in bestimmtem Ton:

„Wenn ich Dir aber den Vorschlag mache, auf unsere gemeinschaftliche Rechnung dort Korn zu kaufen und damit Jerusalem aus seiner Noth zu erlösen?"

„So würde ich diesen Vorschlag mit Bedauern ablehnen müssen," antwortete Samuel ohne weiteres Besinnen. „Kein Kaufmann würde für solch gewagte Sache sein mühsam erworbenes Vermögen einsetzen!"

Hannas zuckte geringschätzig die Achseln. „Es scheint, daß Du nicht der rechte Mann bist, große Geschäfte zu unternehmen. Freilich wer nur in Epha*) verkauft, der scheut sich Kor**) einzutauschen!"

Samuel biß sich auf die Lippen; der Spott Hannas' that seine Schuldigkeit. „Meine Geschäfte sind nicht immer so klein, wie Du annimmst! Aber ein Kaufmann ist stolz darauf, daß das, was er unternimmt, mit Ueberlegung und Sachkenntniß geplant wurde. Du aber magst ein berühmter Priester sein — ein guter Kaufmann, Hannas, — bist Du nicht!"

„Ein guter Kaufmann bin ich nicht!" wiederholte Hannas, die Stirn runzelnd. „Wohl, Dein Urtheil ist scharf — sieh zu, ob Du es nicht änderst, ehe die Sonne gesunken! — Wie lange brauchst Du, um mit gutem Pferd in Alexandria zu sein?"

„Zwölf Tage".

„In welcher Zeit kann ein Schiff mit Korn beladen sein?"

„Wenn man nicht lange zu feilschen braucht — in vier Tagen."

---

*) Scheffel. **) Malter.

„Gut. In welcher Zeit wird das Schiff im Hafen von Askalon ankommen?“

„Wenn Wind und Wellen gut sind, in 6 Tagen, bei Windstille und schlechtem Wind mag es selbst 8—10 Tage dauern.“

„Und wann kann die Karavane, welche die Ladung nach Jerusalem bringt, hier eintreffen?“

„3 Tage später.“

„Also, wenn Du morgen nach Alexandria abreisest, kann das Getreide in etwa 4 Wochen auf dem Markt Jerusalems sein?“

„Ja, Herr. Wenn Alles gut geht!“

„Wie groß wird der Gewinn sein, wenn Du 1000 Kor in Säcken bringst?“

Samuel, der anfangs halb widerwillig geantwortet hatte, begann allmälig Interesse zu zeigen. „1000 Korsäcke? Das ist viel!“

Langsam halb vor sich hinsprechend fuhr er dann fort: „Gewöhnlich kostet in Alexandria der Sack 7 Schekel*), aber die weite Reise wird ihn gewiß doppelt so theuer machen.“

„Rechnen wir das dreifache, also 21 Schekel!“ sagte Hannas. „Was kostet jetzt der Sack in unserer Stadt?“

„200 Schekel!“ rief Samuel, selbst durch den gewaltigen Unterschied überrascht. —

Hannas nickte wiederum, Samuel scharf in's Auge sehend. „Wenn wir also den dreifachen Preis zu Grunde legen, welchen das Korn in Alexandria kostet, so bleibt uns der kleine Gewinn von 179000 Schekel. Ist's nicht so, Samuel?“

Starr sah ihn dieser an. Er konnte es kaum glauben, was zuzugestehen doch sein Verstand forderte.

„Wohl mehr als Du seit zwanzig Jahren in Deinem Geschäfte erworben hast! — Dazu aber,“ fuhr Hannas salbungsvoll fort, „haben wir Jerusalems Noth gelindert und der Segen Derer, denen wir Brod verschaffen, wird uns nicht ausbleiben!“

---

*) 1 Schekel etwa M. 2,60.

Vor Samuel's Augen tanzten die Wände des Gemaches, schwindelnd faßte er nach der Lehne seines Sessels. Einen Augenblick hatten seine Augen aufgeleuchtet, als sähen sie hinein in ein strahlendes Glück, dann aber bemächtigten sich schwere Zweifel der aufkeimenden Hoffnung.

„Vier Wochen sind eine lange Zeit! Wer sagt Dir, daß die Trockenheit so lange noch anhält?"

„Sechs Wochen magst Du rechnen, bis die Frucht auf dem Markt ist. Was thut das? Wenn bis dahin Regen fällt, werden weniger Leute verhungert sein und mehr werden übrig bleiben, um Dein Korn zu essen."

„Aber der Preis wird sinken! — Statt 200 Schekel wird der Sack nicht mehr kosten, als in Aegypten, und wenn ich heimkomme mit meinen langen Reihen beladener Kameele werden mich die Leute auslachen — und mein mühsam errungenes Vermögen ist vergeudet! Nein Herr, von solchem Geschäfte bleibe ich fern!"

„Thor! Deine Augen reichen nicht weiter, als Deine Nase! Sieh doch den Himmel an! Es ist, als käme nie ein Tropfen mehr von seinem glühenden Gewölbe. Und wenn es regnet bis Du wiederkommst mit Deinen Säcken — regnet's denn Korn vom Himmel? Fallen Oliven, Kälber und Rinder aus den Wolken? Können die Menschen denn vom Regenwasser leben? Bis die Oelbäume neue Früchte bringen, brauchen sie Zeit zur Blüthe und Reife. Erst muß das Gras sprießen, ehe neue Heerden aus fernem Lande sich davon nähren können, und erst muß das Korn gesäet werden, ehe man es ernten und Brod bereiten kann!".

Mit erhobener Stimme hatte Hannas gesprochen und jedes seiner Worte schlug mit der Wucht einer ehernen Keule wider Samuel's Zaghaftigkeit. Mit halbgeöffnetem Munde saß dieser da und fand kein Wort der Entgegnung. Hannas überlegener Verstand hatte wie so oft schon in schwierigeren Dingen den Gegner entwaffnet, und niedergeschmettert von der

eigenen Thorheit beugte dieser sich fortan machtlos unter seinen Willen.

Ein feines Lächeln spielte einen Augenblick um Hannas Mund, dann aber, den errungenen Vortheil rasch ausnutzend, sprach er: „Bist Du nun überzeugt, daß die Noth im Lande nicht aufhört, wenn der Regen fällt? Daß immer weiter noch die Theuerung steigen muß?“ Fragend sah er Samuel an, und als dieser bejahend mit dem Kopf nickte, fuhr Hannas fort: „Nun also, wenn Du in vier Wochen ein reicher Mann sein willst, ledig aller Sorgen auf Lebenszeit, so nimm meinen Vorschlag an!“

Samuel rieb sich die Stirn, sah auf den Mann mit dem durchdringenden Blick und dem scharfen Verstand und senkte dann verlegen die Augen: „Herr, ich war voreilig, als ich Dich einen schlechten Kaufmann nannte. Ich bin bereit auf Deinen Plan einzugehen.“

„Recht so! Nun höre meinen Vorschlag. Du begreifst,“ fuhr Hannas etwas zurückhaltender sprechend fort, „Du begreifst, daß ich Dir die eigentliche Arbeit ganz überlassen muß, denn es verträgt sich nicht gut, daß ich als gewesener Hohepriester und auch jetzt noch — ich darf wohl sagen — Oberhaupt unserer Partei, an einem solchen kaufmännischen Geschäft der Oeffentlichkeit gegenüber Antheil nehme. Alle Mühe des Ankaufs, Transport's und Verkaufs der Waare muß also Deine Sache bleiben, ich aber trage allen Schaden allein, wenn Verlust statt Gewinn der Lohn unseres Unternehmens ist. Doch will das Meer uns wohl und führt glücklich unser Schiff an's Land, so theilen wir den Gewinn.

Bist Du so zufrieden, Samuel? Alle Arbeit für Dich, alle Gefahr des Verlustes für mich, vom Gewinn jedem die Hälfte!“

„Ich bin zufrieden, Herr! — Doch wer bestimmt die Höhe des Verkaufspreises?“

„Wir beide. Sind wir nicht einig, so gelte die höhere Summe.“

„Wohl, es ist abgemacht! rief Samuel aufspringend.“

„Noch nicht ganz“ bemerkte trocken der Priester. „Wie ich

Dir sagte, liegt mir viel daran, daß meine Betheiligung an jenem Geschäft dem Volke verborgen bleibt. Darum erbitte ich mir von Dir das Versprechen, Niemand zu sagen, daß ich Dein Partner bin."

Samuel stutzte. „Diesen Wunsch würde ich schon gern erfüllen," sagte er langsam, „aber der Gebrauch verlangt, daß unser Vertrag vor zweien Zeugen abgeschlossen wird."

„Natürlich, Samuel! Doch diese Zeugen seien die Einzigen, welche davon wissen. — Wen wählst Du?"

„Ist Jeschua Dir Recht?"

„Ja!"

„Und wer soll Dein Zeuge sein?"

„Derselbe."

Mißtrauisch sah Samuel auf. „Zwei Zeugen verlangt die Sitte!"

„Bist Du nicht zufrieden, wenn Dein Vertrauensmann auch mir genügt? Ich brauche keinen Zeugen wider Dich, denn wenn's mißglückt, hab ich doch allein den Verlust!" Dies leuchtete Samuel ein.

„Es sei!" sagte er. „Ich eile jetzt nach Haus um für die Reise Alles vorzubereiten. Mit Jeschua kehre ich am Abend zu Dir zurück, damit der Abschluß regelrecht erfolgen kann. Leb' wohl!" Samuel reichte Hannas die Hände und schritt dann eilig aus dem Gemach.

Hannas hatte ihm aufmerksam nachgesehen, als aber die Thüre sich schloß, flog ein eigenthümliches Lächeln über die scharfen Züge des Priesters.

Am Abend traten Samuel und Jeschua in Hannas' Gemach. Freundlich begrüßte dieser die Ankömmlinge und betrachtete mit wohlwollendem Blicke den zum stattlichen Manne herangereiften Schriftgelehrten. Doch war wegen Samuels Abreise, die noch in der Nacht stattfinden sollte, keine Zeit zu verlieren, und rasch wurde deßhalb das Geschäft zu Ende gebracht. Samuel hatte bereits auf ein Pergamentblatt die Worte geschrieben: „Eine Hälfte

des Gewinnes. Alle Arbeit leistet Samuel ben Abja," und übergab das Blatt an Jeschua. Hannas las das Geschriebene, schritt dann zu einem Tisch und schrieb auf ein gleiches Blatt mit breiter Rohrfeder: „Eine Hälfte des Gewinnes. Allen Verlust zahlt Hannas ben Seth." Auch er überreichte das Blatt an Jeschua. Dieser las den Inhalt beider Blätter vor und händigte jedem der Vertragschließenden die vom andern geschriebene Urkunde ein.

Eilig entfernte sich dann Samuel mit seinem Begleiter, um sofort die Abreise zu rüsten.

* * *

Mehr als eine Woche war vergangen. Erbarmungslos brannte die Sonne noch immer über das ausgedörrte Land und die Noth ward immer größer.

Wie allabendlich, so stieg auch heute Hannas wiederum auf die höchste Zinne seines Hauses. Dieselbe fahle Färbung wie zuvor verdeckte des Himmels Blau, in derselben Dunstschichte flossen Erde und Luft zusammen. Zufrieden lächelnd verließ Hannas die heiße Plattform und während er die Treppen und Gänge seines Hauses durchschritt, rieb er sich die knochigen Hände und überdachte, daß Samuel zur Stunde wohl bereits auf der Heimreise begriffen sein müsse.

Das war eine schöne Summe, die auf des Priesters Theil fallen würde! Ja, Hannas konnte sie brauchen, denn das Leben im großen Styl und die Führung einer vielköpfigen Partei, deren Glieder oft durch noble Geschenke gefügig gemacht werden mußten, kosteten Geld und wieder Geld und bedenklich leerten sich seine Kassen.

Hannas nickte vergnügt vor sich hin.

Während der Priester in sein Gemach zurückkehrte, sank die Sonne. Zu früh hatte er das Dach verlassen, um dieses Schauspiel zu sehen, das auch ihm, obschon er sonst für die Schönheiten der Natur wenig empfänglich war, diesmal vom höchsten Interesse gewesen wäre.

Als die glühende Sonnenscheibe hinter dem Hügelzug nieder=

tauchte, färbten sich die Dünste röther und röther, und der ganze Himmel glühte wie im Abglanz eines unsichtbaren Weltenfeuers. Ueber der Stelle, an welcher das strahlende Gottesauge verschwunden war, leuchtete im herrlichsten Glanze ein langgezogener, schmaler Goldstreif.

Matter und matter wurde sein Licht und als die Dämmerung sich ausbreitete über Himmel und Erde, schwebte eine Rosenwolke statt seiner am Horizont. Aus weiter Ferne flog sie heran, näher und näher; der schmale, langgestreckte Nebel wuchs und wuchs, nach allen Seiten dehnte sich die Wolke aus und bedeckte in unglaublich kurzer Zeit den halben Himmel. Doch die Nacht war hereingebrochen und nur das Verschwinden der seltsam funkelnden Sterne verrieth dem aufmerksamen Beobachter das aufsteigende Gewölk. —

Draußen auf den Straßen lief die Kunde von Mund zu Mund und mit Freudenthränen in den Augen trugen die vor Erregung und Körperschwäche zitternden Armen die Nachricht in die Häuser. Hannas aber saß nichts ahnend in seinem Gemach bis tief in die Nacht hinein. Trüb brannte die silberne Oellampe, aber er liebte den matten Schein, denn er störte nicht, wie das blendende Tageslicht, die verschlungenen Wege seiner Gedanken. Keiner der Diener durfte nach Beginn der ersten Nachtwache das Gemach betreten, und während Hannas die feinen Fäden seiner Netze überdachte, welche er ausgesponnen, um wieder zur alten Macht zu gelangen, und neue Schlingen plante, welche er nur zuzuziehen brauchte, um Solche, die nicht willenlos sein Werkzeug waren, zu stürzen — saßen die Diener draußen in dem säulenumgürteten Hof in munteren Gesprächen und warteten bis der erste Regentropfen fiel. —

Dicht gedrängt standen die Leute in den Straßen und verfolgten mit gespannten Augen die Bewegungen des Gewölkes. Plötzlich tönte aus der Ferne ein Sausen und Brausen. Näher kam's, näher und näher. Hoch in den Lüften fegten die Wolken

und wenn sie in Fetzen rissen, grüßten auf wenige Augenblicke die Sterne zu den sehnsüchtig harrenden Menschen herab. Tiefer jagten die Wolken daher, das Rauschen zu Häupten senkte sich mehr und mehr und schon begannen die Bäume zu erzittern, angehaucht von den Vorläufern der Windsbraut.

Da zuckte ein Feuerschein und fürchterliches Krachen erfüllte die Luft. Bebend blickte die aufgeregte Menge zum Himmel empor, erschüttert in innerster Seele von Gottes furchtbarer Stimme, doch Segen verhieß sie nach den Tagen der Noth.

Jetzt fielen die ersten Regentropfen, dicke schwere Tropfen, und jauchzend fing sie das Volk mit den Händen auf. Dann zuckte Blitz auf Blitz und in ein gewaltiges Rollen ohne Ende lösten sich die wuchtigen Donnerschläge auf, während der Regen prasselnd auf die ausgetrocknete Erde niederstürzte.

Als die Grundfesten des Hauses unter dem Schall des ersten Donnerschlages erzitterten, fuhr Hannas jählings auf von seinem Sessel. Seine hohe Gestalt erbebte, als habe der himmlische Strahl ihn selbst getroffen. Hinaus zur Terrasse, welche von Säulen getragen den Hof umgab, stürzte er in athemloser Hast, doch die Dunkelheit der Nacht erlaubte ihm nicht die Wolken am Himmel zu entdecken, aber auch die Sterne suchte er vergebens.

Da scholl aus dem Hof herauf das Jubelgeschrei der Knechte. „Regen, Regen!“

„Adonai*) sei Dank!“ Hannas wankte und sein ausgestreckter Arm suchte eine Stütze an der marmornen Balustrade.

„Verflucht! Tausend Mal verflucht!“ keuchte der Priester nach Athem ringend. Plötzlich erschallten Schritte hinter seinem Rücken und rasch gefaßt, wandte er sich um. Zwei Diener kamen daher. Die flackernde Lampe, welcher der eine trug, beleuchtete die Züge seines Herrn. Jede Spur der Aufregung, welche einen Augenblick zuvor noch Hannas Brust durchbebt hatte, war verflogen;

---

*) Bezeichnung Gottes.

eherne Ruhe lag auf seinem Gesicht und die in größter Freude herbeieilenden Diener geriethen vor der Kälte seines Blickes in Verlegenheit und blieben zögernd in ehrerbietiger Entfernung stehen.

„Was wollt ihr?“ redete Hannas sie an.

„Herr, Gott schickt uns wieder seinen Segen! Der ganze Himmel hängt voll schwerer Wolken und eben beginnt der Regen.“

„Gut. Das seh' ich selbst und habe Deine Nachricht nicht nöthig.“

Zaudernd und verlegen über die barsche Antwort, wandten sich die Diener zum Gehen; Hannas aber rief ihnen zu: „Bleibt! Ihr wolltet mir noch Anderes sagen!“

„Ja Herr!“ antwortete der eine Diener: „Wir möchten Dich bitten ein Dankgebet zu sprechen.“

„Es sei! Ruft die Leute in den Hof zusammen!“

— — Die Fackeln qualmten und zischend fielen die Regentropfen in die Flammen, deren unsteter Schein bald das gesammte Hausgesinde beleuchtete.

Von einem Fackelträger begleitet schritt Hannas die Treppe hinab in den Hof. Als sich die Leute in weitem Halbkreis aufgestellt hatten und andächtig auf ihren Herrn sahen, erhob dieser beide Hände zum düsteren Himmel und sandte ein volltönendes Dankgebet hinauf zum Allmächtigen.

Gewaltig prasselte der Platzregen die ganze Nacht hindurch aus den geöffneten Schleusen der Wolken. Erst als der Morgen graute, vertheilte sich das Gewölk und die Gewalt des stürzenden Wassers ließ nach. Dann und wann schaute die Sonne zwischen den wild zerrissenen Wolken hindurch und wie ein Gruß aus himmlischer Höhe küßte ihr Strahl die erwachende Erde. Ein Regenbogen wölbte sich kühn von Zion bis zum Tempelberg. Reges Leben herrschte auf den früher fast ausgestorbenen Straßen und Tausende erhoben die Hände im Tempel zum Dankgebet.

Draußen aber im Land füllten sich die Cysternen und in den

so lange vertrockneten Betten der Flüsse und Bäche begann das Wasser, wenn auch spärlich, wieder zu fließen, denn so groß auch die in der Nacht gefallene Regenmenge gewesen sein mochte, der ausgetrocknete Boden hatte sie eingesaugt oder die Wärme des Erdreichs verdampft.

Wer vom Oelberg hinausschaute über das weite Land, mochte glauben einen Weltbrand hätten die Regenfluthen gelöscht, denn soweit das Auge reichte, dampfte die Erde und so oft auch der Wind die Dünste hinweg trieb, stets brodelten sie auf's Neue hervor und wogten zu leichten Wolken geballt wie tanzend über dem Boden.

Aengstlich sah manches Auge zur Sonne hinauf, wenn diese siegreich die Wolken durchbrach und ihre kaum unterbrochene, drückende Herrschaft wieder antreten zu wollen schien. Aber Wolken auf Wolken jagte der Wind vom Meere her und von Neuem stets fiel fruchtbringender Regen.

So ging es Woche für Woche Die ganze Schöpfung schien von einer schweren Last befreit. Menschen und Thiere athmeten auf in der frischen, kräftigen Luft und zwischen den mit funkelnden Tropfen behängten dürren Grashalmen wuchsen Keime in einer Nacht. Aus den kahlen Aesten der Bäume sprießte neues Leben und wie durch einen Zauber standen sie in wenig Tagen in vollster Blüthe.

Wohl war der Preis des Brodes noch gewaltig hoch, aber das arme seither fast verdienstlose Volk fand jetzt überall lohnende Arbeit, denn es galt mit verdoppelter Eile die Felder neu zu bestellen, und in erstaunlich kurzer Zeit konnten Rüben und Kräuter genossen werden. Es schien, als wolle die Natur in wenigen Wochen nachholen, wozu sie sonst Monde gebraucht und als ein Monat ins Land gezogen, war von Theuerung keine Rede mehr. Hülsenfrüchte in Menge, Hirsen, Honig und Obst standen auch den Aermsten zu Gebote.

Zwei Monate waren seit Samuels Abreise verstrichen, doch noch immer hatte Hannas keine Kunde von ihm erhalten.

Als Samuel nach 12tägiger Reise Alexandria erreicht hatte, schloß er in möglichster Eile die Kornkäufe ab, aber so rasch, wie er es sich gedacht, ging die Sache doch nicht, denn auch für andere Gegenden, in welchen Trockenheit herrschte, hatten viele Händler ägyptisches Getreide angekauft und es fehlte an passenden Transportschiffen. Samuel rannte wie ein Verzweifelter umher.

Endlich lief ein großes Segel- und Ruderschiff in den Hafen ein, das noch nicht im Voraus für seine Fahrt vermiethet war und obgleich es sich in sehr baufälligem Zustande befand und dringend einer Ausbesserung bedurft hätte, so zögerte Samuel doch keinen Augenblick, es zu miethen. Erst in der fünften Woche seit er Jerusalem verlassen hatte, lichtete das mit Weizen und Gerste fast überladene Schiff den Anker.

Außer Samuel befanden sich noch ein Schiffmeister und acht Ruderknechte an Bord. Die Fahrt ging des schwachen Windes wegen nur langsam, eines Nachts erhob sich aber plötzlich ein fürchterlicher Sturm, der von Sonnenuntergang herwehte und bei seinem ersten Anprall das Segel zerriß.

Gewaltig schaukelten die schaumgekrönten Wogen das alte schwerbeladene Schiff, warfen es hin und her und stürzten mit lautem Getöse über sein Verdeck. Bald brach auch das Steuer und unaufhaltsam flog nun das unlenkbare Boot mit Windeseile über das wogende Meer der Küste Palästina's zu.

Schon tauchten vor den bangen Blicken Samuels die felsigen Höhen des Judagebirges in der Ferne auf — da brach die Nacht herein. Heulend und betend warfen sich die Schiffer auf die Kniee und erwarteten ihren sicheren Tod, denn unrettbar wurde das Schiff dem Lande zugetrieben, welches, wie sie nur zu sicher wußten, von zahlreichen weit in's Meer hinausreichenden Sandbänken umgeben war.

Plötzlich erfolgte ein fürchterlicher Stoß — Samuel fiel zu

Boden und seine Stirn schlug hart gegen die Schiffswand. Das Bewußtsein verließ ihn.

Das Schiff war auf den Grund gefahren und die Gewalt des Anpralls hatte seine Rippen eingedrückt. Langsam legte es sich auf die Seite und aus dem geborstenen Rumpfe schwamm die ganze Ladung, an 1000 große Säcke, in's Meer hinaus. Als Samuel wieder zu sich kam, hatte eine Woge ihn hoch den Strand hinaufgeschleudert. Rasch entzog er sich den nachstürzenden Wellen, welche ihn von Neuem in die Tiefe reißen wollten. Dann rief er in die Nacht hinaus nach seinen Gefährten, aber vergebens. Waren sie todt oder übertönte das Geheul des Sturmes und das Rauschen der Brandung seinen Ruf?

Eine bange Nacht in fürchterlichem Unwetter hatte er zu durchwachen, bis der anbrechende Tag ihm seine trostlose Lage zu übersehen erlaubte.

An öder Küste, wohl meilenweit von jeder Stadt hatte ihn das Meer an's Land geworfen. Ein Knecht war gleich ihm vom nassen Tod verschont geblieben — von der übrigen Bemannung des Schiffes und von diesem selbst war keine Spur zu entdecken. Einige Kornsäcke waren ans Ufer geschwemmt worden, andere trieben draußen auf den Wellen, das Meiste aber hatte das Meer verschlungen oder weit hinweggespült.

Einen Sack nahm Samuel vom Ufer auf; sein Inhalt sollte ihm und seinem Begleiter das Leben fristen bis zur Erreichung einer menschlichen Wohnung.

Zwei Tage lang verfolgten sie das Ufer des Meeres, dessen Wogen sich noch immer nicht beruhigen wollten und gierig den Strand hinaufschlugen, als wollten sie die Wanderer, welche ihnen entronnen, heimtückisch in ihren Schooß ziehen. Endlich am Abend des zweiten Tages sahen die Schiffbrüchigen Thürme und Mauern einer größeren Stadt. Es war Askalon.

Samuel trennte sich von seinem Gefährten und, von einem

hier wohnenden Geschäftsfreund mit Geld unterstützt, schloß er sich einige Tage später einer nach Jerusalem reisenden Karawane an.

Herbe Gefühle erfüllten seine Brust, als er das Stadtthor durchschritt. Dem Tode zwar war er entronnen, sein geliebtes Weib und sein erst vierjähriges Töchterchen würde er wiedersehen, aber der Gedanke peinigte ihn, wie er Hannas gegenübertreten sollte, der dem Vertrag zufolge ihm den bedeutenden Schaden zu ersetzen hatte. — Samuel hatte noch sein ganzes Vermögen vor seiner Abreise einem Wechsler verpfändet, um rasch das nöthige Baargeld zur Ausführung seines Vorhabens zu erhalten. Hannas war reich und konnte den Schaden leichter tragen als er, und so war es im Vertrag geschrieben: „Die Hälfte des Gewinnes. Allen Verlust zahlt Hannas," und bezeugt war der Vertrag durch Jeschua. Aber es wollte doch dem biederen Samuel nicht in den Kopf, daß Hannas Alles zahlen solle. Er fühlte sich im Stillen verpflichtet, auch einen Theil des Verlustes mitzutragen und nahm sich vor, mit Jeschua darüber zu reden.

Als Samuel die Schwelle seines Hauses betrat, flog seine besorgte Gattin ihm in die Arme und kaum minder herzlich war das Wiedersehen des jungen Freundes, als Jeschua, von Samuels Rückkehr benachrichtigt, bald darauf zu seiner Begrüßung herbeikam.

Am nächsten Morgen standen Samuel und Jeschua vor Hannas' prächtiger Wohnung und forderten Einlaß.

Der Pförtner kannte sie und öffnete sofort. Hastig durchschritten die Männer die Säulenhalle. Ein Diener frug nach ihrem Begehren.

„Sag Deinem Herrn, Samuel ben Abja, der Kaufmann, wünsche ihn dringend zu sprechen."

Der Diener verschwand, kehrte aber mit der Meldung zurück, sein Herr sei mit Arbeit beschäftigt und wünsche nicht gestört zu werden. Verblüfft sahen sich Samuel und Jeschua gegenseitig an.

„Er hat Dich gewiß nicht richtig verstanden! Samuel, Abja's

Sohn, der Kaufmann sei von seiner Reise zurück und wolle ihn sprechen. So mußt Du sagen!“

Nochmals ging der Diener in die inneren Gemächer, aber es dauerte auffallend lange, bis er zurückkam. Er winkte den Männern einzutreten. Rasch schritten die Beiden, Samuel voran, durch das Vorzimmer in Hannas' Gemach.

Der ehemalige Hohepriester stand mit verschränkten Armen neben einem Tisch mitten im Zimmer und schaute mit starrer Ruhe den Eintretenden entgegen.

Samuel stürzte auf ihn zu: „Alles ist verloren, Herr! Das Schiff ist gescheitert!“

Ohne seine würdevolle Stellung zu ändern oder die entgegengestreckten Hände Samuels zum Gruß zu fassen, sah Hannas fest in des Kaufmanns Augen. Er hatte nicht nöthig lange in ihnen nach der Wahrheit zu forschen — Samuel hatte sicher nicht gelogen!

Was Hannas längst vermuthet, war eingetroffen; er hatte Zeit gehabt, im Voraus sein Handeln zu überdenken. In festem gleichgültigen Tone sprach er, kein Auge von Samuel abwendend: „Was ist verloren? Wessen Schiff ist gescheitert?“

„Was verloren ist?“ rief Samuel erstaunt, „unser Schiff, beladen mit 1000 Säcken Weizen und Gerste. Es liegt in Trümmern am Strand Judäa's und Alles ist verloren!“

„Was geht das mich an?“

„Was es Dich angeht?“ Verworren blickte Samuel um sich und rang nach Worten, denn in wirrer Flucht jagten sich seine Gedanken. „Herr, Du kennst unseren Vertrag, — Dich trifft der Schaden, nicht mich!“

„Du irrst, Freund,“ entgegnete Hannas mit eisiger Kälte. „Ich bin kein Kaufmann und habe kein Schiff auf dem Meere.“

„Du hattest kein Schiff auf dem Meere?“ Samuels Lippen bebten, als er diese Worte in heiserem Tone hervorstieß. „Wer anders als Du hat mich beauftragt, Korn zu kaufen in Aegypten? Wer war es, der, mir alle Arbeit überlassend, auf seinen Theil

den Schaden übernahm, wenn Unglück unser Unternehmen treffen würde? Weißt Du, Herr, was Du sagst — oder hat Dich Dein Verstand verlassen?"

Zorn sprühte aus Hannas stechenden Augen und mit raschem Ruck das Haupt zurückwerfend, schritt er dicht an Samuel heran und sah mit kaltem Hohn im Blick auf den nach Fassung ringenden kleinen Mann.

„Hüte Deine Zunge! Wer mich beleidigt, mag vor meiner Rache zittern!"

„Herr!" rief Jeschua, der inzwischen, wie es dem Jüngeren ziemte, bescheiden zur Seite gestanden. „Herr! Ein Mißverständniß herrscht zwischen euch! Laß mich, was geschehen, Dir in Erinnerung —"

„Schweig!" unterbrach ihn Hannas mit schneidendem Tone. „Dir, Samuel, aber rathe ich einen Andern mit Deinem Märchen zu schrecken, bei mir nützen Deine Erpressungsversuche nichts."

„Erpressungsversuche!" stöhnte Samuel. „Erpressungsversuche! Herr! Teufel! Du leugnest den Vertrag, welchen ich mit Dir geschlossen? Du willst mich, der ich in Deinem Dienst das Leben fast verloren hätte, im Stiche lassen und mit Weib und Kind in's Elend stürzen? Hier ist die Urkunde, auf welcher Du mit eigener Hand geschrieben: Allen Verlust zahlt Hannas!"

„Urkunde? Zeig her, die ist gefälscht!" rief Hannas und griff nach dem Pergament, welches Samuel aus seinem Gürtel hervorgeholt hatte. Er zog es hastig zurück, aber das Blatt zerriß. Hannas knitterte den in seiner Hand gebliebenen Theil zusammen und schob ihn in sein Gewand.

Mit rollenden Augen, wüthend wie ein gehetzter Stier stürzte sich Samuel auf den Priester; dieser aber stieß ihn mit der geballten Faust zurück — und dröhnend schlug die Erzkugel, welche Hannas mit der linken Hand gehoben hatte, an die metallene Schale. Zwei Diener traten ein, welche schon bereit gestanden hatten, und mit Würde sich emporrichtend, rief Hannas: „Führt diese Leute vor das Haus! — Dem Gerichte könnte ich euch über-

liefern, ihr Schurken," wandte er sich dann an Samuel und Jeschua, „wegen Erpressung und falschem Zeugniß, aber Gott mag euch strafen — meine Rache lege ich in seine Hand! — Du aber," wandte er sich Jeschua zu, „ungerathener Sohn, der mir das Gute, das ich dem aus seiner Heimath Verstoßenen erwies, mit schnödem Undanke lohnt, sollst niemals mehr vor meine Augen kommen! Als unwürdig eines Rabbi stößt Dich die Tempelschule aus! Fort mit euch!"

Abermals schlug die Kugel dröhnend gegen die Schale und vor der geöffneten Thüre erschienen zwei weitere Diener, während die Erstgekommenen Samuel und Jeschua an den Armen faßten.

Todtenbläße überdeckte Jeschua's Gesicht. Sein reines Gemüth bäumte sich vor dem ungeheuren Frevel, welcher soeben vor seinen Augen geschah, begangen von einem Priester, zu welchem das Volk emporschaute als dem heiligsten Manne Israels! War das der wahre Charakter der stolzen selbstgefälligen Herren, die sich zwischen das Volk und seinen Gott stellten, als seien sie höhere Wesen wie ihre Mitmenschen? — Welch' ein Abgrund that sich auf vor den Augen des Jünglings! — Solche Verworfenheit wohnte unter dem Priestermantel? Ein Ekel erfüllte Jeschua plötzlich vor dem heiligen Gewand; wirr schaute er im Gemach umher und rang nach Fassung.

Samuel aber schlug mit Fäusten gegen die Diener, welche auf ihn eindrangen, und von der Fluth furchtbarer Verwünschungen, die er ausstieß, hallten die Wände des Gemaches. Schäumend vor Wuth wollte er sich losreißen und wie ein Tiger auf Hannas stürzen, der mit verschränkten Armen und höhnischem Lächeln auf den zusammengekniffenen Lippen im Hintergrunde des Saales stand, aber die nervigen Fäuste der Diener hielten ihn zurück und schleppten ihn mit Gewalt zur Thüre hinaus.

Jeschua folgte, auf der Schwelle aber blieb er stehen und schaute zurück. „Möge Gott Dir die fürchterliche Schuld ver=

geben!“ rief er, aber der vorwurfsvolle Blick seiner großen Augen prallte wirkungslos an den ehernen Zügen des Priesters ab.

Schwer hielt es den Dienern, den sich verzweifelt wehrenden Samuel zu bändigen, dessen Drohrufe und Verwünschungen gegen den wortbrüchigen Hohenpriester laut durch die Säulenhalle schallten. Der gewaltige Hofhund sprang herzu und faßte mit seinen scharfen Zähnen das Kleid des Tobenden und unter den Schimpfreden der Diener und des Hundes wüthendem Gebell wurden die beiden Männer zum Thor hinausgestoßen.

Krachend schlug es hinter ihnen zu und der wuchtige Riegel rasselte nieder. —

Wie betäubt standen Samuel und sein Begleiter auf der Straße. Dann aber kehrte des Kaufmanns Wuth mit verdoppelter Heftigkeit zurück und die geballten Fäuste gegen die verhüllten Fensteröffnungen des Palastes erhebend, rief er, bebend vor Zorn: „Auch Dir, Hohepriester, wird der Tag des Gerichts die Vergeltung bringen! Fluch über Dich, scheinheiliger Teufel!“

Die Vorübergehenden blieben stehen und begannen sich um Samuel zu schaaren. Jeschua aber faßte den vor ungeheuerer Aufregung zitternden Gefährten beim Arm und zog ihn von dannen.

V.

Neben dem Hause, welches früher Samuel's Eigenthum gewesen, jetzt aber längst von den Gläubigern des unglücklichen Kaufmanns in Besitz genommen war, befand sich ein niedriges, auffallend langes Gebäude, welches von den Nachbarhäusern der engen Straße merkwürdig abstach durch die blendend weiße Farbe seiner Mauern und die außergewöhnliche Sauberkeit der Treppen und Gänge.

Ueber der meist festgeschlossenen Eingangsthüre strahlte in sonnengleichem Goldglanz ein riesiges Dreieck, das jeder Eintretende mit erhobenem Blick durch eine Handbewegung grüßte.

Die Abenddämmerung war schon hereingebrochen, als die Arbeiter aus den Werkstätten und von den umliegenden Feldern, müde vom Tagwerk durch die volkreichen Straßen der Stadt zogen und ihren Wohnungen zueilten. Das weiße Haus schien ganz besonders zahlreich von solchen Leuten des Handwerkerstandes bewohnt zu sein, denn fort und fort klopfte es in eigenthümlichem Rhythmus an seiner Thüre und der Pförtner war mit Oeffnen und Schließen fast unausgesetzt in Thätigkeit.

Die Eintretenden, Männer wie Frauen, trugen sämmtlich lange Hemden aus ungefärbtem Leinen, die von einem einfachen Ledergürtel um die Hüfte zusammengehalten waren und, trotzdem die Kleidung oft zerrissen, auch vielfach mit Sand und Ruß und allem Schmutz, welchen rauhe Arbeit mit sich bringt, bestaubt war, so schien sie doch im Allgemeinen mit größerer Sorgfalt in Ordnung gehalten zu sein, als es sonst oft bei Handwerkern geschieht. Im Gürtel trugen die Männer ein mit weiß angestrichenem Stiel

versehenes Beil, welches offenbar viel zu klein war, um als Werkzeug zu dienen.

Mit scharfem Blick musterte der Pförtner die Einlaß Begehrenden, ob nicht ein Unberechtigter darunter sei. Manche von den Eingetretenen wandten sich rechts, andere gingen in ein zur Linken befindliches Gemach und von Allen wurde das auf der Straße laut geführte Gespräch abgebrochen oder nur mit gedämpfter Stimme fortgesetzt. Nichtsdestoweniger bewies die Sicherheit, mit welcher sich die Leute in den Räumen bewegten, daß sie keine Gäste, sondern regelmäßige Bewohner des Hauses waren.

Rings um die Wände des von den Ankommenden betretenen zur Rechten gelegenen Gemaches zogen sich lange Bänke, auf welchen für einen Jeden ein sauber zusammengelegtes Tuch und ein langes weißes Hemd von tadelloser Reinheit lag. Sofort entledigten sich die Ankömmlinge ihres Gürtels, die Männer und Jünglinge schlangen das weiße Tuch um die Lenden und schritten, nachdem sie das Arbeitskleid abgestreift hatten, nackt in einen anstoßenden großen Hof von viereckiger Form. Die Frauen und Mädchen dagegen behielten das weiße Hemd, das ihnen als Arbeitskleidung gedient, an und begaben sich gleichfalls in den Hof. Diejenigen der Leute, welche bei ihrem Eintritt in's Haus sich links gewandt hatten, fanden dort ein ebensolches Auskleidegemach und einen besonderen Hof.

Die Mitte eines jeden Hofes nahm eine lange viereckige Cysterne ein, welche durch unterirdischen Zufluß immer mit frischem Wasser gefüllt war. Treppenstufen bildeten rings die Begrenzung des Wassers und auf ihnen setzten sich die zum Bad Vorbereiteten einstweilen nieder.

Plötzlich verstummte das Gemurmel und Aller Augen richteten sich auf die unter der Thüre erscheinende nackte Gestalt eines hageren Mannes, dessen schneeweißer Bart weit über die Brust hinabhing. Es war der Vorsteher der Essäergemeinde, welche in Jerusalem mehrere Häuser besaß, und auch über das ganze Land

vertheilt war, indeß den beiden anderen jüdischen Secten, den Pharisäern und den die Priesterkaste bildenden Saduccäern, an Bedeutung nachstand. Der Vorsteher war gleich den anderen Brüdern nur mit dem weißen Lendenschurz bekleidet.

Langsam schritt er die Stufen hinab und ohne vor der Kälte des Wassers zu schrecken, stieg er stetig tiefer und tiefer, bis sein Bart auf der zitternden Wasserfläche schwamm. Einen Augenblick hielt der Alte inne, dann tauchte er das Haupt tief in die Fluth. Alle Augen waren auf die Stelle gerichtet, wo er verschwunden. Lange währte es, dann erschien er wieder und aus den silberweißen lang gelockten Haaren des Hauptes und Bartes troff das Wasser.

Einem heidnischen Flußgott glich die Gestalt, aber die Milde, welche aus ihren Augen leuchtete, war der Wiederschein einer höheren, geistigeren Natur als die Heidenkünstler selbst ihren Göttern anzudichten wußten.

Langsam stieg der Greis aus dem Wasser und kaum hatte sein Fuß die erste trockene Treppenstufe erreicht, als von allen Seiten die Brüder und Schwestern gemeinsam hineinstiegen in das reinigende Wasser, gleich ihrem Vorsteher untertauchten und dann zögernden Schrittes wieder die Treppenstufen hinaufgingen. Vier kleinere Kinder waren unter der Schaar und auch sie nahmen, von ihren Müttern geführt oder getragen, an dem gemeinschaftlichen Bade Theil.

Einige Augenblicke verweilten die Essäer auf den höheren Treppenstufen, um das an den Gliedern und Gewändern niederträufelnde Wasser abfließen zu lassen und schritten dann schweigend und mit feierlichem Ernst wieder in das erste Gemach zurück, in welchem Jeder das über seinem Platz hängende weiße Hemd anzog.

Nun theilte sich die Schaar abermals, die größere Zahl trat in einen geräumigen Speisesaal, während die übrigen durch die Vorhalle hinüberschritten zu denjenigen Brüdern, welche in einem besonderen Hof zur Linken von der Eingangspforte ihre Waschung

verrichtet hatten. Denn obwohl die Brüder, welche das erste Probejahr bestanden, gemeinsam mit den in den eigentlichen Bund aufgenommenen die heilige Reinigung vollziehen durften, so war ihnen doch strenge verboten, an dem Mahle derselben Theil zu nehmen, und sie mußten deshalb gemeinschaftlich mit den jüngsten Gliedern der Gemeinde speisen.

Als sie in deren Speisesal traten, waren sie erstaunt, ihn leer zu finden, und bald bemerkten sie, daß die jüngeren Genossen noch auf den Stufen des Wasserbeckens saßen und offenbar ihre Waschung noch nicht begonnen hatten.

Fragend schauten sie hinein und gewahrten, daß der Vorsteher der Abtheilung, welcher als der erste in's Bad zu steigen hatte, noch fehlte.

Eine Weile warteten Alle geduldig, dann aber summte das halblaut geführte Gespräch immer stärker und aus den Mienen Vieler konnte man hellaufflammende Ungeduld lesen. Allmälig drängten sich sämmtliche aus dem anderen Hofraume Herübergekommenen in ihren weißen Hemden herein und mischten sich unter die nackten, des Bades harrenden Genossen.

Ein durch seine Wohlbeleibtheit vor den Andern sich auszeichnender älterer Mann mit grauem Bart wurde öfter, aber vergebens, nach dem Verbleiben eines jüngeren Bruders befragt, der mit dem Vorsteher am Nachmittag ausgegangen und ebenfalls noch nicht zurückgekehrt war.

Eine solche Verletzung der Pünktlichkeit von Seiten des Vorstehers war etwas höchst Ungewöhnliches und sicher mußte irgend ein besonderes Ereigniß die Ursache sein.

Endlich schallten rasche Schritte in dem anstoßenden Gemach und die Neugierigen, welche sich hinausdrängten, sahen zwei Männer, Elia, den Vorsteher, und Jeschua, einen der jüngeren Brüder, sich ihrer staubigen Gewänder entledigen. Schweißtriefend standen sie gleich darauf mit dem Schurz umgürtet zum Bade bereit.

Elia, eine hohe Gestalt mit langem grauem Bart und kühn

vorspringender, scharf gebogener Nase, stieg rasch, einen Blick über die harrende Schaar der Brüder werfend, in das kühle Wasser.

Als er nach dem Untertauchen des Hauptes wieder die Stufen hinanschritt, nahmen die Uebrigen die heilige Waschung vor. Dann verließen sie den Hof, legten die weißen Gewänder an und begaben sich in feierlichem Zug unter Beobachtung des tiefsten Schweigens in den Speisesaal.

Keinerlei Schmuck verzierte die weißgetünchten Wände dieses Raumes, dessen Boden mit weißen Leintüchern vollkommen überdeckt war. Die Eingetretenen setzten sich im großen Kreis auf dieselben nieder, während ein gleichfalls das heilige Gewand tragender Bruder runde scheibenartige Brode Jedem vorlegte und ein Anderer, welcher den Küchendienst zu verrichten hatte, Jedem eine Schüssel mit Speise vorsetzte, die nur aus einem einzigen Gericht bestand.*)

Als Koch und Bäcker ihr Amt verrichtet und lautlose Stille eingetreten war, erhob sich der Vorsteher und reckte beide Arme gen Himmel; die Brüder stützten sich auf ihre Kniee und hüllten das herabgebogene Gesicht in beide Hände.

Elia sprach in feierlichem Tone: „Licht der Welt! Allmächtiger Vater! Unsere Seele zittert in den Banden des Fleisches und möchte sich aufschwingen zu Deinen lichten Höhen, aber wir sind nicht würdig der unvergänglichen Krone, welche Du dem Tugendhaften verheißen, und mit Dank nehmen wir aus Deiner Hand die Speise, welche unser Leben verlängert, damit wir mehr und mehr Alles vermeiden lernen, was Sünde ist vor Deinem strahlenden Angesicht und nicht durch frühen Tod unvorbereitet

---

*) Gemüse, Hülsenfrüchte und Obst bildeten in engem Wechsel die Mahlzeit der Essäerbrüder; Fleisch, Wein, ja selbst das von Jedermann in Israel als wichtiges Nahrungsmittel genossene Olivenöl war ihnen verboten, denn nur das Nothwendigste zum Unterhalt des Lebens, das Einfachste in Kleidung gestatteten die strengen Regeln. Gold und Silber verachteten die Essäer als Gegenstände sündiger Ueppigkeit und sogar der Ehe entsagten sie als einer des Menschen unwürdigen sinnlichen Lust.

vor Deinen Richterstuhl geladen werden. — Im Dienste der Tugend lasse uns arbeiten uns zur Rettung und Dir zur Ehre, erhabener Vater des Weltalls! Amen."

„Amen!" schallte es von den Lippen der Brüder, welche andächtig das Haupt erhoben, als der Vorsteher geendet hatte. Dann setzte sich dieser zu ihnen auf den Boden und Jeder griff in die vor ihm stehende Schüssel und aß ohne viel dabei zu reden.

Es war Sitte, daß der Vorsteher die Unterhaltung begann und dann der Reihe nach Jeder mittheilte, was ihm wichtig genug schien, daß es die Andern hörten. So auch diesmal. Elia sprach nach kurzer Weile: „Ihr habt uns gewiß längst in Eurem Herzen verziehen, daß wir so spät zum Mahle kamen und nicht mit Unrecht habt ihr wohl gedacht; daß es kein unwichtiger Grund war, der uns so lange zurückhielt."

Die Speisenden sahen zustimmend von ihren Schüsseln auf und erwarteten augenscheinlich Näheres über den wichtigen Grund zu erfahren. Als indeß Elia in einem Anflug von Bescheidenheit nicht fortfuhr, nahm Sacharja, ein alter weißhaariger Mann, das Wort: „Daß Du, Bruder, mit Deinem Gefährten wichtige Arbeit thust im Dienste Gottes, das wissen wir längst! Was hat Euch denn heute so lange beschäftigt?"

„Wir haben einen Mann vom jähen Tod errettet," antwortete Elia einfach.

Aller Augen sahen auf ihn und da ihm dieses Bewußtsein offenbar unangenehm war, so beeilte er sich, seine Worte verbessernd, die Ehre jener That seinem Gefährten zuzuwenden. „Nicht recht ist's, wenn ich sage: Wir. Jeschua, mein treuer Genosse im Kampf gegen körperliche Leiden unserer Mitmenschen, hat, wie schon oft, auch diesmal wieder seinen Lehrer übertroffen und ihm gebührt allein die Ehre, mit Gottes Hülfe jene That vollbracht zu haben!"

Beifälliges Gemurmel erhob sich und mancher freundliche Blick fiel auf das erröthende Antlitz Jeschuas. Sein Nachbar

drückte ihm herzlich die Hand, und Naumi, die 18jährige Tochter des Vorstehers sah bewundernd zu dem allbeliebten Freund hinüber, auf dessen edel geformten jugendlichen Zügen die heitere Lebensfreude sich merkwürdig mischte mit jenem milden Ernst, wie ihn das vorgerückte Alter herzensguten Menschen aufzudrücken pflegt.

Elia fuhr fort: „Viele Kranke hatten wir besucht und mit Pflege und Trost uns bemüht, ihre Leiden zu lindern, und waren schon auf dem Heimweg, als wir hinter uns lautes Rufen hörten. Zwei Männer, die von Weitem unser Kleid erkannt hatten, kamen in wildem Lauf hinter uns drein und baten dringend, ihnen zu folgen und einen Arbeitsgenossen, der im Sterben liege, zu retten.

Sofort eilten wir mit ihnen zur Unglücksstätte und sahen eine große Volksmenge um einen halb todten Mann versammelt, der von Blut überströmt und mit dem Rücken gegen ein im Bau begriffenes Haus gelehnt am Boden saß.

Der Unglückliche war beim Bauwerk beschäftigt gewesen und hatte schwere Steine auf das Gerüst getragen, plötzlich aber als der Arbeiter sich unter dem Gerüst zur Ruhe niedergesetzt hatte, waren die schlecht aufgeschlichteten Blöcke ins Gleiten gerathen und einer derselben hatte, von beträchtlicher Höhe herabfallend, dem unten Sitzenden das Bein zerschmettert.

Wohl war zur Hülfe ein des Heilens kundiger Rabbi sogleich herbeigeholt worden, aber er strengte seine Kunst vergebens an, den Blutstrom zu stillen. Als wir hinzukamen, glich der Verwundete schon fast einer Leiche. Gläsern starrten die Augen aus dem todtblassen Gesicht und langsamer floß das Blut ruckweise aus der Wunde, aus welcher es anfangs mit dem Stoß des kräftigen Herzschlages hervorgespritzt sein mußte, denn weithin war der Boden geröthet. — Wir machten uns sofort ans Werk, rissen die unbrauchbaren lockeren Tücher ab und suchten durch kunstreicheren Verband die Blutung zu stillen, aber umsonst! Einige

Augenblicke hielt der Verband, dann aber brach sich das Blut von Neuem Bahn und floß unaufhaltsam dahin.

Zu tief für unsere Kunst mußte die Wunde sein — aber jeder Tropfen Blut, welcher den todtmatten Körper verließ, raubte dem Unglücklichen einen weiteren Theil seiner schwindenden Lebenskraft. — Da schickte Gott meinem Gefährten einen herrlichen Gedanken. Rasch umherschauend ergriff Jeschua einen rundlichen Stein, wand einen Leinenstreif darum und preßte ihn mit aller Macht in die Wunde; dann legte er eine schmale, stark zusammengefaltete Binde darüber und rief mir zu, mit Leibeskräften die Schlinge anzuziehen. Wohl stöhnte der Arme unter dem Schmerz, welchen wir ihm einen Augenblick verursachten — aber die Blutung stand und sein Leben war gerettet!"

Während dieser Erzählung hatte einer der Brüder nach dem andern sein Mahl unterbrochen und hörte gespannt auf des Vorstehers Worte. Jetzt aber erhob sich ein allgemeines Gespräch und vielfache freundliche Zurufe wurden an Jeschua gerichtet.

Doch Elia, der sich selbst etwas in Eifer geredet hatte, mußte die Ordnung wahren und rief mit gebietender Stimme: „Brüder, entweiht nicht durch eure lauten Reden die Stille, welche dieser Ort von uns erheischt!"

Alsbald ward es ruhig. Nach einer Weile nahm Sacharja, derselbe Bruder, der vorhin gesprochen und wegen seines Alters ein gewisses Ansehen unter den Uebrigen genoß, das Wort: „Gottes Segen liegt auf Euren barmherzigen Werken und wir sind stolz, solche Männer wie Dich und Jeschua unter uns zu haben. Du zwar, Elia, welchen die heilige Versammlung als Vorsteher gewählt hat, stehst über unserm Lob, aber daß einer der unsrigen und ein so jugendlicher Genosse wie Jeschua so Hervorragendes leistet in der ärztlichen Kunst, erfüllt uns mit höchster Freude. Wenn schon der Jüngling solche Thaten verrichtet, was haben wir erst von dem erfahrenen Manne zu erwarten?"

„Wohl liegt der Segen Gottes merkwürdig auf den geschickten

Händen unseres Bruders," entgegnete Elia mit gesenkter Stirne. „Sein freundliches Wort erhöht oft mit zauberhafter Gewalt die Zuversicht des Kranken, und mit der sicheren Hoffnung auf Genesung wächst — wie wir längst schon wissen — die Kraft des Kranken, dem Uebel, das an seinem Körper zehrt, Widerstand zu leisten. Sicher würde Jeschua's Kunst das Ansehen unserer Gemeinde trefflich stützen unterm Volk, wenn er —" hier sah der Sprechende nach Jeschua hinüber, der seinen Blick zustimmend erwiderte — „wenn er nicht von unserem Kreis — Abschied nehmen wollte!"

Erstaunt und fragend richteten sich alle Blicke auf Jeschua, und der neben ihm sitzende wohlbeleibte graubärtige Mann mit den gutmüthigen Augen faßte erschrocken seinen Nachbar am Arm und rief:

„Du willst uns verlassen, Jeschua?"

Dieser nickte ernst. „Brüder", wandte er sich an seine Genossen, „Dank für Eure gütigen Worte, doch zuviel rühmt ihr meine Kraft, die doch nur das Werkzeug unseres barmherzigen Vaters ist. — Elia hat Euch recht berichtet. Meine Schritte führen mich fort aus Eurem friedlichen Kreis, der mich so freundlich aufgenommen, als der Sturm der Welt mich verschlagen hatte. — Dank, tausend Dank für Eure Liebe!"

Dann fuhr er leiser zu seinem Nachbar fort:

„Von Dir aber zu scheiden, Samuel, und von Deinem treuen Weib schmerzt mich am meisten, denn Vater und Mutter seid Ihr mir gewesen, seit ich in die Welt hinausgestoßen wurde. — Doch es muß sein! Morgen will ich von Euch Abschied nehmen!"

„Jeschua!" rief Samuel bestürzt. „Warum willst Du fort? Was kann Dir die Welt draußen Besseres bieten, als Du hier gefunden hast?" Da Jeschua nicht antwortete, fuhr Samuel dringender fort:

„Morgen ist unsere Probezeit zu Ende und Du, ich und

mein Weib, wir sollen im heiligen Rath geweiht werden zu wahren Brüdern unserer Gemeinde! Und Du willst fort?"

„Ich muß" antwortete Jeschua dumpf. „Dringe nicht weiter in mich, Samuel, Du änderst nichts an meinem Entschluß."

Peinliche Stille war im Saal entstanden, dann nahm die Mahlzeit ihren ungestörten Gang, wenn auch sichtlich auf den Gemüthern ein beklemmender Druck lastete, der die sonst herrschende freundlich ruhige Stimmung verscheuchte. Als alle gegessen, sprach Elia abermals ein Gebet, und schweigend wie sie gekommen verließen die Brüder den Saal.

Draußen aber sah sich Jeschua alsbald von seinen Genossen umringt, welche von Unruhe ergriffen waren, warum ein so hervorragendes Glied der Gemeinde in die sündige unreine Welt zurückkehren wolle. Jeschua, der wohl wußte, daß sein Austritt leicht Andere bestimmen könnte, ebenfalls die Gemeinde zu verlassen, suchte sich der Verantwortung jener Gewissensfrage zu entziehen und folgte mit Freuden einem Wink Samuels, der seine Gedanken errathen hatte, in dessen Kammer.

Dankbar schüttelte Jeschua die Rechte seines Freundes, nachdem dieser, dem nachdrängenden Schwarm wehrend und nur seine Frau einlassend, die Thüre geschlossen hatte.

„Jeschua!" sprach Samuel und suchte mit seinen treuherzigen Augen den Blick seines jugendlichen Genossen. „Jeschua! Das rauhe Schicksal hat uns zusammengeführt — warum sollen wir uns jetzt trennen?"

Wehmüthig und nachdenklich sah Jeschua auf seines Freundes grau gewordenes Haupt. „Deute es nicht falsch," bat er, „wenn ich aus diesen stillen Räumen fliehe und hinaus in's Leben ziehe. Nicht Weltlust — nein, nicht diese ist's," lächelte Jeschua, „welche mich wegtreibt, aber was ich hier suchte — das habe ich nicht gefunden."

„Du fandest nicht, was Du suchtest?" wiederholte Samuel

fragend. „Hat Dich nicht die Bosheit der Welt aus der ersehnten Bahn des Rabbiberufes hinausgestoßen und hast Du nicht in unserer Gemeinde einen herrlichen Wirkungskreis gefunden, Frieden und die Bruderliebe?“

„Ich erkenne es dankbar an, was Eure Gemeinschaft mir Gutes erwiesen hat, aber wenn ich auch hier Ruhe fand vor böswilligen Kränkungen, so reicht mein Streben doch weiter hinaus. Gegen die Bosheit der Welt will ich streiten und den wahren Frieden mir erkämpfen. Das ist mein Ziel, aber mich hier in Euren Mauern zu vergraben, um der Ruhe willen — das ist mir nicht gegeben! Dich verstehe ich wohl, Samuel. Dir ist die Ruhe der Frieden. Du bist von Hannas, jenem Teufel im Lammkleid, zermalmt worden und nicht genug, daß der Meineidige Dich in's Elend stürzte, — nein! Wie einen Wurm hat er Dich noch mit seinen Füßen getreten und durch seine erbärmlichen Helfershelfer und Speichellecker, welche zu Gericht saßen, Dich wegen Erpressung zu Ruthenstreichen verdammen lassen! — Damals bäumte sich mein Herz wider die heuchlerischen Priester und Schriftgelehrten in ohnmächtigem Zorn, aber jeder Streich, der auf Deinen Rücken fiel, schnitt mir den Haß gegen jene elende Rotte, die die Reinheit unseres Glaubens besudelt, tiefer in's Herz, und seit jenem Tage habe ich ihnen den Untergang geschworen und meines Lebens Ziel, die Befreiung des irregeleiteten Volkes von jenen falschen Priestern, leuchtet mir strahlend aus Gottes Himmel nieder. — Du hast die Ruhe gesucht und in der stillen Brüdergemeinde gefunden — mich aber treibt's hinaus in die Welt, den wahren Gottesglauben zu suchen und, die Götzen stürzend, ihn offen zu bekennen. — In's Aegypterland will ich ziehen, wo die Therapeuten eine den Essäern ähnliche Brüdergemeinde bilden und Geist und Körper heilen und ein Gelehrter eine berühmte Schule um sich sammelt. Vielleicht finde ich dort einen freieren Glauben, als bei Euch. — Nun leb' wohl, mein guter, guter Vater, leb' wohl theure Mutter, die Ihr mir die Heimath in schwerer Zeit ersetzt

habt! Gottes Segen ruhe auf Euch und was die Welt an Euch gesündigt, möge der Himmel tausendmal vergelten!"

Die Thränen traten Jeschua in die Augen, als er Samuel umarmte und seiner Frau die beiden Hände zum Abschied entgegenstreckte. Rasch wandte er sich dann zur Thür und eilte in die eigene stille Kammer. — — —

*

Die längst hereingebrochene Nacht hatte das auch sonst so stille Haus in noch tiefere lautlose Ruhe versenkt, und während draußen auf den Straßen der Lärm roher Gesellen und vom Wein erhitzter Zecher bis weit nach Mitternacht fortdauerte, lagen die, alle geräuschvollen Vergnügungen verabscheuenden Essäer längst in ruhigem Schlaf.

Viele hatten sich in den Hallen, welche die Höfe umgaben, auf Decken niedergestreckt und der Vorsteher lag mitten unter den Brüdern. Zu schwül war es auch Jeschua in seiner Kammer geworden und nachdem er vergebens den Schlaf suchend, sich auf dem rauhen, aus Kameelhaar gewobenen Teppich umhergewälzt hatte, verlangte seine heiße Stirn nach Kühlung draußen in der erfrischenden Nachtluft.

Wie schon oft seit seinem Aufenthalt im Haus der Brüder stieg er hinauf auf das flache Dach, wo frei die Sterne Gottes über seinem Haupte funkelten und der leise Nachtwind ihn umspielte.

Das Dach des Hauses war der Sitte entsprechend durch Blumenbeete und in Holzkästen gepflanzte schattenspendende Sträucher und Bäumchen in einen Garten verwandelt, in welchem Abends nach der Mahlzeit sich die Hausbewohner zusammenfanden und in Scherz und Ernst bis in die Nacht hinein zu plaudern pflegten. Jetzt aber in der vorgerückten Stunde schritt Jeschua's schlanke, in das weiße Linnengewand gehüllte Gestalt allein über den weichen Sand, welcher die Fläche des Daches bedeckte.

An die steinerne Brüstung gelehnt, sah er auf zahlreiche Dächer der unteren Stadt, hinüber zum Wachtfeuer auf der römischen

Burg und empor zum Sternenheer, das in dem wunderbaren Glanz, den nur die Nacht des Südens kennt, herniederstrahlte aus den unermeßlichen Himmelshöhen.

Dunkel wie die Nacht, die ihn umgab, war es in Jeschua's Gemüth. Wohl schimmerte fern ein heller Schein, doch unstät und unfaßbar flammte er zuweilen vor seinem inneren Auge auf in blendendstem Glanz, Alles überfluthend mit einer unendlichen Fülle von Licht, und aufjauchzend in überschwänglicher Freude wollte sich Jeschua's Herz dem himmlischen Feuer entgegenstürzen — aber verschwunden war der überirdische Glanz und tiefe Nacht lag wieder rings umher.

Tiefe Nacht! „Wo finde ich die Sternenstraße, die mich zum Lichte führt?" Sehnsüchtig sah Jeschua hinauf in das Gewirr zahlloser Funken, hinauf zur leuchtenden Bahn, die den Himmelsbogen durchzieht.

Nicht achtete der Träumer, daß ein Mann über das Dach daherschritt. Eine Hand berührte seine Schulter und rief seine weithinschweifenden Gedanken zur Gegenwart zurück.

„Jeschua!" Es war des Vorstehers tiefe klangvolle Stimme. „Ich wußte, daß ich Dich hier finden würde. Wessen Seele kämpft, der findet nicht Ruhe auf dem Lager, und wir erheben uns gern näher zum Himmel, wenn wir der engen Welt entrinnen möchten. — Jeschua, Dein Entschluß, uns zu verlassen, lastet schwer auf Deinem Gemüth!"

„Nein!" entgegnete Jeschua bestimmt. „Nicht die Brudergemeinde zu verlassen fällt mir schwer, wenn auch die Trennung von den Lieben, die mir nahe standen, das Herz verwundet — aber den Weg zu finden, der mich zu höherem Streben führen soll als das eurige — das fällt mir schwer, das drückt mich nieder!" Gesenkten Blickes stand Jeschua vor dem in der Essäergemeinde ergrauten Freund, in dessen auf ihm ruhenden Augen es wie Wetterleuchten zu zucken begann. Elia ergriff Jeschua beim Arm und führte ihn zu einer am Ende des Daches erhöht gebauten und von

Schlingpflanzen umrankten Laube,*) deren äußere mit Zinnen gekrönte Brüstung dem innen so friedlich heimlichen Plätzchen das Ansehen eines kleinen Wartthurmes verlieh. Einige Stufen hinanschreitend, erreichten die Freunde den traulichen halb mit Zelttuch überspannten Raum und ließen sich auf den weichen Decken nieder, welche über dem Boden ausgebreitet waren.

„Jeschua", nahm der Aeltere das Wort. „Sei offen gegen mich! Wohl hast Du mir oftmals, wenn trübe Wolken auf Deiner Stirn lagen, geklagt, daß Du nicht zufrieden seist mit Deinem Loos, aber wenn ich Deine Augen leuchten sah am Bette eines von schwerer Krankheit Genesenden oder wenn Deine Worte voll Bruderliebe und reiner edler Gesinnung die geistig Gesunkenen erquickte, da war ich nicht zweifelhaft, daß Du einer der Unsrigen seiest mit Leib und Seele und — der Besten einer! — Was heißt Dich nun von uns gehen? Zu gut kenne ich Dein Herz, als daß ich glauben möchte, eitle Weltlust, die Sucht nach irdischem Gut, nach Macht und Herrschaft oder gar die sündige Liebe zu dem Weibe könne Dich hinauslocken in das durch Ueppigkeit vergiftete Getümmel unseres elenden, von Gott heimgesuchten Volkes. Was also ist's, das Dich aus unseren Armen treibt?"

„Du denkst gut von mir, besser vielleicht, als ich es in Deinen Augen verdiene. — Wie oft habe ich mich selbst gefragt, was es ist, das mir das Leben unter Euch erscheinen läßt, wie das eines gefesselten Sklaven. Was ist's, daß Eure hochheilige Lehre mein nach Wahrheit ringendes Herz nicht befriedigt, obwohl sie wie der Himmel erhaben ist über dem verknöcherten Buchstabenglauben der Pharisäer und den selbstsüchtigen, eine ewige Vergeltung leugnenden Worten der sadducäischen Juden? Endlich fand ich die Antwort. Sieh doch um Dich! Wer sind Deine Brüder? Greise an Jahren oder Gemüth! Wer in langem Leben viel Bitteres gekostet hat und ermüdet von dem fruchtlosen Ringen für die Tage

---

*) Alyya.

seines Alters bei Euch eine stille Bucht zu finden hofft, in welcher kein rauher Sturm die Oberfläche des ruhig dahinfließenden Lebens aufwühlt, dem wird Eure Brüdergemeinde ein Paradies sein, wie sich auf Erden kein zweites findet. Auch dem Schiffbrüchigen, welchem die eiserne Hand des Unglücks das Ruder brach und dessen gebeugtes Haupt, neue Schläge fürchtend, nicht wagt, sich wieder zu erheben, bietet Ihr einen sicheren Ankerplatz. Den Jüngling aber, den thatendurstigen Mann umschließt Ihr mit der strengen Mauer Eurer Gesetze und, statt seine Kraft sich frei entfalten und seine Gesinnung im Kampf des Lebens ringen zu lassen nach der himmlischen Krone der Tugend, zwingt Ihr ihn in Euren Formeldienst und sucht durch thurmhohe Mauern jeden Windhauch abzuhalten, damit er das schwanke Rohr nicht breche. Hat uns Gott dazu erschaffen? Ich kann es nicht glauben!"

„Freund", sprach Elia und wiegte sein graues Haupt hin und her, „Deine Vorwürfe gegen unsere Lehre sind weder neu noch stichhaltig! — Wohl mögen alte und geprüfte Männer zahlreicher zu unserer Gemeinde gehören als Deinesgleichen, aber seit zwei Jahrhunderten hat unsere Brüderschaft schon manchen heißblütigen Jüngling in ihren Reihen besessen, schon mancher ist von Kampfbegierde getrieben wieder davongegangen und hat sich, auf die Stärke seines reinen Herzens felsenfest vertrauend, in den Wirbel des Lebens gestürzt und ist — untergegangen. Wohl ihm, wenn er dann noch so viel Kraft besaß, um zu den verschmähten Brüdern zurückzukehren und wenn Gott sein Leben verlängerte, damit er in steter Angst vor dem drohenden Strafgericht und mit den Thränen der Verzweiflung auf seinen abgehärmten Wangen von früh bis spät daran arbeiten konnte, seine von Sünde besudelte Seele durch Reue, Buße und Selbstpeinigung wieder zu reinigen! Zu den rein gebliebenen Brüdern, welche ruhig ohne Kampf ihr heiliges Leben geführt, sieht er nun hinan wie zu den Engeln Gottes! — Wer solches, wie ich im Lauf der Jahre leider nur zu oft schon, mit erlebt und mit betrauert hat, dem will das

Herz brechen, wenn er Euch herrlich begabte Jünglinge, in blinder Selbstüberschätzung befangen, dem Verderben zutreiben sieht den Schmetterlingen gleich, welche von der versengenden Lichtflamme mit magischer Gewalt angezogen, trotz allem Abwehren der Hand eines Wohlmeinenden, sich hineinstürzen einer nach dem andern wie sinnlos in den Feuertod.

Junger Freund, schlage meine Worte nicht in den Wind! Liebe und Mitleid für Dich, für Deine dem Untergang verfallende Seele trieb mich noch einmal zu Dir. Soll ich, wie so oft, das Schauspiel auch an Dir wieder erleben, daß die Ceder, welche zu Gottes Ehre gepflanzt ist, welkt und absterbt, weil der schlechte Boden, auf dem sie wächst, todbringende Würmer erzeugt?"

Elia's von der Wärme fester Ueberzeugung getragenen Worte bewirkten sichtlichen Eindruck auf Jeschua's Gemüth, aber zu lang hatte er schon über die Schwächen der essäischen Lehre in stillen Nächten gegrübelt, als daß die wohlmeinende Rede seines Lehrers und Freundes im Stande gewesen wäre, die Schatten hinweg zu scheuchen, mit welchen die Gesetze der Brüder seiner Ansicht nach die strahlende Herrlichkeit eines wahren Gotteslebens verhüllten.

„Alle Mühe habe ich mir gegeben", entgegnete Jeschua, „Eure Lehre voll und ganz zu dem Gesetz zu machen, das meinem Lebenspfad voranleuchten soll, aber trübe nur brannte Eure Lampe, wenn ich sie verglich mit dem unendlichen Licht, welches aus Gottes wunderbarer Schöpfung mir entgegenstrahlt. Blick' doch um Dich! Leben und Freude sprießt Dir überall entgegen! Stolz wiegt sich der Vogel in der Luft und mit Eifer gräbt der Wurm seine Gänge in die feuchte Erde. Warum wohl, glaubst Du, hat Gott sie erschaffen? Den Wurm nur deßhalb, damit der Vogel ihn frißt, und den Vogel nur deßhalb, damit er des Jägers Beute wird? Gewiß nicht! Wie viele Vögel trifft niemals eines Jägers Pfeil! Es ist die unendliche Güte unseres himmlischen Vaters, welche das Weltall erschuf und, wie das Leben selbst auch des niedersten Wurmes diesem zu einer Fülle von

Glückseligkeit wird — in dem beschränkten Kreise seines Gefühles — so kann Gott auch den Menschen nicht zum Leben erschaffen haben, damit er, wie ihr Essäer lehrt, diese herrliche Gabe mißachte, statt sie zu genießen, und es als Erlösung von endlosem Jammer betrachte, wenn Gott das freundlich gewährte Geschenk endlich wieder zurücknimmt!"

Elia machte eine unruhige Bewegung bei diesen Worten, Jeschua aber fuhr unbeirrt fort: „Warum läßt Gott den Wein wachsen und das köstliche Oel? Damit Ihr die edelsten Früchte, welche seine Erde treibt, am Wege verfaulen laßt? — Nein und abermal nein! Das kann nicht der Wille des allgütigen Vaters sein! Offen steht die Welt, nehmt dankbar an, was des Schöpfers Gabe euch an Freuden bietet — oder Ihr seid nicht werth, daß Gott seine Herrlichkeit vor Euch ausgebreitet hat!"

„Halt, halt! Du lästerst!" Elia sprang auf, seine dunklen Augen blitzten und schwer hob sich seine Brust, in welcher der Zorn des gereizten Fanatikers mit der vom Essäergesetz vorgeschriebenen unendlichen Bruderliebe im Kampfe lag. Endlich siegte die letztere und mit gewaltiger Selbstüberwindung legte er seine vor Erregung zitternde Hand auf die Schulter Jeschua's, der sich ebenfalls erhoben hatte.

„Bruder, möge Dir Gott Deine Worte verzeihen! Tief hat Dich die Weltlust in ihre Arme herabgezogen von den lichten Höhen, in welchen unsere Brüder wandeln. Du vergißt, daß die Schlange der Sünde unter den gleißenden Blumen des Genusses lauert! Eine Olive zu pflücken oder den Wein zu kosten, ist in Gottes Augen sicher keine Sünde, aber zu schwach sind wir elende Menschen, die Grenzen des Erlaubten einzuhalten! Und darum hat die weise Lehre der Essäer, um die Versuchung von unseren Brüdern fernzuhalten, mit Strenge Alles verboten, was die Welt an Sinnesfreuden bietet, und wenn Du Umschau hältst im Volke draußen, so wirst Du leicht erkennen, daß alle Sünde und Rohheit des Herzens nur von der übermäßigen Genußsucht stammt. Die

vorsichtige Mutter nimmt ihrem Kind das Messer, damit es sich nicht schneidet und uns behütet das Gesetz vor Sünde, indem es uns den Genuß verbietet, den sie im Schooße trägt! Was wir hier entbehren von den eitlen Freuden der Erde, das wird uns Gott tausendfach ersetzen, wenn unsere Seelen, von den Banden des Fleisches nach langer Prüfungszeit befreit, freudig dahinfliegen in das Paradies jenseits der Meere, zu den Inseln der Seligen. Die Qualen der eisigen Hölle aber nehmen die Unglücklichen auf, welche der kurzen Erdenlust zum Opfer fielen."

„Mir schaudert vor Eurem Gott! Die Herrlichkeiten dieser schönen Erde hätte er nur als Fallstricke in unseren Weg gelegt, damit die Schwäche, welche er selbst unserer Seele gegeben, daran zu Schanden werde und von ihm mit ewiger Strafe belegt werden könne? Solcher Falschheit und Tücke haltet Ihr unseren himmlischen Vater fähig? Das ist Lästerung seiner unendlichen Güte und Liebe, mit welcher er die Welt und ihre Freuden erschaffen hat! — Nein, von Gott kommt nur das Gute, das Uebel aber und das Unglück, das ist Erfindung frevelnder Menschen.

Mächtig hatte mich Eure Lehre angezogen, denn statt an einen strafenden rachsüchtigen Gott, glaubt Ihr an einen Gott der Liebe, der wie ein Vater seine Kinder mit gütiger Hand auf dem Lebenspfade führt — und sind nicht Eure höchsten Gebote: Liebe zu Gott dem Vater, Liebe zur Tugend und Liebe zu dem Mitmenschen, der Euer Bruder ist?

Warum zerstört Ihr selbst Eure herrliche Lehre, welche die ganze Menschheit wie eine Familie sich lieben heißt? Warum wollt Ihr den Vater im Himmel zum Versucher machen und seine erhabene Schöpfung zum heuchlerischen Hinterhalte, in welchem hinter jedem Baum der Freude die Schlange der Sünde lauert?

Ein Gott, der wie der unsere mit Liebe das Weltall gebaut, kann nicht so herzlos sein und den in seiner Schwäche Strauchelnden sofort der ewigen Strafe der Hölle überliefern. Nein! Wenn noch ein Fünkchen der Liebe im verirrten Herzen des Sohnes glimmt,

Bayerische Staatsbibliothek München

wird der allgütige Vater verzeihend in unendlicher Großmuth ihn doch an seine Brust ziehen und wenn ein Meer nicht ausreicht die Zahl seiner Sünden zu bedecken!"

Elia zuckte die Achseln und lächelte spöttisch. „Es steht geschrieben: Denn ich der Herr, Dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. — Bist Du mehr als Moses, daß Du ihn der Lüge zeihest? Fühlst Du den Hochmuth nicht, der aus Deinen Worten spricht? Bist Du mehr als ein Wurm, der im Staube kriecht vor dem gewaltigen drohenden Arm des Allmächtigen?"

„Ja, ich bin mehr! Sagt Ihr nicht, daß wir alle Brüder seien und Kinder Gottes unserers Vaters? Wenn Gott nicht in sich trägt jenen Urquell der Liebe, welche er der Welt eingehaucht hat, wenn er der Gott der Rache ist, wie Eure falschen Propheten lehrten — ist er nicht Gott, der seine gewaltige Kraft zum Guten braucht — sondern ein Teufel und die ganze Schöpfung ein ungeheuerer Frevel!"

„Halt ein! — Du weißt nicht, was Du sprichst!"

„Ich weiß nicht, was ich spreche? Ich weiß nicht, was der Vogel singt, wenn er Gottes Gabe auf den Zweigen findet? Ich weiß nicht, was das Herz der Mutter spricht, wenn ihr ein Kind am Busen lacht?

Ja, ich weiß es! Die Freude ist's an Gottes Segen und der Dank für seine grenzenlose Liebe auch zu den kleinsten Wesen seiner wunderbaren Schöpfung!

Ja, werft nur dem Schöpfer seine Gaben vor die Füße! Sperrt Euch nur ein in den Mauern Eurer engherzigen Entsagung! Laßt nur das Schiff verfaulen in dem Hafen, den es nie verließ, um seinen Werth zu proben, — glaubt aber nicht, daß Gott den als gerecht ansieht, der ängstlich vor der Prüfung flieht wie vor der Sünde!

Was taugt ein Schiff, das nie auf hohem sturmdurchwogten Meere gekämpft? Frei und kühn durchschneide es die Wellen und

wenn auch nach mancher guten Fahrt des Windes Kraft es ablenkt von dem rechten Weg, wenn tückische Felsen seine Rippen brechen und selbst in Trümmern Alles untergeht, — dann wird der Baumeister des Schiffes doch segnend rufen: Wacker hast du gekämpft, mein Schiff, doch Wind und Wellen waren stärker, als die Maste, die ich Dir gab! Die Tage des Sturms sind jetzt für dich vorüber, genieße die Ruhe, die du verdient!

Zu kämpfen gegen die Sünde mit seiner schwachen Kraft ist jedes Menschen Pflicht, Ihr aber, die Ihr feige zurückbleibt vom Schlachtfeld und euch fürchtet dem Feind in's Angesicht zu sehen, Ihr dünkt Euch Sieger?

Nein, lieber noch erliegen nach ehrlichem Kampf, als ein Schwächling zu sein, der vor dem Feind sich versteckt!"

Mit glühenden Wangen und von Begeisterung blitzenden Augen stand Jeschua erhobenen Hauptes vor seinem Gefährten. Finster aber und die Lippen zusammenpressend, blickte ihn Elia an. Ein unsäglicher Hohn klang aus seinen kurz hervorgestoßenen Worten:

„Auch Du bist verloren! Wer sich weiser dünkt, als Moses, den Gott selbst auf Sinai erleuchtet hat, der ist — ein Narr! — Gehe in die Welt, ich will beten, daß sie Dich bald von Deiner Krankheit heile!"

Er warf einen verächtlichen Blick auf den gefallenen Bruder und schritt ohne Gruß die Stufen hinab.

Starren Auges sah Jeschua die vom weißen Gewande umflatterte hohe Gestalt in der Dunkelheit verschwinden. . . .

VI.

Es ist abgemacht!“ sagte der Tribun Silvius zu Pilatus, dem in Cäsarea residirenden Procurator Judäa's, und sein Pferd in Galopp setzend rief er im Davonreiten mit spöttischem Lächeln: „Komm mit nach Jerusalem, Procurator, wenn Du sehen willst, wie die Juden ihre Köpfe zusammenstecken!“

Pilatus sah ihm stirnrunzelnd nach und während er sein Pferd quer über den weiten Platz zum Praetorium lenkte, reute es ihn, schon wieder dem rücksichtslosen Tribunen nachgegeben und ihm erlaubt zu haben, die Signa*) mit den neuen Kaiserbüsten nach Jerusalem zu bringen. Die ganze Verantwortlichkeit für diese, die Juden gewiß in Aufregung bringende Handlung und ihre vielleicht weit tragenden Folgen kamen selbstverständlich auf ihn, den Procurator, während der Tribun als Ausführer seiner Anordnung sich glatt aus der Schlinge ziehen konnte. — Aber jetzt war es geschehen und zurück konnte Pilatus nicht mehr. —

Am Spätnachmittag marschirte Silvius mit seinen zur Ablösung der Besatzung Jerusalems bestimmten, in voller Kriegsausrüstung befindlichen Soldaten ab und gelangte am zweiten Abend in die Nähe Jerusalems. Hell strahlte der Mond auf den mit weißen Häusern übersäten Zionberg und gleich drei Riesensäulen starrten die gewaltigen Thürme empor, welche Herodes an der Nordseite der Stadtmauer erbaut hatte. Wunderbar zauberisch erstrahlten, vom ruhigen Mondglanz übergossen, die schneeweißen Marmorhallen des Tempels. Wie ein Schutzgeist, umflossen von überirdischem Glanz erhob sich das Heiligthum Israels über der

*) Römische Feldzeichen.

Stadt, aber düster und drohend ragte Antonia, die Römerburg, neben ihm auf, unnahbar, unzerstörbar und Alles beherrschend.

Von weitem schon meldeten die dem Stadtthor zustrebenden Römer ihr Kommen durch lautes Tubageschmetter, von allen Thürmen und von Antonia's Zinne klang der Willkommgruß der Wächter.

Qualmende Harzfackeln erhellten den düsteren Thorweg, als die Cohorten waffenklirrend und mit dröhnenden Schritten ihn durchzogen. Drinnen aber in den Höfen glänzte das Mondlicht und sein bleicher Strahl blitzte auf den ehernen Helmen und Schwertern und auf den Adlern und Silberbüsten der Feldzeichen.

Als die Besatzung des Thores letzterer ansichtig wurde, ertönten laute Rufe der Freude.

Steil ansteigend durch enge gekrümmte Straßen erreichten die Soldaten bald den prachtvollen Königspalast, welcher, seit römische Prokuratoren in Judäa residirten, als deren Prätorium diente.

Trotz der nächtlichen Stunde hatte sich, durch die Tubasignale angezogen, eine nicht unbedeutende Menschenmenge eingefunden.

Schon waren während des Marsches hie und da Ausrufe des Erstaunens und der Entrüstung aus dem Munde der neben den Soldaten hergehenden Juden laut geworden, als diese die Signa erblickten. Jetzt aber, als auf des Tribunen Befehl außerhalb der das Prätorium umgebenden Mauer auf dem freien Platze die Feldzeichen aufgestellt wurden und die auf den hohen Stangen ihre Flügel entfaltenden Adler und die silbernen Kaiserbüsten darüber im Mondlicht glänzten, erhob sich ein verworrenes Getöse unter dem Volk.

„Sie haben die Adler mitgebracht! Die Götzenbilder!" So ging es von Mund zu Mund. „Die Stadt ist verunreinigt, der Tempel geschändet!"

Heulend zerrauften sich alsbald einige aus Neugierde herbei-

geeilte Weiber die Haare und immer lauter wurde das wirre Geschrei.

„Gott erbarme Dich unser!“ klang es hier, „Reißet die Götzen herab!“ schallte es dort aus der immer dichter werdenden Menge. Endlich wurde es dem wachhabenden Offizier zu stark, er ließ seine Mannschaft sich sammeln und die Volksmassen mit gezückten Wurfspeeren auseinander treiben.

Nun ward's ruhiger, aber bald hatte sich von Neuem ein Volkshaufe vor den Feldzeichen angesammelt und mehr als einmal mußte der Wachoffizier im Laufe der Nacht den Platz säubern lassen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich mittlerweile durch die Stadt die Kunde von der Frevelthat der Römer, und als die Priester zum Morgenopfer die Tempelthore öffneten, strömte das Volk in hellen Schaaren in den Tempel, um auf den Knieen und mit lautester Betheuerung der eigenen Unschuld Gott um Verzeihung zu bitten für die Anwesenheit von Götzenbildern in der heiligen Stadt.

Ebenso wie bei dem Volk hatte auch bei den Priestern des Tempels die Kunde von der entsetzlichen Entweihung Jerusalems die größte Bestürzung erregt. Nach allen Seiten liefen die Boten und riefen die Mitglieder des Synedriums auf's Schleunigste zu einer Sitzung in den Tempel.

Stunde um Stunde steigerte sich die Aufregung unter den Juden, endlos wurden die Pilgerzüge, welche zum Tempel hinanstiegen und in den Straßen stand das feiernde Volk allenthalben in Gruppen zusammen. Wüstes Geschrei tönte aus dem Gedränge, und während hier Einer wild mit den Armen fuchtelnd in den fürchterlichsten Ausdrücken der religiösen Leidenschaft Tod und Verderben herbeiwünschte auf die verruchten Römer, bildete sich an einer Straßenecke rasch ein dichter Volkshaufe um einen, breite Gebetriemen auf der Stirn tragenden Pharisäer, welcher mit verzweiflungsvoller Betonung laute Gebete sprach. Andächtig wieder-

holten diese die um ihn Versammelten. Bald aber stimmte einer aus der Menge inmitten der Gebetsübungen laute Wehrufe an, welche augenblicklich ein fürchterliches Wehgeschrei entzündeten, das sich fortsetzte von Straße zu Straße.

Während in solcher Art das Volk seinem verzweiflungsvollen Schmerz freien Lauf ließ, sammelte sich die Menschenmasse vor dem Praetorium in immer drohenderer Weise an. Der Tribun ergriff deßhalb schon in der Morgenfrühe diejenigen militärischen Maaßregeln, welche ihm zur Aufrechthaltung der Ordnung nöthig schienen. Statt der gewöhnlichen kleinen Soldatentrupps durchzogen zehnfach verstärkte Abtheilungen die Stadt. Den weiten Platz vor dem Praetorium ließ der Tribun durch seine Reiter völlig säubern und die zuführenden Straßen durch starke Wachen absperren. Die Thore und Wachtthürme der Stadt wurden doppelt mit Mannschaft belegt und, um die Burg Antonia vor einem Handstreich der aufgeregten Bevölkerung sicher zu stellen, befahl Silvius die Zugänge zu verrammeln und Alles in Kriegsbereitschaft zu setzen.

Unterdessen hatte das schon in der Morgenfrühe zusammengerufene Synedrium unter dem Vorsitz des Hohenpriesters Joseph Kaipha in seinem gewöhnlichen Versammlungssaal im Tempel eine sehr stürmische Sitzung gehalten.

Ein gewaltiger Volkshaufe erwartete mit Spannung draußen vor dem Tempel das Ergebniß der Berathung, welche der heißblütigen Menge schon viel zu lange dauerte. Endlich öffnete sich das Portal und in feierlichem Aufzug schritten zwölf von dem Synedrium gewählte Männer die stolze Tempeltreppe herab, um sich zum Tribunen Silvius in's Prätorium zu begeben.

Voran ging der Hohepriester Joseph Kaipha mit seinem Schwiegervater Hannas.

Während Ersterer vorsichtig sein langes Kleid aufhob und beim Herabsteigen der Treppe sorgfältig auf seine sandalenbekleideten Füße achtete, damit sie nicht strauchelten, blieb Hannas auf der obersten Stufe einen Augenblick stehen und ließ seinen scharfen

Blick rasch über das Menschengewühl hingleiten, welches die ganze Umgebung der Treppe und selbst diese theilweise besetzt hatte.

Wohl war der Hohepriester Kaipha der Vorderste des Zuges, doch als Hannas' hohe Gestalt allein da oben stand, sich scharf abhebend von der weißen Tempelmauer, mußte jedes der unzähligen auf ihn gerichteten Augen ihn für den eigentlichen Anführer des Zuges halten, welcher sich langsam hinter ihm durch die Pforte drängte.

War das Stehenbleiben Hannas' auf der obersten Treppenstufe nur die Wirkung einer zufälligen Eingebung oder die Handlung eines jede Körperstellung berechnenden Schauspielers? Keiner der Tausende, welche ihn sahen, legte sich diese Frage vor, Hannas aber fühlte sich jetzt, wo es galt, bei den voraussichtlich entstehenden Conflikten seinen Einfluß auf das Volk zu stärken und als der erste Mann Israels zu erscheinen, so ganz im rechten Fahrwasser, und schon der erste Schritt, welchen er im Angesicht des Volks that, erzielte seine Wirkung.

Bald waren die Abgesandten vor dem von Menschen umlagerten Prätorium angelangt und der die Wache befehligende römische Centurio frug die Ankömmlinge nach ihrem Begehren. Kaipha antwortete:

„Melde dem Tribunen Silvius, Abgesandte des heiligen Synedriums wünschten ihn zu sprechen." —

Allzusehr beeilte sich Silvius, wie es schien, nicht mit der Antwort und schon steckten die Mitglieder der Gesandtschaft die Köpfe zusammen, ängstlich sich fragend, was zu thun sei, wenn der Tribun die Gesandten nicht vorließe. Endlich aber kam der Centurio zurück und forderte die sich rasch wieder ordnende Gesandtschaft auf, ihm zu folgen. Langsam und feierlich traten die Juden paarweis durch die hohe Pforte ein in das Gemach, in welchem Silvius in voller Waffenrüstung mit vergoldetem Helm auf dem Kopfe ihrer harrte. Während er im Zimmer hin und hergehend ungeduldig wartete, bis die ganze Gesandtschaft einge-

treten war, klirrte er auffällig auf den Boden mit seinem an der rechten Hüfte herabhängenden langen Reiterschwert, auf dessen Griff er die Hand gestützt hatte.

Als endlich die zwölf Abgeordneten sich in weitem Bogen dem Tribun gegenübergestellt und für ihre Mienen den zur Situation geeignetsten frommen, kläglichen oder entrüsteten Ausdruck gefunden hatten, redete der Tribun den am rechten Flügel stehenden, durch seine Kleidung sich auszeichnenden Hohenpriester mit rauhem Tone an:

„Was hat das Synedrium Euch aufgetragen?“

Langsam erhob Kaipha das Haupt, indem er zugleich die rechte Hand bis zur Höhe der Stirn emporstreckte, wie er es vom Tempeldienst her gewohnt war und begann mit feierlicher Stimme: „An Dich, den Tribunen und Befehlshaber des römischen Heeres im Judäerland, hat das heilige Synedrium — nächst seinem römischen Herrn, die höchste Behörde Israels — uns abgesandt, um Dich zu bitten, die Feldzeichen, welche mit Adlern und Menschenbildern verziert sind, wieder aus unserer Stadt zu entfernen, denn das höchste Gesetz, das uns von dem gotterleuchteten Propheten Mose vorgeschrieben ist, spricht zu uns: Du sollst Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht. — Unsere Stadt ist unrein vor Gott, so lange Deine Götzenbilder in ihren Mauern —“

„Was sagst Du, Priester? Götzenbilder?“ unterbrach ihn der Tribun auffahrend. „Schmähe den Kaiser nicht, sage ich Dir! Sein Bild ist's, das unsere Feldzeichen tragen!“

Verblüfft schaute Kaipha zu Boden; Hannas aber antwortete rasch statt seiner:

„Du irrst, Tribun, wenn Du glaubst, wir wollten den Kaiser schmähen. Gott ist uns nur der eine, welcher die Welt erschaffen, und Sünde ist es für uns, wenn andere Götterbilder in der Stadt

weilen und stellten sie selbst den Kaiser vor, den wir als unseren irdischen Herrn verehren, wie es jedem treuen Unterthanen geziemt. — Wir bitten Dich, unsere vom Kaiser als unantastbar gewährleisteten Religionsgesetze nicht zu verletzen und die Feldzeichen oder doch deren Adler und Büsten aus Jerusalem zu entfernen!"

„Meine Feldzeichen gehen Euch nichts an", erwiderte Silvius barsch. „Niemand heißt Euch, sie als Götter anzubeten. Der Kaiser hat die Bilder geschickt und wenn Ihr Euch gegen ihn auflehnt, so fürchtet seine Rache!"

„Hat der Kaiser befohlen, daß die Bilder gerade nach Jerusalem gebracht werden sollen?" frug Hannas, während seine grauen Augen scharf auf den Zügen des Tribunen ruhten. Hastig wollte Silvius eine Antwort hervorstoßen, noch ehe er den Sinn der Hannas'schen Rede ganz verstanden hatte, aber er stockte bei den ersten Worten. Doch bald gefaßt sagte er unwirsch: „Der Kaiser hat die Büsten geschickt und ihm habt ihr so gut zu gehorchen wie ich. Uebrigens habe ich keine Zeit, mit Worten gegen Euch zu streiten; gilt es mit dem Schwert zu kämpfen, so sollt Ihr mich bereit finden!" Damit drehte sich der Tribun um und verließ sporenklirrend das Gemach.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, so schwirrten die Stimmen der Abgesandten im Saal lebhaft durcheinander. Jeder sprach zu seinem Nachbar, viele heftig mit den Armen und Händen gestikulirend und keiner war mit dem, was Kaipha und Hannas gesprochen hatten, einverstanden. Jeder hätte es an ihrer Stelle anders und natürlich besser gemacht.

Doch war jetzt nichts mehr zu ändern und die Gesandtschaft zog in ungeordneten Haufen und in raschem, weit weniger würdevollem Schritt als bei dem Herweg heim zum Tempel, wo das Synedrium ihrer wartete. — Die Nachricht von dem abschlägigen Bescheid und dem unfreundlichen Benehmen des Tribunen bewirkten in der hohen Versammlung große Erregung; nach längeren

Wortkämpfen beschloß man aber doch den nächstliegenden Schritt zu thun und die Deputation zu dem Prokurator nach Caesarea zu senden.

Bis die Antwort des Pilatus erlangt und nach Jerusalem zurückgebracht werden konnte, vergingen der großen Entfernung Caesarea's wegen im günstigen Fall vier Tage, und mit Schmerzen mußten sich die Juden darein finden, daß die heilige Stadt mindestens noch so lange durch die Götzenbilder verunreinigt blieb. —

Noch ehe die Gesandtschaft wieder nach Jerusalem zurückgekehrt war, brachten vorausreitende Boten die Kunde, daß der Procurator die höflichen Bitten der Deputation kaum weniger barsch zurückgewiesen hatte, als der Tribun. Die Aufregung des Volkes stieg nun auf's Aeußerste. Eiligst versammelte sich das Synedrium und da Hannas, welcher sich bei der noch nicht zurückgekommenen Gesandtschaft befand, seinen Einfluß nicht geltend machen konnte, so unterlag seine des Führers entbehrende Partei, und alle Mahnungen zur Mäßigung schienen fruchtlos zu bleiben, denn am meisten Beifall fanden die Reden der zelotischen Pharisäer, welche vorschlugen, mit Gewalt die Götzenbilder aus der Stadt zu schaffen.

Noch war die Verhandlung im Gang, da erschienen die von Caesarea zurückgekehrten Gesandten auf der Schwelle des Saales. Sofort stürzten die Mitglieder des hohen Rathes von ihren im Halbkreis den Nassi*) umgebenden Sitzen und eilten den Ankömmlingen entgegen. Unter Rufen und Schreien lief alles durcheinander und die ehrwürdigen Väter benahmen sich wie die Schuljungen. Vergeblich suchte Kaipha in Gemeinschaft mit dem zweiten Vorsitzenden**) die Ordnung wieder herzustellen. — Endlich legte sich wenigstens etwas der Lärm, so daß die Sitzung weiter geführt werden konnte.

Hannas berichtete, vielfach von höhnischen und zustimmenden

---

*) Vorsitzender. **) Ab-beth-din.

Rufen unterbrochen, in welcher Weise der Prokurator die Deputation empfangen hatte und was dabei gesprochen worden war.

„Ich muß gestehen, so schloß er, daß die Verhandlungen nicht den geringsten Erfolg ergaben; doch haben die Aeußerungen des Tribunen und das Auftreten des Procurators Pilatus mich und ich glaube auch alle übrigen Abgesandten davon überzeugt, daß der Kaiser nicht den Befehl gegeben hat, die Büsten mit den Feldzeichen nach Jerusalem zu bringen, obwohl sich Silvius wie Pilatus gern den Anschein geben möchten, als handelten sie in kaiserlichem Auftrag. Der Prokurator ist es, welcher allein von sich aus die Feldzeichen in die Stadt geschickt hat." —

Kaum hatte sich Hannas' scharfe Stimme in der unruhigen Versammlung Gehör verschaffen können, jetzt aber erhob sich von Neuem ein unsäglicher Lärm.

„Stürmt das Prätorium!" „Schlagt die Hunde todt!" riefen die Zeloten.

„Schont unsere Weiber und Kinder vor der Rache der Römer!" baten die Aengstlichen.

Endlich drang der alle Anwesenden fast um das Doppelte an Leibesgröße übertreffende Simon ben Kamith, der Vorgänger Kaipha's im Hohenpriesteramt, mit seiner Löwenstimme durch. Er war auf den Tisch gesprungen, welcher sich in der Mitte des Saales unmittelbar vor dem Sitze des Nassi befand und focht mit seinen Riesenarmen in der Luft herum.

„Hört mich! hört mich! — Ruft das Volk zusammen, alles Volk aus Stadt und Land und zieht mit ihm nach Cäsarea! Sperrt den Procurator ein in seinem Haus, besetzt alle Ausgänge und wenn er in der Falle steckt wie eine Maus, dann haltet ihm das Messer an die Kehle und ruft: Nimm den Befehl zurück oder Du stirbst! — Dann sollt Ihr sehen, wie rasch er sich entscheidet!" — Mit lautem Hohngelächter schloß der Biedere seine Rede und das wüste Beifallsgeschrei, welches seinen Worten folgte, zeigte nur zu deutlich, daß die kriegerische Stimmung in der

Versammlung bei Weitem die Oberhand hatte. Hannas, der heftig auf die ihn umringenden Parteigenossen einsprach, sah wohl ein, daß es jetzt durchaus nöthig war, die kriegslustigen Gemüther zu dämpfen, aber obwohl er mehrmals versuchte mit seiner Stimme den Lärm zu durchdringen und der zweite Vorsitzende fort und fort kräftig auf das vor ihm auf dem Tisch stehende eherne Becken losschlug, um durch seinen Schall die Unruhe zu übertönen und die lauten Schreier zum Schweigen zu bringen, so war doch Alles umsonst.

Ungeduldig geworden und durch die Unachtsamkeit und Unehrerbietung, die man gegen ihn zeigte, gereizt, suchte Hannas mit zornglühendem Gesicht nach einem Mittel, sich Achtung zu verschaffen.

Plötzlich riß er dem Ab = beth = din das aus Erz getriebene gewaltige Becken weg, hob es, die Anstrengung nicht scheuend, mit beiden Händen hoch über sein Haupt und schleuderte es mit aller Kraft zu Boden.

Ein furchtbarer Schall durchbrauste den Saal und entsetzt schauten sich die aufgeregten und abergläubischen Juden nach allen Seiten um, denn sie glaubten nicht anders als Gottes Stimme habe erschütternd wie Josua's Trompeten vor Jericho zu ihnen gesprochen.

Hannas aber benutzte die plötzlich eingetretene Stille, erhob seine Arme gen Himmel und begann mit lauter Stimme zu beten: „Herr, hilf Deinem Volk! Schütze uns und unsere Kinder vor der blutigen Rache der Römer!“

Verwundert blickten die Versammelten auf Hannas. Dieser aber verlor keine Zeit, um den Lärm nicht wieder aufkommen zu lassen. Die Arme sinken lassend fuhr er fort, aber jetzt zu den Synedristen gewandt: „Ihr wollt Gewalt brauchen gegen den römischen Statthalter, den Stellvertreter des Kaisers? — Ihr wollt mit einem unbewaffneten Volkshaufen Schlachten liefern gegen die Cohorten des Tribunen? — Treibt euch ein Teufel? Wer der

Römer Schwert in seinen Rippen spüren möchte, der mag hingehen, es kann ihm werden! Zählt doch des Kaisers Heere, die er nach Israel schicken wird, wenn Ihr seinem Prokurator ein Haar krümmt! Wird er nicht für jeden getödteten Römer tausend Juden verbrennen oder an's Kreuz schlagen lassen?

Zieht nur mit allem Volk nach Cäsarea, wie Euch Simon gerathen hat, aber laßt alle Waffen zu Haus und die böse Absicht! Sicher wird das Herz des Pilatus durch Euer Flehen und Bitten erweicht. Jetzt versteht er noch nicht, wie groß der Schmerz ist, welchen er Israel zugefügt hat, zeigt ihm Eure Trauer und Verzweiflung und er wird milder sein. Alles Volk ziehe nach Cäsarea! Und laßt nicht nach mit Bitten und Heulen Tag für Tag, bis des Procurators Geduld erschöpft ist und er nachgibt. So gelangt Ihr zum Ziel und das Blut von Hunderttausenden habt Ihr gespart!"

Zwar weit weniger stürmisch als nach Simon's kriegerischer Rede, doch kaum minder einstimmig folgten die Beifallsrufe den Worten Hannas.

„Nach Cäsarea!" riefen Alle, froh ihrem Thatendurst auf diese Weise Luft machen zu können. „Nach Cäsarea!"

Und es war nicht nöthig, daß Kaipha den Schluß der Sitzung ankündigte, denn Alles stürmte hinaus aus dem Saal unter das vor dem Tempel harrende Volk mit dem Ruf: „Nach Cäsarea!"

Von Haus zu Haus, von Straße zu Straße pflanzte sich die ausgegebene Losung fort.

„Nach Cäsarea!" tönte es in Zion, „nach Cäsarea" schallte es in Akra und Bezetha. In die Stube stürmend, schrieen's die Kinder ihren Müttern zu und des Tempels gottgeweihte Räume hallten wieder von dem markdurchdringenden Ruf.

Nun begann ein Rennen und Jagen in den Straßen, wie es Jerusalem selbst zu den Zeiten der größten Feste nicht gesehen. In fieberhafter Hast bestellten die Väter ihre Häuser, und

alle Mitziehenden versorgten sich mit Proviant. Am frühen Morgen des nächsten Tages begann die Abreise der Juden, welche einer förmlichen Auswanderung glich.

Silvius, der Tribun, hatte natürlich alsbald nach dem erfolgten Rathsbeschluß von dem beabsichtigten Zug nach Cäsarea Kunde erhalten und sofort Befehl gegeben, daß kein bewaffneter Jude die Stadt verlassen dürfe, da er der Nachricht, daß nur eine friedliche Kundgebung vor dem Prokurator beabsichtigt sei, nicht traute. Aber so sehr auch die Wachen spähten, so konnten sie doch nur Unbewaffnete durch die Thore ziehen sehen.

Eigenthümlich war die Anordnung des Zuges. Daß sich bekannte Familien an einander anschlossen und engere Reisegesellschaften bildeten, war selbstverständlich, aber auch größere Körperschaften zogen gemeinsam. So entsendete der Tempel einen großen Theil seiner Priester unter Kaipha's Führung und das Synedrium bildete ebenfalls einen besonderen Trupp. In langen Schaaren wanderten zusammen die zahllosen Rabbinen, Vorsänger und Diener der 480 Schulen der Stadt und in feierlichem wohlgeordnetem Zuge gingen wohl an Tausend Essäer, von ferne kenntlich an ihren weißen Gewändern, unter den die Straße bedeckenden Volksmassen.

Obwohl gerade die heiligen Brüder jedem öffentlichen Auftreten durchaus abhold waren, so zogen sie doch begeistert mit, als es galt, der entweihten Stadt ihre Reinheit wieder zu erringen. Abgesondert von den übrigen wallten sie ihre Straße dahin und wenn die hereinbrechende Nacht die während des Tages durch verschiedene Raschheit des Schrittes von einander getrennten Volkshaufen im gemeinsamen Lager vereinigte und unzählige Feuer aufflackerten zu beiden Seiten der Straße, da wandten sich die Essäer seitab und wählten einen vor den Augen der Späher möglichst verborgenen Platz an einem Bache oder Teich zum Nachtlager, wo sie ungestört ihre Waschungen ausführen und ihren sonstigen religiösen Gebräuchen nachleben konnten.

Wenn die Lagerfeuer an der Straße längst erloschen waren und die Schaaren des vom Wege ermüdeten Volks im wohlverdienten Schlummer lagen, trug oftmals der Wind die feierlichen Gesänge der frommen Essäerbrüder aus der Ferne herüber, und die fremdartigen Töne erweckten in manches aufgeregten Juden Phantasie den Glauben, daß Gottes himmlische Engelschaaren die in seinem Dienste ausgezogenen Bewohner der heiligen Stadt unsichtbar umschwebten.

VII.

Als Pilatus durch berittene Boten des Tribunen von dem Anrücken der Jerusalemiten Nachricht erhalten, ließ er die Thore Cäsarea's schließen und in Vertheidigungszustand setzen. Im Prätorium wurden alle nur verfügbaren Räumlichkeiten mit Soldaten belegt und Claudia Procla, die Gemahlin des Pilatus, bezog mit der weiblichen Dienerschaft die in den oberen Stockwerken gelegenen Räume.

Am Abend kamen 3000 von Silvius gesandte Reiter als Verstärkung der Besatzung Cäsarea's und nun verlor sich allmählig bei Pilatus das unbehagliche Gefühl, welches ihn bei der Kunde, daß jene ungeheure Menschenmasse im Anzuge sei, befallen hatte. Seine Gemahlin, eine Römerin aus vornehmem Geschlecht, hatte weit weniger Unruhe gezeigt, wie der Procurator selbst, und schaute ihn groß an, als dieser auf ihre Frage, ob er den Wunsch der Juden zu erfüllen gedenke, achselzuckend erwiderte:

„Das hängt von den Umständen ab. Schickt Silvius Soldaten genug, um die Juden heimzutreiben, so gebe ich nicht nach; sind aber die Juden stärker, dann — dann lasse ich mich vielleicht von der Wichtigkeit ihrer Gründe, die sie vorbringen werden, überzeugen."

„Im Gegentheil! Wenn Du die Macht hast, den Juden zu widerstehen", antwortete Claudia erstaunt, „so dächte ich, könntest Du ihren Wünschen eher willfahren, ohne Deiner Ehre zu vergeben. Sind aber die Juden in der Uebermacht, so wird kein Römer Deine Nachgiebigkeit verzeihen!"

„Das verstehst Du nicht, Weib! Kümmere Dich um Deine Mägde und laß' mich meine Geschäfte allein versehen!"

Ein verächtliches Zucken flog über Claudias Mund; ohne ein Wort der Erwiderung wandte sie ihrem Gemahl den Rücken und ging aus dem Gemach.

Gegen Abend des folgenden Tages ließ die Wache des südlichen Stadtthores dem Procurator melden, daß die Juden in der Ferne heranzögen und Pilatus säumte nicht zu Pferd zu steigen und nach dem genannten Thore zu reiten, um von dessen Thurm selbst den merkwürdigen Aufzug mit anzusehen.

Wie ein zur Erstürmung einer befestigten Stadt heranrückendes Heer sahen die daher ziehenden, ungeordneten Volkshaufen nicht aus, denn kein Schwert blitzte in der untergehenden Sonne und keine Lanze starrte gen Himmel.

Die ganze Nacht hindurch blieb die Besatzung Cäsareas unter den Waffen und von den Thürmen der Stadtmauern spähten die Wachen hinüber zu den zahlreichen Lagerfeuern, welche die Juden in einiger Entfernung von der Stadt entzündet hatten.

Als aber die Sonne des nächsten Morgens über den Höhen auftauchte, erschrack denn doch manches kriegsgewohnte Römerherz, denn verzehnfacht hatte sich während der Nacht die vorher schon gewaltige, vor Cäsarea liegende Volksmasse und immer noch war die von Jerusalem herführende Straße unabsehbar mit neu heranrückenden Juden bedeckt.

Gestern noch hätte Pilatus mit Cäsarea's Besatzung die ungeordneten Schaaren leicht überwältigen können, heute aber nach dem ungeheuren nächtlichen Zuzug, schien ein Angriff mit einigen tausend Soldaten auf die wohl an 50000 Köpfe zählende Volksmasse sehr bedenklich.

Endlich blitzten Waffen in der Ferne. Geschlossene Colonnen römischen Fußvolks nahten, welche der Tribun aus Jerusalem geschickt hatte. Mit Freuden wurden sie in Caesarea's Mauern eingelassen.

Das Lager der Juden draußen vor der Stadt bot mittlerweile einen merkwürdig bunten Anblick. Von strenger militärischer Ordnung war schon während der Reise keine Rede gewesen; aber als Schaar auf Schaar sich auflöste, sobald sie auf die bereits Lagernden stieß, war eine unsägliche Verwirrung eingetreten. Wie in einem Bienenschwarm, nur tausendmal stärker brauste und sauste es aus dem Menschengewimmel und das sich längs der ganzen Nordseite der Stadt hinziehende Lager glich einem ungeheuren Ameisenhaufen. Die Einzigen, welche unter sich Ordnung hielten, waren die Essäer, die Priester und die Synedristen. Erstere hatten ganz am Südende des Lagers abseits der Uebrigen ihren Platz gewählt, während Priester und Synedristen am Nordende zunächst dem Meere und des Procurator's Burg sich niederließen.

Um Mittag rief die Trompete eines Priesters das Synedrium zusammen, dessen Mitglieder sich in weitem Halbkreis um Joseph Kaipha, den Nassi, auf den Boden setzten.

Simon ben Kamith führte das große Wort.

Er sprach von dem gewaltigen Eindruck, welchen die riesigen, nach Cäsarea gekommenen Menschenmassen auf den Procurator bewirkt haben müsse und daß derselbe wohl jetzt andere Saiten aufziehen werde. Noch Mehrere von Simon's Partei redeten, während sich Hannas und seine Genossen verabredetermaßen ruhig verhielten. Die Folge war, daß eine fast nur aus Mitgliedern der zelotischen Partei gewählte Gesandtschaft an den Procurator abgeschickt wurde.

Mit größter Spannung erwarteten die Juden die Rückkehr dieser Abgesandten. Da öffnete sich langsam drüben an der Stadtmauer das schwerfällige Thor, in welchem kurz vorher die Deputation eingelassen worden war. Rasch sank der brausende Lärm, welcher aus der aufgeregten Volksmasse tönte, zum leisen Summen herab und Aller Augen richteten sich auf die aus dem Thor

heraustretende Gesandtschaft und versuchten trotz der weiten Entfernung aus ihren Blicken zu lesen.

„Er hat sie abgewiesen!“ flüsterte Hannas dem neben ihm stehenden Hohenpriester zu. „So geht Niemand, der gute Botschaft bringt!“

„Du hast Recht,“ antwortete Kaipha tief aufseufzend.

„Sieh nur, wie langsam sie sich durch die Thore drücken! Die großen Mäuler schämen sich zu uns zurückzukehren!“ erwiderte Hannas mit schadenfrohem Lächeln.

Die Stille, welche in der Volksmenge beim Oeffnen des Stadtthores eingetreten war, dauerte nur wenige Augenblicke, dann begann das sausende Getön, erzeugt durch das Zusammenklingen vieler tausend Stimmen, von Neuem anzuschwellen, unter gewaltigem Lärmen löste sich die Ordnung der Harrenden und in wirren Haufen stürzte die Menge den Ankommenden entgegen.

Hannas hatte Recht gesehen. Bleich und niedergeschlagen kehrten die Abgesandten zurück. Als sie im Lager des Synedriums angekommen waren, forderte Kaipha inmitten der rasch geordneten Rathsversammlung Simon ben Kamith, den Sprecher der Gesandtschaft, auf, des Procurators Antwort mitzutheilen.

„Möge ihn Gott vom Erdboden vertilgen sammt der ganzen frechen Römerbrut!“ rief Simon und sichtbar schwollen die Adern seines breiten Halses und der stark vorgewölbten Stirn an und über sein fleischiges Gesicht ergoß sich dunkle Zornesröthe. „Davon gejagt hat er uns wie Hunde!“

Ein heftiges Gemurmel brauste durch die Versammlung.

Simon aber fuhr fort: „Jetzt aber, Leute, laßt nicht nach! Zweihundert Schritte rechts vom Thor steht des Procurators Haus. Dorthin rückt mit dem ganzen Volk dicht an die Mauern heran und laßt Tag und Nacht ihm unser Geschrei in die Ohren gellen, bis er mürbe wird und nachgibt!“

Lauter Beifall erhob sich und nachdem noch mehrere Redner sich mit Simon's Vorschlag in Ermangelung jedes anderen Hilfs-

mittels einverstanden erklärt hatten, löste Kaipha die Versamm=lung auf. Bald schallte Trompetengeschmetter an verschiedenen Stellen des Volkslagers und vom Synedrium geschickte Priester verkündigten den Beschluß des hohen Rathes dem Volk.

Als die Sonne in die blauen Fluthen des Meeres nieder=getaucht war, rückten die Juden dem Befehl des Synedriums folgend langsam gegen die Stadtmauer vor und sofort erschallten von den Thoren und Wachthürmen die römischen Allarm=Signale und riefen die Soldaten auf ihre Posten zur Vertheidigung der Mauern, welche durch einen Angriff bedroht schienen. Von Thurm zu Thurm, von Thor zu Thor pflanzten sich die Tubarufe fort und aus dem Innern der Stadt her kündeten bald entfernt klingende Signale, daß auch die Reservemannschaften im An=marsch seien.

Eiligst stülpte der gerade mit der Abendmahlzeit beschäftigte Procurator den Helm auf's Haupt und stürzte hinüber zu dem unweit seiner Wohnung befindlichen, neben dem Stadtthor auf=ragenden Wachtthurm, auf welchem sich Lucius Tullius, der Oberbefehlshaber der Besatzung Cäsarea's, befand.

„Was gibt es?" frug Pilatus athemlos und in einem Tone, der schlecht die Aufregung verbarg, welche sich des an Kriegslärm nicht sonderlich gewöhnten Beamten bemächtigt hatte.

„Die Juden rücken heran. Bald sind sie schon am Fuß der Mauer."

„Was? Und Du lässest nicht Speere auf sie hageln?" rief erschrocken und entrüstet zugleich der Procurator. „Rasch, rasch! Deine Schleudern los und jage die Stürmenden mit blutigen Köpfen zurück!"

Ein feines Lächeln flog über die bartlosen Lippen des An=führers, aber höflich wie es dem Vorgesetzten gegenüber ihm die Pflicht gebot, erwiderte er: „Es hat keine Gefahr. — Du weißt ja, daß die Juden keine Kriegswerkzeuge bei sich führen, und ohne Belagerungsthürme und Sturmleitern kommt keiner auf die hohe

Mauer, auch wenn kein einziger Römer sie vertheidigt. Sieh' selbst, ob man so langsam Sturm läuft!"

Pilatus folgte dem Offizier die schmale Treppe hinan, welche zur zinnengekrönten Plattform des Thurmes führte und schaute, sich vorsichtig durch eine Mauerscharte vorbeugend, hinaus in das Gefilde. Gleich einer ungeheuren dunklen Meereswoge wälzte sich lautlos die Menschenmasse langsam heran. Näher und näher kam sie und nun drang ein sausender Ton aus dem Gewimmel an das Ohr des ängstlichen Procurators.

„Sie stürmen das Thor, wenn Du sie nicht zurückjagst! — Eile! Ich befehle es!"

„Ich stehe für die Sicherheit Caesarea's und für die Deine, Procurator! Laß' sie nur kommen! Legt einer die Hand an das Thor oder versucht die Mauer zu ersteigen, so wälzen sich Tausend in ihrem Blut, noch ehe Deine Brust sich zum nächsten Athemzug hebt!"

Die Zuversicht des Soldaten hob auch den Muth des Beamten, der wohl wegen geringer militärischer Talente seinen früheren Soldatenberuf mit dem neuen Amt hatte vertauschen müssen, und ohne weitere Antwort sah er gespannt auf das Menschengewirr herab, dessen Vorläufer schon in unmittelbarer Nähe der Mauer angekommen waren. Ein Brausen und Tönen durchschwirrte die Luft, das von Augenblick zu Augenblick zunahm; als aber die vorderen Reihen der Juden am Fuße der Stadtmauer Halt machten und sich die Nachfolgenden immer dichter zusammen drängten und, soweit das Auge die Dämmerung durchdringen konnte, Kopf an Kopf gereiht, Leib an Leib gepreßt war in unsäglichem Gedränge, da erhob sich ausgehend von dem rechten Flügel, an welchem die Mitglieder des Synedriums standen, mit einem Mal ein ohrenzerreißendes Geheul. So plötzlich wuchs der fürchterliche Ton fort über die wogende Volksmasse hin, so erschütternd und jammervoll, so drohend und schauerlich zugleich erklang es durch die Luft, daß unwillkürlich jeder Römer den Griff

seines Schwertes oder die Speerstange fester faßte und Pilatus vor Schrecken zu zittern begann. „Was soll das?“

Erstaunt und fragend sahen sich die Römer an, aber Keiner wußte Aufklärung über das sonderbare Benehmen der Juden.

„Sie wollen die Mauern umblasen durch ihr Geschrei, aber so schlecht gebaut wie diejenigen Jerichos sind sie wohl nicht“, meinte Pilatus endlich, als er sah, daß der Lärm nicht von einem Sturm gegen das Thor begleitet war.

„Ich glaube sie wollen Dich einschüchtern, Procurator,“ lächelte Tullius. „Höre nur, wie schrecklich! Es ist gerade als ob zehntausend Esel ein Klagelied sängen. Verstopf' Dir die Ohren, sonst wird Dein Herz weich!“

Allmälig erholten sich die Römer von ihrem Staunen und als sie vergeblich die Anstalten zu irgend einem Angriff auf die Stadt erwartet hatten, regte sich allenthalben die Spottlust über die merkwürdige Art der jüdischen Kriegführung und von den Thürmen und Mauerzinnen schallte lautes Gelächter und manch' bitteres Hohnwort herab.

„Wie lang sie's wohl so fort treiben?“ frug der Procurator froh über die ungefährliche Waffe, welche die Juden gegen ihn gebrauchten.

„Wenn sie heiser sind, werden sie schon von selbst aufhören,“ meinte Tullius. „Aber was in aller Welt hat die verrückten Menschen veranlaßt zum Glauben, daß ihr Geschrei Steine erweichen und Thürme umstürzen könne?“ In fast gleicher Stärke dauerte der Lärm eine Zeit lang fort, allmälig aber wurde er schwächer und schon glaubten die Römer, der merkwürdige Gesang nahe seinem Ende, da schwoll der Ton von Neuem an lauter und ohrenzerreißender wie zuvor und hielt sich abermals lange auf gleicher Stärke. So ging das Spiel fort. Die hereingebrochene Nacht machte dem Lärm kein Ende und wenn auch ein Theil der Juden in das Lager zurückkehrte um der Ruhe zu pflegen,

so setzten die Uebrigen ihr Klagegeschrei ununterbrochen fort, bis sie von den Ausgeruhten wieder abgelöst wurden.

Stunde auf Stunde verrann. Der Procurator hatte sich längst in seine Wohnung zurückgezogen, die Soldaten durften aber die Thürme und Mauern nicht verlassen und des Schlafes entbehrend schickten sie grimmige Flüche auf die heulenden und Psalmen singenden Juden über die Mauer.

Nicht minder aufrichtig seine Unterthanen verwünschend wälzte sich Pilatus auf dem Lager. Fest verstopfte er die Ohren, aber der Schlaf kam nicht; auch der Aerger über die durch den Tribun herbeigeführte Veranlassung des ganzen Tumults mochte daran Schuld sein. Alle Beruhigungsworte Claudia's waren erfolglos. Endlich befahl der Procurator seiner Gemahlin aufzustehen und einen Krug ungemischten Weines herbeizuschaffen. Schweigend erfüllte sie sein Geheiß und nachdem Pilatus den schweren Wein in raschen Zügen getrunken, übertönte bald sein lautes Schnarchen die aus der Ferne herüberklingenden Jammertöne der Juden.

VIII.

Die aufgehende Sonne zeigte den neugierigen Römern ein merkwürdiges Bild. Ein Volk lag knieend im Staube und erhob sein Klagegeschrei zu dem fremden Unterdrücker, der sein Heiligstes, sein Glaubensgesetz geschändet.

„Wenn sie ihre Vorräthe aufgezehrt haben, werden die Narren schon von selbst heimkehren," dachte Pilatus und beschloß ruhig abzuwarten, bis dieser wohl nicht weit entfernte Zeitpunkt ihn von den heulenden Juden befreien würde.

Aber Tag für Tag verging, ohne daß der Lärm aufhörte. Eine zweite Gesandtschaft, welche das Synedrium an den Procurator abschickte, war schon am Thore zurückgewiesen worden und kehrte angesichts des harrenden Volks in der gedrücktesten Stimmung wieder heim zu dem trotz unzähliger Sitzungen immer rathloser werdenden hohen Rath.

Zum fünften Mal seit der Ankunft der Juden vor Cäsarea war der Abend über die im Freien Lagernden hereingebrochen, ihm folgte eine stürmische Nacht. Vom Meer her blies der scharfe Wind die Regenwolken heran und tiefe Finsterniß deckte das Gefild. Flackernd erlosch manch' Wachtfeuer im Lager der Juden und auf den Wällen der Stadt, als die schweren Regentropfen hineinfielen, und mürrisch hüllten sich die römischen Wachen fester in ihre Decken.

Am äußersten Ende des Volkslagers herrschte tiefe Stille, denn bis hieher zu den Essäern reichte der in der Nähe so erschütternde Klang des jüdischen Klaggeschrei's nicht. Viele der Brüder lagen schon auf dem Boden ausgestreckt in tiefem Schlaf.

An einem der letzten Lagerfeuer saßen zwei Greise, Samuel

und Elia. Sechs Jahre schon lebte der ehemalige Kaufmann im stillen Kreis der frommen Brüder und in dem Hafen der Ruhe war ihm die Zeit dahingeschwunden ohne neues Herzeleid. Aber seit ihn der gewaltige Sturm an Askalon's Strand geworfen, hatte der früher so lebensfrohe Mann keine heiteren Tage mehr gesehen.

In dumpfem Brüten über des Unglücks fürchterliche Geisel pflegte er stundenlang regungslos vor sich hin zu starren, plötzlich aufschreckend, wenn das Antlitz des verruchten Urhebers seines Unglücks ihm vor das geistige Auge trat, nur seines Weibes tief besorgter Zuspruch und der Tochter liebevolles Lächeln vermochten auf Augenblicke den schweren Nebel des Tiefsinns zu lüften, welcher sich dichter und dichter um sein Gemüth geschlungen hatte.

Seit Samuel mit den Essäerbrüdern an dem Auszug der Jerusalemiten nach Cäsarea theil genommen, hatte sich eine auffallende Erregung seiner bemächtigt, da ihm im Lager mehrmals, wenn auch nur aus der Ferne, das Gesicht seines Todfeindes vor Augen gekommen war. Nur mit größter Mühe gelang es Elia, den plötzlich in Zustände wilder Aufregung gerathenden Mann zu beruhigen und größeres Aufsehen zu vermeiden. Auch jetzt noch, trotz der späten Stunde sprach er ihm in liebevoller Weise zu, weil Samuel, der in den letzten Nächten kaum geschlafen hatte, wieder in Unruhe zu gerathen schien. Schließlich überredete er ihn, sich nieder zu legen, und war selbst bald eingeschlafen.

Eine Stunde verging.

Plötzlich fuhr Samuel in die Höhe und starrte um sich. Das Feuer war nieder gebrannt, wenige Kohlen glühten noch in der Asche. Hatten sie ein Geräusch verursacht?

Da erschallten leise Schritte durch die Nacht — außerhalb des Lagers schlich eine dunkle Gestalt.

Jäh sprang Samuel vom Boden auf und begann am ganzen Leibe zu zittern. Selbst das scharfe Auge eines Jünglings hätte den späten Wanderer in der herrschenden Dunkelheit nicht zu er-

kennen vermocht — woher wußte Samuel wer es war? Ein Gesicht, eine Gestalt hatte seit vielen Tagen vor seinem geistigen Augen geschwebt — jetzt sah er einen dunkeln Schatten in dunkler Nacht — er sah nicht, er fühlte die Nähe seines Feindes!

Das Blut schoß ihm in den Kopf, einen Augenblick starrte er in die Nacht hinaus, dann stürmte er fort, Blut in den Augen, — wie ein wüthender Stier.

Die dunkle Gestalt verschwand im Schatten der Bäume. Mit verdoppelter Eile setzte Samuel ihr nach, nicht achtend des Weges. Laut schallten seine Schritte durch die Nacht und die Zweige krachten unter seinen Füßen.

Der Vorangehende hörte, daß Jemand ihm folge, blieb stehen und trat einen Schritt in das Buschwerk. Da stürzte der Essäer vorüber. Hannas zuckte zusammen.

„Das gilt mir," dachte er beim Anblick des weißgekleideten Verfolgers. „Samuel!" knirschte der Priester zwischen den Zähnen und blieb regungslos eine Weile stehen. Dann eilte er, eine andere Richtung einschlagend, auf einem Umweg der Stadt zu.

* * *

„Was gibt es?" rief plötzlich der auf dem Ostthor Wache haltende Soldat in die Nacht hinaus, denn er glaubte, von außen sich nähernde Schritte gehört zu haben.

„Ein Wanderer ist's, der nichts Schlimmes im Schilde führt" antwortete in römischer Sprache, aber mit fremdartiger Betonung eine etwas scharfe Stimme und als der Wächter seine Fackel über die Mauer schwang, daß sie hell aufleuchtete, sah er einen Mann unten stehen, welcher nur mit Mühe den im Wind flatternden Mantel zusammenhielt.

„Was willst Du?"

„Um Einlaß bitte ich."

„Niemand durchschreitet das Thor nach Sonnenuntergang!"

„Rufe mir den Anführer der Thorwache!" erwiderte der Draußenstehende.

Der Verlangte, durch das laute Sprechen schon aufmerksam geworden, war herbei geeilt und hatte die letzten Worte gehört.

„Hier bin ich. Was willst Du?“

„Führe mich zu dem Procurator Pilatus; ich habe Wichtiges mit ihm zu sprechen!“

Mißtrauisch blickte der Römer hinab. „Komme morgen wieder.“

„Nein, nein, heute noch muß ich zum Procurator! Führe mich zu ihm, laß mich fesseln an Händen und Füßen, wenn Du glaubst, ich hätte Schlimmes im Sinne, aber laß mich ein!“ so rief dringender die Stimme und ihr heftiger Ton blieb nicht ohne Eindruck auf den Römer. Er ließ eine Thüre zur Seite der großen Pforte öffnen und hastig trat der Draußenstehende ein. Das Licht der vom Winde bewegten Fackeln, welche die zur Seite der Thür stehenden Soldaten trugen, zeigte den Römern einen älteren Mann mit jüdischen Zügen und langem ergrauten Bart.

„Wer bist Du?“ fragte der Offizier.

„Hannas ben Seth. Die Juden nennen mich Hohepriester. Der Procurator kennt mich und wird es Dir Dank wissen, wenn Du mich zu ihm führen lässest.“ Drei Soldaten der Wache geleiteten den späten Besucher in das Prätorium.

Kaum war Hannas durch das Thor eingetreten, als Samuel über das Feld daherkeuchte. Er hatte in der Dunkelheit den Gegenstand seiner Verfolgung verloren und war in der Irre hin und her gelaufen. Endlich erblickte er die Fackeln der Thorwächter über der Stadtmauer und hörte gesprochene Worte. Von Ferne sah er das Stadtthor sich öffnen und eine dunkle Gestalt durch dasselbe eintreten. Als er näher kam, war wieder Alles still. Nur von der Mauerzinne herab schallten die langsamen Schritte der Schildwache. —

* * *

Die nach Außen so festungsähnlich mit Thürmen und Zinnen versehene, weitläufige Burg des Procurators war im Innern sehr behaglich zum Wohnen eingerichtet und enthielt Alles, was römischer

Geschmack vom Pallaste eines vornehmen Mannes nur verlangen konnte. Auf der mit Schlingpflanzen und Sträuchern geschmückten großen Terrasse saß unter einem die dann und wann niederprasselnden Regenschauer abhaltenden Zeltdach der Procurator mit einigen Freunden beim Wein, als die Ankunft des vornehmen Juden, der ihn dringend zu sprechen wünsche, gemeldet wurde.

„Laß ihn nur herkommen!“ gab Pilatus zur Antwort und fügte seinen Genossen gleichsam zur Erklärung hinzu: „Der Kerl mag uns ein wenig die Zeit vertreiben.“

„Wenn er zu Jenen gehört, welche die Stadtmauer anheulen“, rief der dicke Pomponius, einer der Zechgenossen, — „hört nur wie der Wind den Schall herüberweht! — so soll er uns hier allein vorsingen, bis uns vor Lachen der Bauch platzt.“

Die Thüre, welche zur Terrasse führte, wurde geöffnet und langsam trat Hannas heraus, mit seinen grauen Augen scharf die Römer musternd.

„Nur hieher Alter und sing uns was vor!“ rief Pomponius in übermüthigem Ton. Hannas richtete sich stolz auf und warf einen durchbohrenden Blick auf den frechen Spötter.

Pilatus aber winkte diesem zu schweigen; es dünkte ihm doch unpassend, den vor ihm stehenden Juden, der bei seinen Glaubensgenossen im hohen Ansehen stand, in solch' geringschätziger Weise behandeln zu lassen, wie es die römischen Soldaten den Juden gegenüber freilich gewöhnt waren.

Unterdessen war Hannas näher zu dem Procurator getreten.

„Bringst Du die Nachricht, daß Deine Glaubensgenossen ihr verrücktes Geschrei einstellen und heimziehen wollen?“ frug Pilatus.

„Nein Herr!“

Pilatus runzelte die Stirne.

„Was sonst veranlaßt Dich, mich zu stören?“

„Eine wichtige Sache, Procurator!“

„Was Dich angeht, ist mir nicht wichtig. — Was willst Du?“

„Nur Dir kann ich es sagen.“

„Du bist zudringlich Jude!“

Pilatus rief den Offizier herbei, welcher Hannas hergeführt hatte und befahl ihm, den Juden zu untersuchen, ob er keine Waffen bei sich trage. Als die Nachforschung resultatlos blieb, ging Pilatus zu einer Laube am Ende der Terrasse und winkte Hannas, ihm zu folgen.

„Nun?“ fragte der Procurator kurz.

Hannas senkte den Blick zu Boden, erhob ihn dann langsam und schaute fest in das vom Wein geröthete Gesicht des Römers.

„Wenn Volk und Fürst in Zwietracht leben, leiden beide darunter! Ich möchte Dir Unangenehmes ersparen und meinem Volke die Ruhe wiedergeben.“

„Mir willst Du Unangenehmes ersparen?“ lachte der Procurator höhnisch.

Hannas aber fuhr unbeirrt fort:

„Du hast befohlen, die Feldzeichen mit des Kaisers Bild in Jerusalem aufzustellen.“

„Eures Kaisers Bild!“ warf Pilatus ein.

„Du hast es befohlen und hast auch die Macht, Deinen Befehl durchzuführen.“

„Die habe ich und werde sie gebrauchen. Was weiter?“

„Nicht länger hast Du die Macht, als Dein Kaiser sie Dir gibt.“

Staunen und Entrüstung malte sich auf des Procurator's Antlitz. „Du wagst zu drohen? Jude, hüte Deine Zunge!“

„Ich drohe nicht, Procurator, sondern ich bin gekommen, Dir Gutes zu erweisen. Du ahnst nicht, wie tief Du unser Volk betrübt hast durch jenen Befehl, der unser höchstes Gut, die wichtigsten Satzungen unseres Glaubens ——“

„Mach's kurz! Reden anzuhören, habe ich keine Zeit!“

„Das Herz des Bettler's wie das der Fürsten unseres Landes bebt vor Entrüstung. Wenn Dir es auch gleich ist, was der Bettler denkt, so hat es wohl mehr Interesse für Dich zu hören,

daß Herodes Antipas — Du kennst ihn ja, den Tetrarchen von Galiläa und Peräa — einen Boten nach Rom zu senden im Begriff steht, der den Kaiser, welcher uns Freiheit in Ausübung der Religion versprochen, im Namen aller Herodessöhne bitten soll" — er hielt inne. —

„Nun?"

„Dich Deines Amtes zu entsetzen und einen anderen Procurator zu schicken, der seines Kaisers Befehl besser befolgt."

Zornesröthe trieb dem Procurator das Blut noch mehr in's weinerhitzte Gesicht und die geballte Faust dem unerschrockenen Sprecher vor die Nase haltend, rief er:

„Verdammter Jude! Glaubst Du mich einzuschüchtern mit Deinen kindischen Drohungen? Ins Gefängniß werfe ich Dich und Jeden, der es wagt, sich gegen meinen Befehl aufzulehnen! — In wessen Auftrag kommst Du hierher?" fügte er langsamer hinzu.

„Niemand sendet mich zu Dir! Aus eigenem Antrieb kam ich, um Dir — höre wohl — um Dir und meinem Volke nützlich zu sein!"

„Und wenn ich Deinem Geschwätz nicht glaube?" —

„So geht Morgen der Bote des heiligen Synedriums nach Tiberias zu dem Tetrarchen und von da mit der Klageschrift wider Dich nach Rom."

Der Procurator biß sich auf die Lippen und dachte mit tödtlichem Haß an die intimen Freundschaftsbeziehungen zwischen dem Kaiser und Antipas.

Da schallten die Klagelaute der Juden, vom Wind getrieben, stärker wie bisher durch die Nacht und rissen den Procurator aus seinen ärgerlichen Gedanken:

„Wie lange soll das Geheul noch dauern?"

Hannas zuckte die Achseln: „Länger als es Dir lieb sein kann. Die Nachricht von der Entweihung unserer Stadt geht jetzt durch's ganze Land; bald werden die Pilger zu Millionen

Dich umringen und so lange verfolgt Dich ihr Klageschrei, bis Du den Befehl, der unsere Religion verspottet, zurücknimmst — oder der Kaiser Deinen Nachfolger sendet!"

Aergerlich mit den Füßen aufstampfend, hatte Pilatus, während Hannas sprach, den kleinen Raum der rebenbewachsenen Hütte durchmessen, bei den letzten Worten hielt er inne. „Frecher Jude!" knirschte er zwischen den Zähnen hervor und setzte dann, finster vor sich hinstarrend, seine Schritte fort. Pilatus fühlte, daß er in eine Klemme gerathen war. Der Tribun hatte ihn aufgestachelt, jenen Befehl zu geben — nein, er hatte ihm die Erlaubniß, die Signa nach der Stadt zu bringen, förmlich abgetrotzt und nun kamen ihm, dem Procurator, die Juden und Judenfürsten auf den Hals und hetzten am Ende den Kaiser gegen ihn wegen der lächerlichen unbedeutenden Geschichte.

Endlich trat der Procurator auf Hannas zu und sagte — vor ihm stehen bleibend: „Du bist schlau genug, Jude, nicht ohne einen bestimmten Plan hierhergekommen zu sein. „Welches ist er? sprich!"

Hannas senkte rasch die langbewimperten Lider, denn er fühlte, daß ein Strahl des Frohlockens aus seinen Augen schoß, aber der an Selbstbeherrschung und Verstellung gewöhnte Priester brauchte nur eine kurze Spanne Zeit, um wieder seines Gesichtsausdruckes vollständig Herr zu sein. — Fest sah er dem ungeduldig vor ihm stehenden Römer in die Augen und antwortete in leisem Ton und vorsichtig seine Worte setzend:

„Du irrst nicht, Procurator! — Was hast Du zu gewinnen bei der ganzen Sache? Nichts! — Gutwillig erträgt es unser Volk nicht, daß man sein Heiligthum schändet; doch mit der Macht des römischen Schwertes wirst Du — das bezweifle ich keinen Augenblick — das sich um Cäsarea sammelnde Judenvolk niedermetzeln und zur Flucht treiben können; — aber was erreichst Du damit? Daß Deine Signa in einer von allen Bewohnern verlassenen Stadt den Platz zieren, denn kein Jude wird das ent-

weihte Jerusalem mehr betreten; Fluch wird es treffen, wie Sodom und Gomorrha. Und dafür soll so viel Blut fließen? Dem Kaiser mußt Du berichten, was geschehen, wenn er es nicht längst von anderer Seite vernommen, und weißt Du es so bestimmt, daß er Dich lohnt mit Gold und Ehren, weil Du die schönste Stadt seines östlichen Reiches zu Grunde gerichtet und sein Volk auf den Tod verwundet hast? — Du bist Procurator. Du hast ein Amt — also kannst Du es verlieren."

Pilatus schleuderte einen stechenden Blick auf den Juden, dieser aber fuhr unbeirrt fort: „Die Aufhebung des Befehls, den Du gegeben, kannst Du Dir von den Juden nicht abtrotzen lassen, ohne Deinem Ansehen zu schaden. -- So gibt es nur einen Weg, der beiden Theilen genügt."

„Nun?"

„Du zwingst die Juden, welche draußen vor den Thoren auf den Knieen liegen und jammern, mit Drohungen und Gewalt die Signa in ihre Stadt aufzunehmen. Doch wenn Du ihnen und aller Welt, den Kaiser inbegriffen, gezeigt hast, daß Du der Herr bist in Judäa, dann gibst Du großmüthig und freiwillig den Befehl, die Signa aus Jerusalem zurückzuholen."

Gespannt hatte der Procurator zugehört, nachdenklich senkte er den Kopf. „Du bist schlau, Priester, zu schlau! Wenn ich meine Soldaten gegen Dein Volk draußen vor die Stadt schicke, so werden die Juden fliehen, ohne sich meinem Willen zu unterwerfen."

„Hindere sie am Fliehen!"

„Ich habe nicht Soldaten genug, um die große Volksmasse einzuschließen."

„So schließe sie in Mauern ein."

„In Mauern? Welche?"

„In die Mauern der großen Arena, welche Du vor dem Südthore der Stadt gebaut hast."

Fragend sah der Procurator den Sprecher an. „Wie soll ich sie hinführen? Mit Gewalt?“

„Mit List! — Benachrichtige die Juden morgen früh, daß Du zur Verhandlung bereit seiest und sie in der Arena erwarten würdest. Heute Nacht noch sendest Du die Hälfte Deiner Soldaten heimlich in die weiten von Innen zu verschließenden Hallen, welche sich unter den Sitzreihen der Arena befinden und wohl an 10,000 Mann fassen können. Morgen aber kommst Du mit kleinem Gefolge zur Arena und setzest Dich auf den Richtstuhl, um mit den Juden zu verhandeln. Sind sie widerspänstig und weigern sich die Signa in Jerusalem aufzunehmen, so gibst Du ein Zeichen und läßt die versteckt gehaltenen Krieger hervorbrechen und —“

„Drein hauen?“

„Noch nicht! Ihre Schwerter sollen sie zücken über den Köpfen der erschrockenen Juden und diese werden mit blutendem Herzen der Gewalt sich fügen, dann aber, wenn alle zagend und von Furcht gebändigt am Boden liegen, magst Du aufstehen von Deinem Richtstuhl und ankündigen, daß Du jenen Befehl, dessen Zurücknahme die Juden vergebens von Dir zu ertrotzen suchten, nun nachdem sie Deine Uebermacht gefühlt, freiwillig aus Liebe zu Deinen Unterthanen wieder zurücknehmen wolltest.“

„Komme her, Procurator! Schwätze nicht so lange mit dem verdammten Juden!“ rief Pomponius mit lallender Stimme vom anderen Ende der Terrasse herüber und die weinschweren Zungen der Genossen stimmten lärmend ein. —

Flüchtig schaute Pilatus nach den Zechern. Aus seinem Haupte begann allmählig unter dem Eindruck des wichtigen Gesprächsgegenstandes der Weindunst zu verfliegen.

„Dein Plan ist gut, Jude, aber wenn Deine Genossen nicht nachgeben?“

„Sie werden nachgeben, wenn Deine Waffen sie bedrohen,

und ich will meinen Einfluß aufbieten, daß das schon jetzt durch Entbehrungen aller Art heimgesuchte Volk sich Deinem Befehl füge."

„So!" entgegnete Pilatus gedehnt und fügte mißtrauend hinzu: „Du, der Hohepriester, willst Dein Volk veranlassen, die Signa aufzunehmen, die Ihr Götzenbilder nennt?"

Hannas aber war sofort mit der Antwort bereit: „Ich werde meinen Genossen sagen, daß Gottes Macht über die der Römer geht und daß er, wenn er unsere Stadt von der Entweihung befreien will, Dein Herz freundlich zu uns wenden könne."

Höhnisch blickte der Procurator dem Sprecher ins Gesicht und sagte:

„Schön, sehr schön! Du möchtest Dich wohl gern als Euer Jehovah aufspielen, der des Procurators Herz regiert. Du würdest Deinen Einfluß aufbieten, daß Dein Volk mir gehorcht! Das heißt, mein schlauer Jude, Du würdest bei Deinen Genossen einfach erzählen, was Du mit mir verabredet hättest und wenn ich dann morgen auf dem Richtstuhl in der Arena sitze und die Juden zu überlisten glaube durch das falsche Spiel, das Du mir vorschlägst, so bin ich der Tölpel, und das Judenvolk, das sich bereitwillig unter den Schwertern meiner Soldaten zu Boden wirft, meinem Begehren scheinbar nachgebend, kann kaum das Lachen verbeißen ob des Spiels, das mit mir, dem Procurator, von Euch getrieben wird! — Nein, schlauer Priester, in diese Falle gehe ich nicht!"

Stirnrunzelnd hatte Hannas zu Boden gesehen, während Pilatus sprach, rasch aber fiel er jetzt ein:

„Du irrst Procurator! Dich zu täuschen, wäre ein gewagtes Spiel für mich, das leicht meinen grauen Kopf kosten könnte. Halte mich gefangen über Nacht und lasse Deine Wache morgen mich begleiten, wenn ich zur Arena komme, um zum Volke zu reden. Spreche ich ein verrätherisches Wort, so mag Deine Wache mich niederstoßen. Gib ihr den Befehl!"

Mißtrauisch hatte der Procurator zugehört, aber seine langsam

sich aufhellende Miene sagte dem beobachtenden Hannas, daß seine Worte ihren Eindruck nicht verfehlt hatten.

„Schwörst Du mir, Priester, bei Deinem Gotte, daß Du mich nicht täuscheſt mit hinterliſtigen Gedanken?“

„Bei Jehova! Du ſagſt es!“

„Es ſei!“ begann Pilatus nach kurzer Pauſe, „Du bleibſt hier in meinem Hauſe verborgen und morgen bei Tagesanbruch laſſe ich einige wachhaltende Soldaten, die Deine Sprache kennen, neben Dich in die Arena ſtellen und Du,“ fügte er lächelnd hinzu, „wirſt ihrer beſonderen Aufmerkſamkeit empfohlen!“

Langſam ſchritt der Procurator über die Terraſſe hin und winkte Hannas ihm zu folgen. Als ſie ſich dem Tiſch der Zechenden näherten, erhob ſich Pomponius und ging, mit dem Becher in der Hand, ſchwankenden Schrittes auf Pilatus zu. Dieſer rief ihm abwehrend entgegen: „Laß mich — ein ander Mal!“ und ſchritt mit Hannas in das Haus. Verblüfft ſchaute der Zurückgewieſene ihm mit gläſernen Augen nach.

Der Procurator ließ Hannas ein Zimmer anweiſen, in welchem er die Nacht zubringen ſollte und befahl ſofort Tullius in das Prätorium zu rufen.

Wohl eine Stunde dauerte die Unterredung mit dem Offizier, dann entfernte ſich dieſer und bald eilten Boten von Thor zu Thor, von Kaſerne zu Kaſerne, und ehe noch der Morgen dämmerte, zog Cohorte um Cohorte durch das Südthor hinaus und beſetzte in aller Stille die weiten Gänge und Gemächer der gewaltigen Arena.

IX.

Als die Sonne ihre ersten Strahlen siegreich durch die nächtlichen Regenwolken sandte, wurde das Nordthor der Stadt geöffnet und ein Herold ritt, von zwei Tubabläsern begleitet, dem jüdischen Lager zu. Hell blitzten die Rüstungen der Reiter und lustig schmetterten die Trompeten in die frische Morgenluft. Von allen Seiten drängte sich das Judenvolk, sein Klagegeschrei unterbrechend, herbei und bald konnten die Pferde kaum noch vordringen in der Menschenmasse Da hielt der Herold; noch einmal ertönten die Trompeten, dann rief er, sich im Bügel erhebend, in aramäischer Sprache:

„Pilatus, der Procurator des Kaisers — Pilatus, der Procurator des Kaisers will um die dritte Stunde*) in der Arena Recht sprechen über Eure Klagen. Begebt Euch alle dahin!“ Gewaltige Aufregung bewirkten diese Worte unter den Juden und es wäre nicht nöthig gewesen, daß der Herold noch weiter zog und an vielen Stellen des jüdischen Lagers seinen Ruf wiederholte.

Bald strömte das Volk in völlig aufgelöster Ordnung nach der Arena, in weitem Bogen die Stadtmauer umziehend. Ernst erhob sich das riesige Gebäude über dem noch vom Morgennebel umgaukelten Wiesengrund. Durch die wenigen offenen Pforten quetschte sich lärmend die Menge, stieg auf den amphitheatralisch angelegten Steintreppen empor und bald wimmelte es auf den Sitzreihen, welche 60,000 Menschen bequem Raum gewährten, wie in einem Ameisenhaufen.

---

*) 9 Uhr Morgens.

Plötzlich entstand auf den untersten Bänken, gerade dem zur Rennbahn führenden hochgewölbten Hauptthor gegenüber, lautes Geschrei, denn mehrere Leviten vertrieben mit ihren Stöcken das Volk von den Sitzen, welche bald darauf von den in feierlichem Zuge eintretenden Mitgliedern des Synedriums eingenommen wurden.

Eben war von mehreren Dienern des Procurators der von einem himmelblauen Baldachin überragte Gerichtsstuhl auf langen Stangen in die Mitte der Arena gebracht worden und Aller Augen sahen den Dienern zu, wie sie den purpurfarbigen Sitz, die hohe Rückwand und die von zwei ehernen Adlern getragenen rothseidenen Armlehnen noch einmal säuberlich abstäubten und sich dann ehrerbietig zu beiden Seiten des Sessels aufstellten.

Da trat, kaum von den Nächstsitzenden bemerkt, Hannas aus einem neben den Sitzen des Synedriums befindlichen Thor und nahm den Eckplatz der untersten Bankreihe ein, während wie zufällig eine römische Wache, welche von einem der Landessprache kundigen Offizier geführt wurde, sich unmittelbar neben ihm in dem zur Arena führenden Eingang aufstellte.

Befreundete Rathsgenossen nickten Hannas zu und befrugen ihn über sein Ausbleiben. Er aber gab eine ausweichende Antwort.

Plötzlich ertönte Tubaschall vor dem Hauptthor und gefolgt von 10 reichbewaffneten Reitern und den die Beile des Gesetzes tragenden Lictoren, sprengte der Procurator in die Arena. Seine Rüstung, wie die seines edel gebauten Pferdes strahlte von Goldschmuck und wundervoll prangte der blutrothe Sattel auf dem pechschwarzen Rosse, aber die kleine hagere Gestalt des Reiters, welchem der Helm viel zu groß schien, war doch nicht dazu angethan, dem jüdischen Volk besonderen Respekt einzuflößen. Während ein Diener den Bügel hielt, stieg Pilatus vom Pferde und nahm Platz auf dem Richtstuhl. Seine Bewegungen waren hastig und mangelten durchaus der fürstlichen Würde. An jede Seite des Sessels trat ein Lictor, auch waren mittlerweile zwei Abtheilungen schwerbewaffneter Fußsoldaten hinter den Reitern drein-

gezogen und hatten inmitten der Arena Aufstellung genommen. Wohl an 100 Dolmetscher, kenntlich an dem weißen Stabe, welchen Jeder in der Hand hielt, erschienen auf den Stufen und vertheilten sich, rasch nach allen Seiten die zu den Sitzreihen emporführenden Treppen hinaufsteigend, unter das Volk.

Pilatus winkte mit der Hand, ein Tubasignal ertönte und rasch ward es ruhig im weiten Raum. Ein zweiter Trompetenstoß und der Procurator begann, ohne sich von seinem Sessel zu erheben mit lauter scharfer Stimme in kurzen Sätzen zu sprechen, welche die nächststehenden Dolmetscher sofort laut rufend übersetzten, worauf die auf den oberen Stufen befindlichen für ihre Umgebung die Worte wiederholten:

„Der Kaiser, welchem der Erdkreis unterthan, welcher der Herr eures Landes und euer Herr ist — hat mich hierher gesandt, an seiner Statt zu regieren. — Kraft meines Amtes habe ich befohlen, daß die Feldzeichen des römischen Heeres, geschmückt mit dem ehernen Bild eures Kaisers das Prätorium in Jerusalem zieren sollen. — Euren Glauben taste ich nicht an, aber Gehorsam verlange ich im Namen des Kaisers! — Entweder beugt ihr euch meinem Befehl und nehmt gutwillig die Signa in Jerusalem auf — oder ich betrachte euch als Rebellen — und werde eure widerspänstige Stadt mit Feuer und Schwert bekriegen, bis sie vom Boden vertilgt ist. — Wählet!“ —

Todtenstille lag einige Augenblicke über der ganzen Arena, als die Dolmetscher die letzten Worte gerufen, dann aber brach, wie aus einem Munde, ein Klagegeschrei aus, so laut und herzzerreißend, wie es noch niemals zum Himmel gestiegen. Ein Schrei des Entsetzens aus dem Munde so vieler Tausender!

Selbst der römische Procurator, welcher in wohl berechneter Weise sogleich mit dem Schlimmsten gedroht, um sich und seiner Macht Ansehen zu verschaffen, erschrack über die aufgeregte Art, mit welcher das jüdische Volk seine Drohungen aufnahm und erhob sich von seinem Sessel. Tausende sanken heulend in die

Kniee, Tausende reckten die Arme gen Himmel, beteten und riefen laut zu Gott, daß er sie schütze und seinen Grimm abwende. Fort und fort währte das Jammergeschrei und helle Verzweiflung sah man auf all den rathlosen Gesichtern.

Da ertönte plötzlich schrill die Trompete des Synedriums. Alle Blicke richteten sich nach der Stelle, von welcher der Schall kam. Hannas war über die Mauer herabgesprungen in den Sand der Arena. Er wandte sein Antlitz den Mitgliedern des Synedriums zu, welche auf den untersten Treppenstufen saßen und ließ seinen Blick hinaufgleiten, von Stufe zu Stufe, bis zum Blau des Himmels. Langsam erhob er die Rechte, Ruhe gebietend, aber lange währte es, bis der Lärm sich soweit gelegt, daß wenigstens die auf den ersten Reihen vor ihm Sitzenden seine Stimme hören konnten. — Mit aller Macht rief er gegen die von Menschen wimmelnde Riesentreppe:

„Höre, Volk Israel! Gott sendet uns die Sonne, Gott schickt uns Nacht und Sturm. Wenn er uns strafen will mit seinem Fluch und entweihen unsere heilige Stadt, so ändern wir es nicht und wenn wir Krieg führen mit dem römischen Kaiser bis an das Ende der Welt. Stärker als Rom ist Adonai, der Schöpfer des Weltalls! Laßt uns heimkehren nach Jerusalem und beten und opfern dem allmächtigen Herrn von früh bis spät, daß er den Fluch fortnehme von unserer Stadt! Mild und freundlich wird des Procurators Sinn sich wieder zu uns wenden, wenn er sieht, daß wir nicht trotzen dem Kaiser unseres Landes. Kehret heim und fügt euch seinem Willen!“

Kaum hatte Hannas geendet, so stürmte heftig mit den Armen die Luft durchfuchtelnd ein alter Mann in weißem Essäergewand von einem der höheren Sitze die schmalen Treppenstufen herab und sprang herunter auf den Sand der Arena. Es war Samuel.

„Glaubt ihm nicht, glaubt ihm nicht! Er ist ein Betrüger!“ schrie der bleiche Essäer in höchster Aufregung und seine dunkeln Augen schossen Blicke grenzenlosen Hasses auf Hannas hinüber.

„Er will euch den Römern verkaufen! Glaubt ihm nicht dem Verräther! Heute Nacht war er bei den Römern drinnen in der Stadt! Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie er Einlaß erhielt am Thore. Mich hat er betrogen und um mein Lebensglück gebracht, euch hat er an die Heiden verkauft! In ihrem Sold räth er euch heimzugehen und die Besudelung der heiligen Stadt durch die Götzenbilder zu erdulden. Folgt ihm nicht, dem Verräther, dem größten Schuft, den die Erde getragen!"

Keuchend hatte der Greis die Worte hervorgestoßen und wollte dann mit geballten Fäusten auf den bleich mit zusammengekniffenen Lippen dastehenden Hannas losstürzen, als der Offizier mit seinen Soldaten herzutrat und die Arme Samuel's wie mit eisernen Klammern festhielt.

Hannas hatte dem des Aramäischen kundigen Römer, welcher Samuel's Worte wohl verstanden, in lateinischer Sprache zugerufen: „Der wahnsinnige Schreier fordert zum Kampf auf und beschimpft den Kaiser! Fesselt ihn!"

In diesem Augenblick kam ein von Pilatus abgesandter Diener herbei und fragte, was hier geschehe. Nach erhaltener Antwort eilte er zurück, kehrte jedoch alsbald mit dem Befehl wieder, den Juden in's Gefängniß abzuführen.

Todtenblaß stierte Samuel um sich, nachdem er von den Wachen überwältigt war. Der überwallende Zorn, welcher ihn ergriffen hatte, als er den ihm in den Tod verhaßten Hannas, wie er meinte, das Volk verführen sah, war rasch verflogen. Dicke Schweißtropfen perlten von der Stirn des vor Erregung zitternden Greises und die Kniee versagten ihm fast den Dienst, als die Soldaten ihn an beiden Armen aus der Arena führten. In einem sonst für die wilden Thiere bestimmten niederen Stalle, dessen Oeffnung nach der Rennbahn zu mit starkem Gitter wohl verwahrt war, wurde der Essäer eingesperrt.

Hannas blickte ihm höhnisch nach, dann rief er mit aller Kraft der Stimme: „Läßt euch nicht irre machen durch das Ge-

schwätz eines Betrügers, welchem der Rücken noch brennt von den Ruthenstreichen, die er auf Befehl des Gerichts in Jerusalem erhielt!“

Dennoch war Hannas im höchsten Grade ärgerlich, daß der Essäer den Eindruck seiner Rede gestört hatte und zog sich langsam in den Thoreingang zurück. Von Neuem erhob sich der Lärm. Da sprang der herkulische Simon, Kamith's Sohn, in die Arena herab und begann mit Donnerstimme seine Genossen aufzureizen: „Habt ihr nicht gehört, was der Essäer sagte? Folgt Hannas nicht, der euch schmählich anräth, die Besudelung unserer heiligen Stadt zu erdulden! Wozu gab Gott uns die Kraft? Ein Schuft, wer unser höchstes Gut, die Reinheit des Tempels, nicht —“

Doch als der längst ungeduldig gewordene Pilatus sah, daß ein neuer Redner sich hören lassen wollte, winkte er den an seiner Seite stehenden Soldaten mit dem Schwerte.

Plötzlich ertönte aus der Mitte der Cohorte schmetternd das römische Angriffssignal.

Erschrocken flogen die Blicke der Juden nach den in der Rennbahn aufgestellten Römern.

Im Laufschritt rückten vier neue Cohorten durch das Hauptthor in die Arena und, einen weiten Kreis um den Richtstuhl des Procurators bildend, richteten die Soldaten ihre Lanzen und Pfeile nach allen Seiten gegen die auf den Stufen befindlichen Juden.

Abermals schmetterte das Angriffssignal. Da war es als käme ein Echo aus dem Innern der weitläufigen Gänge der Arena, heftige Bewegung entstand unter den Juden, Waffen klirrten und während plötzlich auf allen Seiten Trompeten erklangen, stürmten bewaffnete Römerhaufen aus den zahlreichen Thüren, welche aus dem Innern des Gebäudes zu den vom Volk eingenommenen Sitzen führten. Auch ganz oben auf der äußersten Terrasse blinkten die Helme und Schwerter. Mit lautem Geheul hervorbrechend, stürzten die Soldaten von allen Seiten auf die zu Tod erschrockenen wehrlosen Juden, stießen sie mit ihren Schilden von den Sitzen herab,

daß sie lautschreiend in die tieferen Reihen fielen und schlugen mit dem flachen Schwert auf die Hülflosen ein.

Unsägliches Zetergeschrei entstand, und nach allen Seiten suchte das Volk zu fliehen, aber vergebens.

Schrille Angstrufe und wildes Schmerzgeschrei, fürchterliche Flüche und flehentliche Bitten stiegen gen Himmel.

Da ertönte aus der Mitte der Arena die Tuba und während die Römer überall ihre drohenden Stellungen beibehielten, minderte sich einen Augenblick der Lärm, weil die Juden aufhorchten.

Pilatus rief:

„Wählet!“ und seine Dolmetscher wiederholten es laut bis in die obersten Reihen:

„Wählet! Wählet!“

Entsetzen malte sich auf allen Zügen, doch mit der Größe der Gefahr wuchs bei gar Manchem auch das Gottvertrauen. „Gott belohnt uns, wenn wir sterben für sein Gebot!“ — So klang es in vielen Herzen, so klang es von manchem Munde, und nieder auf die Kniee sanken viele Tausende, boten die Brust dem drohenden Römerschwerte und riefen:

„Tödte mich! Tödte mich!“

Einem nur von den vielen Tausenden bebte das Herz nicht vor Wuth, nicht vor Angst; Einer nur betete und fluchte nicht, beugte nicht die Kniee, nicht den Nacken. Unbeweglich in Mitten des schreienden, betenden, klagenden Volks stand Hannas mit verschränkten Armen. Sein scharfes Auge flog bald über die stürmisch bewegte Volksmenge, bald hinüber zu Pilatus, der vor seinem Richtstuhl stand und die Wirkung seiner Maßregel zu beobachten schien.

„Wählet!“ riefen die Dolmetscher.

„Tödte uns! Tödte uns!“ schallte es laut und immer lauter von den Stufen herab.

Jetzt war es Zeit!

Rasch trat Hannas an die Brüstung der Rennbahn heran vor

die Plätze des Synedriums und rief laut und dringend die Namen seiner Parteigenossen. Rathlos waren schon längst die hohen Herren; Hannas bestimmter Ruf drang auch den Nichtgenannten in die Seele.

„Was ist? Was ist?“ so rief es zurück.

„Kommt Alle herbei, hieher zu mir!“ Befehlend klang die Stimme des Parteiführers gleich der eines Schlachtenlenkers, und Gehorsam findet stets, wer schroff befiehlt, wenn Andere nicht zu handeln wissen. Rasch sprangen die Angerufenen und wohl noch manche Andere über die niedere Mauer in den Sand der Arena.

„Folgt mir zu Pilatus, Gnade zu erbitten für unser Volk.“

Zweifelnd sahen die Angeredeten den Sprecher an, ob sie auch richtig gehört hätten!

„Was soll es nützen Gnade zu bitten, da der Procurator uns erbarmungslos zwischen Tod und Gottes Zorn zu wählen gibt?“ rief Kaipha, aber Hannas sprach:

„Fragt nicht! Folgt! — Jeden Augenblick kann er seinen Kriegern befehlen, das wehrlose Volk zu ermorden.“ —

In ungeordnetem Haufen eilten wohl an 30 Mitglieder des Synedriums, Hannas an der Spitze, in die Mitte der Arena, gegen die im Kreis den Richtstuhl umgebenden Reihen der Soldaten, deren Speere und Lanzen ihnen entgegenstarrten.

In römischer Sprache rief Hannas einige Worte und auf des Procurators Befehl rückten die Speerträger etwas zur Seite und ließen die Juden durch die entstandene Lücke in das Innere des Kreises treten.

Dort, vor dem Richtstuhl angekommen, auf welchem sich Pilatus wieder niedergesetzt hatte und höhnisch lächelnd die heranziehenden Juden betrachtete, warf sich Hannas zur Erde und seine Genossen folgten diesem Beispiel.

Dann sich langsam erhebend, sprach er in lateinischer Rede: „Procurator des Kaisers! Du hast die Macht uns in's Unglück zu

stürzen! Tief in's Herz schneidet es uns, die Feldzeichen Deiner Krieger innerhalb unserer Stadt zu wissen, aber wir fügen uns als getreue Unterthanen unseres Kaisers und seines Stellvertreters! Doch wir flehen zu Dir, zu Deiner Milde und Güte, lasse bald wieder Freude einziehen in Israel und gib dem Tempel unseres Gottes die Weihe wieder, die Du ihm genommen!"

Manche seiner Genossen, welche die römische Sprache verstanden, trauten ihren Ohren nicht, als sie Hannas, den Hohenpriester, so verrätherische Worte ohne jeden Auftrag im Namen der Juden sprechen hörten, von welchen viele Tausende bereit waren, eher ihr Leben hinzugeben, als die Entweihung Jerusalems zu gestatten. Und doch hatte Hannas zu sprechen gewagt: „Wir fügen uns als treue Unterthanen des Kaisers!"

Aber unter dem Eindruck der sie rings umgebenden römischen Cohorten blieben die Synedristen stumm. Keiner der hohen Herren, welche zuvor noch so glaubenseifrig gesprochen und vielleicht manche glühende Rede im Rath wider die Römer gehalten hatten, fand jetzt, umgeben von den römischen Speeren, den Muth, gegen die feige Unterwürfigkeit des sein Gesetz verleugnenden Priesters zu protestiren.

Pilatus aber sprach, nachdem Hannas geendet hatte, mit schlecht verhehlter Befriedigung: „Endlich habt ihr Vernunft angenommen, thörichte Juden! Glaubt ihr, daß der Beherrscher des Erdkreises sich vor euren verrückten Gesetzen beugt? Gehorsam verlangt er von seinem Unterthan! — Nun, da ihr freiwillig die Signa in Jerusalem aufnehmen wollt" — Pilatus hielt inne, denn eine eigenthümliche Bewegung entstand unter Hannas' Genossen — „Nun, da ihr freiwillig die Signa aufnehmen wollt", wiederholte der Procurator mit scharfer Betonung, und ließ seinen Blick über die Judenschaar schweifen, — „so wird viel Unheil von eurem Lande abgewendet. Ich aber, weil ich gesehen, daß ihr euch meinem Gebote fügt, will euch nun zeigen, daß ich den Gehorsam, den ihr mir entgegenbringt, durch Güte wohl zu

lohnen weiß. Gehet hin und verkündet eurem Volk: Den Befehl, den ich gegeben — die Feldzeichen nach Jerusalem zu bringen — ziehe ich zurück!“

Höchste Ueberraschung malte sich auf den Zügen der Rathsherren. „Wie? Ist's möglich? — Adonai sei Dank! Er hat geholfen und des Römers Herz gelenkt!“ so riefen die Mitglieder des Synedriums, so betete Kaipha der Hohepriester, die Hände gen Himmel erhebend, und in Verzückung über das so plötzlich hereinbrechende Glück sanken sich die so schwer Geprüften in die Arme. Hannas aber, welcher gleich den Uebrigen höchste Ueberraschung zur Schau trug, schien sich am schnellsten wieder von ihr erholt zu haben. Er trat einen Schritt vor gegen Pilatus, verneigte sich tief und rief: „Dank Dir! Dank Dir! Oh Herr!“ Dann wandte er sich zu seinen Genossen und mit dem Ruf „Heil, Heil dem Procurator!“ schickte er sich an, zu dem noch immer in tausend Aengsten harrenden Volk zurückzukehren.

„Heil dem Procurator!“ schrieen die Rathsherren und eilten halb im Lauf durch die Lücken zwischen den römischen Cohorten hindurch ihren Glaubensbrüdern zu.

Da scholl, auf Pilatus' Geheiß, abermals ein Tubasignal in lang gezogenen Tönen. Es waren Klänge des Friedens. Die zum Wurf bereiten Speere senkten sich, die Lanzenträger lehnten ihre Waffen nachlässig in den Arm und in das Wehrgehänge schob der so eben noch des Juden Brust bedrohende Soldat sein kurzes Schwert und trat zurück. Mit lautem Jubelruf stürzten die von Pilatus zurückkehrenden Genossen Hannas' an die Mauer der Rennbahn und „Adonai sei Dank! Er hat des Procurators Sinn gewendet! Heil Jerusalem!“ so riefen sie überglücklich, daß es hinaufdrang bis zu den obersten Stufen.

Wie ein Blitzstrahl zuckte die Kunde durch viel tausend Herzen und nahm das Entsetzen hinweg und die Verzweiflung, — wie ein Blitzstrahl entzündete sie in der Juden Herz die Flamme der Freude, daß sie in unsäglichem Jubel hoch aufloderte zum

Himmel. Thränen der Rührung entstürzten den Augen und wieder und wieder umarmten sich Vater und Sohn, Verwandte und Fremde, Freunde und Feinde und Alle lobten den Herrn, der sich so freundlich gezeigt seinem auserwählten Volke. Dann aber stürmten sie fort zu den von den Römern verlassenen Thüren und über die Steintreppen hinab, hinaus aus dem furchtbaren Bau, dessen gewaltige Mauern sie noch vor wenigen Augenblicken nicht mehr lebend zu verlassen wähnten.

Draußen im freien Feld athmete das Volk erst wieder auf, als sei es einem Riesengrab entronnen.*)

Hannas war den aus dem Römerkreis jubelnd hinausstürzenden Genossen langsamen Schrittes gefolgt, beide Arme wie zum Gebet sich erhebend. Dann stand er stille auf dem weiten Plan, blickte zu dem im Freudenrausch zum Himmel jauchzenden Volk hinauf und breitete wie der aus dem Allerheiligsten tretende Hohepriester die Hände aus, als spende er den hohen und heiligen Segen des Herrn über die Schaar der Gläubigen.

Lange stand er so da — lange genug, daß auch unachtsame Augen ihn erblicken mußten, ihn, welchem Jerusalem die Wiederherstellung seiner Reinheit verdankte, ihn, der das jüdische Volk vor Krieg und Elend, vielleicht vor dem Untergang gerettet hatte. — Dann schritt er langsam zu den Sitzen des hohen Rathes. Da rief ihn ein Bote zu Pilatus zurück.

Im Begriffe, die Arena zu verlassen, erinnerte sich der Procurator des weißgekleideten Juden, welchen er hatte verhaften lassen, und seinethalben sandte er nach Hannas.

Mit bedeutungsvollem Blick verneigte sich dieser vor dem Procurator.

„Was sprach der essäische Jude vorhin zu dem Volke?“ frug jener!

---

*) Die Grundlage vorstehender Schilderung bildet der Bericht des im 1. Jahrhunderte n. Chr. lebenden jüdischen Geschichtschreibers Josephus, s. Josephus, Ant. XVIII, 3, 1 u. Bell. II, 9, 2.

„Er hat zum Kampf aufgerufen und den Kaiser geläſtert."

„Das haben wohl viele von Deinen lumpigen Glaubensbrüdern gethan!" polterte Pilatus; dann ſagte er, ſich einen Augenblick bedenkend: „Da ich ſie nicht Alle ſtrafen kann, werde ich den Einen auch laufen laſſen."

„Er hat das Volk, welches ich zum Gehorſam ermahnte, zur Empörung aufgerufen. — Der Tod gebührt ſolchem Unterthan!"

„Oho!" lachte höhniſch der Procurator, „Du biſt gar beſorgt um die römiſche Macht, mehr wie ſie ſelbſt! — Jener Jude ſcheint Dir kein guter Freund zu ſein! Ich hörte von dem Offizier, daß er mehr als uns Römer, Dich geſchmäht hat! Ich laſſe ihn frei, Dein Henkersknecht mag ich nicht ſein! Gehe!"

Doch Hannas ſtand regungslos. Daß der Eſſäer das von ihm Wahrgenommene bei den Juden verbreiten und ſeinem reinen Namen den Makel des Landesverräthers anhängen würde, ſah Hannas beſtimmt voraus. Beſſer ſchien ihm, einen ſolch' gefährlichen Feind bei Seite zu ſchaffen — ja auf alle Fälle war es beſſer! —

Nach kurzem Beſinnen antwortete er: „Dein Verſtand iſt ſcharf, Procurator! Wohl bin ich Jenem nicht Freund, aber ſprich, haſt Du nicht ſelbſt ein Zeugniß nöthig vor Deinem Kaiſer, daß Du aus freien Stücken die Rücknahme der Signa anbefohlen? Scheint es nicht Jedem, der von Ferne ſieht, als hätteſt Du, eingeſchüchtert durch die furchtbare Ueberzahl der Juden, dem Drängen nachgegeben und wäreſt zur Rücknahme des Befehls gezwungen worden?"

Pilatus runzelte die Stirne, unbeirrt aber fuhr Hannas fort: „Haſt Du auch nur verſucht mit Deinen Waffen die Juden wegzutreiben? Haſt Du nur einem einzigen Widerſpänſtigen ein Haar gekrümmt? Gute Freunde werden wohl dem Kaiſer bald erzählen, wie wenig Du für ſeine Herrſchaft thateſt, wie Du ſein Bildniß von den Juden beleidigen ließeſt, als ſei es die Fratze eines armſeligen Sklaven. Thue was Du willſt, aber mich laſſe es nicht

entgelten, wenn Anderen es als eine Schwachheit erscheint, was Du aus Nachgiebigkeit gethan!“ Damit verbeugte sich Hannas und schien weggehen zu wollen, doch der Procurator hielt ihn zurück.

„Deine Zunge ist glatt und spitz, verfluchter Priester, sie sticht wie eine Schlange. War nicht das Judenvolk hier in meiner Hand? Ein Wink von mir und Tausende hätten sich in ihrem Blute gewälzt!“

„Ein Wink? Ja! Aber thatest Du ihn? Nachgegeben hast Du dem trotzigen Volk und wenn es ruchbar wird, daß Du sogar den Essäer begnadigt hast, der das Volk vor Deinen Augen zum Kampfe aufreizte — dann fürchte Deines Kaisers Zorn!“

„Genügt denn eines Juden Haupt, um jede falsche Deutung auszuschließen?“

„Ich glaube ja — doch rasch, Herr, mußt Du handeln. Jetzt gleich, ehe noch jene Tausende, welche sich nur langsam durch die engen Thüren drängen, die Arena verlassen haben, strafe den Empörer! Unter Trompetenton und lautem Ruf: Jedem Empörer gehört der Tod! laß' ihn richten und alle Welt wird erkennen, daß das Volk in Deiner Gewalt war. Sende Du selbst Bericht an Deinen Herrn und lege als Siegel der Wahrheit den Urtheilsspruch über den Empörer bei.“

Finster blickte Pilatus zu Boden. Was lag ihm am Blute eines Juden! Nichts! Gar nichts! Aber daß er dem schlauen Priester innerlich Recht geben mußte — daß er, der Procurator, sich heute wie gestern von ihm leiten lassen sollte wie ein Kind, das wurmte ihn in seinem Stolz und doch — der Jude hatte Recht! Langsam wandte sich Pilatus und winkte einen Diener herbei: „Laß den Gefangenen vor mich bringen! Eile!“

Spornstreichs lief der Bote und einige Augenblicke später wankte der alte Essäer, von zwei Bewaffneten geführt, über die Sandfläche daher. Wo war die Zornesgluth, welche vorhin noch aus Samuel's Augen sprühte? Die Lippen, welche vor allem Volke den falschen Priester so heftig des Verraths geziehen — sie erbebten,

als der altersschwache Blick den Todfeind Hannas an der Seite des Procurators sah.

„Gott stärke mich!“ betete Samuel, aber kaum trugen die zitternden Kniee seine abgezehrte Gestalt. Wirr hing der eisgraue Bart über die braune Brust herab und die spärlichen silberweißen Locken des Hauptes glänzten in der Sonne.

„Er ist alt,“ sagte der Procurator in etwas bedauerndem Tone zu Hannas.

„Um so weniger kürzest Du sein Leben,“ gab der Angeredete zurück.

Pilatus' Blick streifte mit halb feindlichem, halb scheuem Ausdruck das kalte Gesicht des Priesters, dessen fürchterliche Ruhe ihm fast unheimlich wurde. Dann aber winkte er rasch entschlossen einem seiner Offiziere und ertheilte Befehle.

Plötzlich schmetterte abermals laut und scharf ein Tubasignal durch die Arena und Bestürzung ergriff die noch auf den Treppen befindlichen Juden, denn die Angst malte ihnen vor, von Neuem drohe Unheil von den Römern.

Pilatus setzte sich auf den Richtstuhl, als der Gefangene zwischen seinen Wächtern vor ihn trat.

Im tiefsten Kummer, ein Bild des Jammers, erhob Samuel das Auge fragend zu dem Procurator. Doch dieser wich mit finsterer Miene seinem Blick aus.

Da sah der Greis zu Hannas hinüber, der an Pilatus Seite stand — ein eisiger Strahl aus des Priester's grauen Augen traf ihn — und sein Blut stockte in den Adern. Haß und Hohn, und die Wollust der Schlange, welche das harmlose Beutethier mit ihren boshaften Augen anstarrt, ehe sie sein Blut trinkt, lag in des Priesters Blick.

Sprachlos zuckte Samuel zusammen — sein Schicksal hatte er in Hannas' Augen gelesen. Pilatus sprach:

„Den Kaiser hast Du beschimpft und Deine Genossen zur Empörung aufgerufen! Solchen Frevel sühnt nur der Tod. — Er soll Dir werden!“

Starr hatte Samuel dem Procurator ins Gesicht gesehen, während er sprach, aber der Inhalt seiner Worte blieb ihm unverständlich. Da wiederholte ein Dolmetscher den Urtheilsspruch und zitternd sank der Greis in den Sand; flehentlich streckte er dem harten Richter die runzeligen Arme entgegen und hob sprachlos die thränenden Augen zu ihm auf. Dann aber durchzuckte ein fürchterlicher Schmerz seine Seele, vorstürzend sank er nieder zu des Procurators Füßen und rief mit vor Thränen fast erstickter Stimme:

„Mein Weib! Mein Kind! — Schone mein altes Haupt, schone es um ihretwillen! Wenige Tage hat mir Gott nur noch verliehen — laß' mich sie leben! Bei Deinen Göttern, bei Allem was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich, laß mich leben! — Nein nicht für mich — nicht für mich!" stammelte er weiter, „nur mein Weib soll nicht erfahren — schone sie, spare ihr den Schmerz!" —

Weinend wie ein Kind flehte der Alte und selbst Pilatus konnte sich der Rührung nicht ganz erwehren. Zu Hannas sah er hinüber, aber dessen kalter Blick fragte nur: „Warum handelst Du nicht?"

Auf des Procurator's Wink rissen die Wächter den vor seinen Füßen im Staub liegenden Greis zurück und Pilatus, welcher rasch zu Ende kommen wollte, rief nochmals das Todes-Urtheil: „Jedem Empörer den Tod!" Die Trompeten erklangen und alle Dolmetscher, die sich noch auf den Treppenstufen befanden, riefen es nach: „Jedem Empörer den Tod!"

Zwei Reihen Soldaten vereinigten sich zu einem den Gefangenen und dessen Wächter umschließenden Kreis und als das Haupt des halb bewußtlosen, im Sande knieenden Essäers über ein auf den Boden gestütztes Schild gelegt war, zog einer der Liktoren das Beil, schwang es wiegend vor dem Kopfe des Verurtheilten und — schlug es tief in den Hals desselben ein. Ein Blutstrom schoß hervor und übergoß das weiße Gewand — ein zweiter Hieb und in den Sand rollte das greise Haupt.

Entsetzen malte sich auf den Gesichtern der Juden, welche

von Weitem das grausige Schauspiel angesehen hatten, und schleunigst eilten sie aus der Arena. Pilatus hatte schon vor der Urtheilsvollstreckung die Rennbahn verlassen, bald schritten auch die letzten römischen Soldaten durch das Thor. — Auf der weiten sonnbeschienenen Fläche der Arena lag die blutüberströmte Leiche des Greises.

Lautlos nahten die Essäer, und ihre weiße Schaar stellte sich still betend in weitem Kreis um den todten Bruder. „Gott hat Dich aufgenommen auf die Insel der Seligen! Ruhe aus im ewigen Glück!“ So sprach Elia leise zu dem verblichenen Freund und eine Thräne zitterte in seinen buschigen Wimpern. Dann hüllten die Brüder die irdischen Reste des so jäh Dahingegangenen in einen weißen Mantel und trugen sie fort aus dem heidnischen Bau, hinaus ins Lager und bestatteten sie in geweihter Erde.

„Allvater im fernen Himmelreich, empfange den Sohn mit freundlichem Arm! Seine Seele ist sündig und knieet im Staub vor Deinen Füßen, Du flammender Gott! Doch was ihr fehlt an fleckloser Reinheit — verstoß' ihn nicht drum zur Kälte der Hölle! —

Hab' Mitleid mit Deinem sündigen Sohn und zieh' ihn liebend ans Vaterherz!“ —

So sangen die Brüder, als sie den Bruder begruben. —

X.

Aus düsterem Felsenschlund am Fuß des mit ewigem Schnee bedeckten Hermongebirges sprudelt des Jordans Quelle. Südwärts eilen ihre Wasser; durch öde Hochebenen und sumpfige Teiche fließen sie dem lieblichen Gennesar-See zu, auf dessen blauen Wogen die weißen Segel der Fischerboote dahingleiten wie die Sommerwölkchen am Himmelszelt. Weiter treibt's den Fluß. Erst durch fruchtbares Hügelland, dann durch rauhe Steinwüsten windet er sich im engen Thal, zu unzähligen Krümmungen gezwungen. Ueberallhin bringen seine gelben schlammigen Fluthen Leben und Wachsthum in überschwenglicher Fülle. Unter dem schattigen Laubdach dunkler Oleander, deren Kronen oft lange Strecken weit dem Fluß entlang zu einer undurchdringlichen Decke verwachsen sind, sprießen die Blumen und finden die Thiere Schutz vor den versengenden Sonnenstrahlen. Wilder Wein rankt sich an stämmigen Maulbeerbäumen empor, und ausgedehnte Wiesen bieten zahlreichen Ziegen- und Schafheerden Nahrung.

Bald verwehrt hoch aufragendes Röhricht dem Auge den Anblick des jenseitigen Ufers, bald umrahmt schwellendes Moos den ruhig dahingleitenden Fluß, in dessen langgezogenen Wellen die Weiden ihre Aeste baden.

Den Abhang deckt dichtes Buschwerk, dann und wann von Akazien und Tamarisken durchbrochen und von stolz niederschauenden Palmen überragt. Baumhohe Cactuspflanzen mit gelben Blüthen und köstlichen Früchten krönen die felsigen Ränder des üppigen Jordanthals. Zu beiden Seiten der Schlucht aber, welche

der Fluß sich im Laufe vieler Jahrtausende gegraben, dehnt sich meilenweit die öde steinige Wüste. —

Zum Untergang neigte sich die Sonne. In schwarzblaue Schatten gehüllt lag schweigend das tief eingeschnittene Thal, und nur die felsigen Höhen erglühten wie von innerem Feuer noch im Abendroth, als eine kleine Schaar in lange Kameelshaarkutten gekleideter Männer an der östlichen Seite der Thalschlucht hinanstieg und dann pfadlos hinschritt in die kahle steinige Wüste.

Langsam verfolgten sie ihren Weg wie Arbeiter, die vom Tagwerk ermüdet heimziehen, und nur wenige halblaute Worte wurden gewechselt. Nur einer der Männer, welcher dann und wann am Gespräch theilnahm, bemühte sich nicht, seine tiefe volltönende Stimme zu dämpfen, und wenn er redete, verstummten sofort seine Gefährten und hörten ihm zu.

Die stolze Haltung des großen hageren Mannes, die Würde, die in seiner Sprache lag und die Ehrerbietung, welche seine Begleiter gegen ihn zeigten, ließen in jenem den Meister, in diesen seine Schüler erkennen.

Nach halbstündigem Gange erreichten die Männer eine langgestreckte Felswand, die von vielen Klüften und Rissen durchsetzt war und an mancher Stelle, bis zum Grund gespalten, auseinander klaffte. Eine dieser gewaltigen Klüfte zeichnete sich von Weitem vor den übrigen aus, denn der Spalt, welcher die Felsmasse trennte, besaß eine auffallend schräge Richtung, gleich als ob eine riesige Axt das Gestein durch einen schief geführten Schlag gespalten habe.

Hierher lenkten die Wanderer ihre Schritte, denn seit Monaten schon diente diese höhlenartige Kluft ihnen zum Nachtlager. Die überhängende Wand gab ihnen Schutz vor dem Regen und das Feuer, welches einer der Männer am Eingange der Höhle entzündete, hielt die Raubthiere fern, welche Nachts den Wüstensaum durchstreifen. Viel Raum stand den Bewohnern der Höhle freilich

nicht zur Verfügung, doch erweiterte sich die Kluft innen ein wenig, so daß die Männer bequem ihre Nachtruhe darin halten konnten. Einfach genug war der Hausrath, denn außer einigen Töpfen, in welchen die Speisen bereitet wurden, barg die Höhle nur eine aus Moos bereitete Lagerstätte.

Nicht viel Mühe hatte der jüngste der Männer, gleich seinem Rabbi Johanan geheißen, mit der ihm übertragenen Bereitung der Mahlzeit. Drei Steine legte er in das Feuer und stellte einen Topf darauf, welcher mit Wasser gefüllt war. Letzteres hatte der braunlockige Jüngling, dann und wann von seinem Bruder Jakob unterstützt, in zwei großen Thonkrügen aus dem Thal heraufbringen müssen, da kein Wasser in der kahlen Steinwüste zu finden war. Brod, Salz und einige auf dem Wege gepflückte würzige Kräuter warf Johanan in das siedende Wasser und das Mahl war bereitet. Als der dampfende Topf vom Feuer weggenommen und auf den Boden in der Mitte des Höhlenraumes gestellt war, erhoben sich Alle.

Der Meister verließ sein in der Tiefe der Höhle befindliches Lager und trat hervor in den Kreis seiner Genossen. Vom Eingange der Kluft her warf das Feuer seinen zuckenden röthlichen Schein auf die hohe Gestalt, deren ernste Züge ein weit über die entblößte Brust herabwallender, wirrer schwarzer Bart umrahmte. Geistige und körperliche Qualen hatten den kraftvollen Mann heimgesucht und unverkennbare Spuren in dem tiefgefurchten Antlitz zurückgelassen. Aber die hageren Glieder trugen ungebeugt das stolze Haupt. Zuckte der Feuerschein über die tiefgebräunten Züge, so war es, als flammten Blitze aus den dunkeln Augen, und trotz der ärmlichen Kleidung erschien die düstere Gestalt von einer königlichen Unnahbarkeit.

Langsam und mit lauter tiefer Stimme sprach der Rabbi das Abendgebet: „Gott, allmächtiger Herr! Deine Knechte bedürfen des Brodes, um ihren elenden Leib zu erhalten, damit sie nicht hingehen in ewige Verdammniß, ehe sie Zeit zur Buße gehabt. Wir sind nicht werth, daß Deine Gnade unser sündiges Leben verlängere;

willst Du uns strafen nach unserm Verdienst, so zerschmettere uns mit Deinem Strahl!“

Er hielt inne. Tiefe Stille herrschte in der dunkeln Höhle und leise nur knisterten die Funken im halberloschenen Feuer. Dann sanken die Männer wieder auf die Kniee und schickten lautlos ihr Dankgebet hinauf zu dem gewaltigen Herrn über Leben und Tod.

Kaum hatten sie ihre Andacht beendet, als ein Geräusch die Augen Aller dem Höhleneingang zuwandte, und rasch ergriff der demselben zunächst Befindliche große Steine, welche als Waffen gegen etwa eindringende Wüstenthiere stets bereit lagen. Diesmal aber entglitten die Felsbrocken unbenutzt seinen Händen, denn eine menschliche Stimme bat um Einlaß.

„Wer Du auch seiest, Fremdling,“ rief der Meister aus der Höhle hinaus, „Du bist uns willkommen, denn wer das Gebet des Andern achtet, betet mit in seiner Seele!“ Der also Begrüßte trat näher heran und sprach:

„Friede sei mit euch! Dank Dir für Deinen Gruß! — Johanan, den das Volk den Täufer nennt, suchte ich.“ Als der Angeredete zustimmend nickte, fuhr der Fremde fort: „Meinem Leib bietest Du eine Ruhestätte, verschaffe auch meiner zweifelnden Seele Ruhe und Frieden!“

Hell flackerte das wiederangefachte Feuer auf, als der Meister dem Ankömmling entgegentrat und ihm die Hände zum Gruß reichte. Die beiden Männer sahen sich prüfend in die Augen, dann küßte der Täufer die Stirn seines neuen Schülers Jeschua ben Joseph.

* * *

Früh, ehe die Kraft der steigenden Sonne den Fuß des Wanderers erschlafft, verließ die kleine Schaar ihren Zufluchtsort, durcheilte raschen Schrittes die hügelige steinige Fläche und stieg dann hinab in das noch im Morgennebel schlummernde Jordanthal.

Johanan der Täufer und Jeschua schritten voraus in ernstem Gespräch. Während des Letzteren Gemüth trotz des widerwärtigen

Schicksals, das ihn verfolgte, mild und freundlich geblieben war, hatte der Täufer in wechselvollerem Lebensgang die Schlechtigkeit der Welt schwerer erdulden müssen und war bitter geworden, bitter bis in den Grund seines Herzens. Sein edler aber heftiger Sinn, der sich weigerte, schlecht zu sein mit den Schlechten, welche über ihn Macht hatten, und der sich nicht scheute, offen gegen die hohen Missethäter aufzutreten, hatte ihm schlimme Früchte getragen.

Das alte Mittel beleidigter Machthaber: eine ungerechte Anklage brachte ihn in's Gefängniß. Doch es gelang ihm, seinen Peinigern zu entrinnen, aber unauslöschliche Wuth gegen die scheinheiligen Sünder trug er mit sich fort in seinem Herzen. Rathlos, planlos und obdachlos umher irrend, hatte sich des Flüchtlings eine unsägliche Verachtung gegen die sündige Menschheit bemächtigt, die ihm nicht werth schien des Bodens, den ihre Füße berührten. — Abgeschieden von der Welt lebte er Monate lang gleich den essäischen Einsiedlern in einer Höhle der judäischen Wüste, sich nur von Kräutern, Heuschrecken und wildem Honig nährend, und unter Kasteiung und Selbstpeinigung brütete er Tag und Nacht über die Ursache der Niederträchtigkeit der Menschen und des Elends, das Gott auf Erden duldet.

Endlich entwickelte sich aus seiner verbitterten Weltanschauung ein klarer Gedanke. Aus der Mißachtung, welche Johanan für die Menschheit fühlte, entsprang für ihn die Ueberzeugung, daß gerade diese Schlechtigkeit des Volkes Israel von Gott durch das Elend der Zeit und das schimpfliche römische Joch gestraft werde. Und tausendfaches Echo fand der Gedanke in des Einsiedlers starker Brust: „Entreiße das Volk dem Pfuhl seiner Sünde und die Strafe des Herrn wird aufhören und er wird endlich den lang verheißenen Messias schicken, der Davids Reich wieder aufbaut in alter Herrlichkeit!“

Im Büßerkleid predigte er am Saum der Wüste dem herbeieilenden Volk, welches einen wiedererstandenen Propheten Elia oder Jesaja in ihm sah, denn vor seiner Riesengestalt im fremd-

artigen Gewand und den Vorwürfen seiner Donnerstimme beugte sich Alt und Jung in tiefster Ehrfurcht. So war es gekommen, daß in wenig Monden der Ruf des Wüstenpredigers durchs ganze Land schallte, und selbst die Schriftgelehrten und Priester aus Jerusalem in die Wüste kamen, um den neuen Propheten zu hören und sich taufen zu lassen.

Neben dem riesigen Asketen im dürftigen Büßergewand erschien Jeschua in seinem dunkelblauen Mantel, an welchem bei jedem Schritt neckisch die vier herabhängenden Quasten hin und her schaukelten, wie ein verwöhntes Weltkind. Er erzählte dem Täufer, daß er, durch Hannas' Bosheit aus der ersehnten Laufbahn eines Rabbi hinausgestoßen, vergeblich nach einer seine Seele ganz befriedigenden Lehre gesucht habe, weder Pharisäer noch Sadducäer, weder Essäer noch die ägyptischen Therapeuten hätten ihm die wahre Religion geboten. Rathlos irre er seit seiner Rückkehr aus Aegypten im Land umher, jetzt aber, als der Ruf des Wüstenpredigers an sein Ohr geklungen, sei er mit Freuden hierher geeilt und hoffe bei ihm endlich die wahre Gotteslehre zu finden.

„Du hast Recht gethan!" erwiderte der Täufer, als Jeschua seine Erzählung schloß. „Scheinheilige sind sie Alle, die Priester und ihre Helfershelfer, die das Volk belügen mit ihren selbsterfundenen Lehren und Gott betrügen wollen mit ihren blutigen Opfern! Alle sind sie auf falscher Bahn und rettungslos gehen sie dem Untergang entgegen, wenn sie nicht Buße thun und von Grund aus mit dem sündigen Leben brechen. — Ziehe mit mir als Freund und Genosse, damit wir dem Herrn die Wohnung bereiten in den von Sünde gereinigten Herzen der Juden!"

Freudig ergriff Jeschua die dargebotene Rechte: „Zwei sind stärker als einer im Kampfe für Gottes Reich. Laß mich Dein Freund, laß mich Dein Schüler sein!" —

Noch ehe die Männer ganz bis zum Flusse hinabgestiegen waren, sandte der Täufer zwei seiner Begleiter Jordan aufwärts, zwei andere abwärts im Thal, damit sie die Bewohner der nächsten

Dörfer und Jeden, der ihnen begegnete, aufforderten zu dem Täufer an das Ufer des Flusses zu kommen und seine Worte zu hören.

Am Jordan angelangt, stiegen vier andere Jünger Johanan's in ein Boot, um auch jenseits des Flusses die Leute herbeizurufen.

Gegen Abend erst kehrten die Abgesandten zurück und mit ihnen viel Volk, Männer und Weiber, Alte und Junge, Gläubige und Neugierige; und zahlreiche Fischerbarken brachten die Bewohner des anderen Ufers zu dem Versammlungsort.

Ein buntes Gewimmel bevölkerte bald die von Wald eingefaßte Wiese, deren Rand die Fluthen des Jordans bespülten. Die weißen, in ewiger Bewegung befindlichen Kopftücher der Frauen stachen grell ab von den braungelben Gesichtszügen und den kohlschwarzen Haaren, während die rothen und blauen, durch einen Ledergürtel zusammengehaltenen Gewänder freundlich zusammenstimmten mit dem Grün der Wiese und des Waldes.

Viele Frauen trugen kleine Kinder auf den Armen, weil sie dieselben nicht allein zu Hause lassen konnten, und versahen sie mit mütterlicher Nahrung, doch hinderte diese Pflichterfüllung die Mütter keineswegs, regen Antheil an den Gesprächen zu nehmen, welche durch das Zusammentreffen so vieler Bewohner der Umgegend eine Fülle von Stoff erhalten haben mußten.

Spärlicher waren die Männer vertreten. Berufsarbeiten oder die Abspannung, welche der redlich Schaffende am Abend verspürt, hielten gar Manchen ab, der sonst wohl gekommen wäre, aber dennoch zählte die Versammlung viele kraftvolle Fischergestalten mit unbekleideter Brust und kurzem, nur bis zu den nackten Beinen reichendem Wollenhemd und es fehlte auch nicht an Männern, welche ihren langen Gewändern und weißen Kopftüchern nach dem Hirtenstand angehörten.

Einer der Hirten, der seine in der Nähe weidende Heerde nicht verlassen konnte, hatte diese zur Freude der anwesenden Jugend mit hergebracht und munter tummelten sich Lämmer und Kinder auf der Wiese.

Endlich erschien Johanan, der sich vorher in den Wald zurückgezogen hatte, begleitet von seinen Jüngern. Ernst aber erhobenen Hauptes um sich blickend, durchschritt er die Reihen der Versammelten und bestieg einen weit in das Wasser hinausragenden moosbewachsenen Felsen am Ufer des Flusses.

Das allgemeine laute Gespräch verstummte und Jeder suchte sich eilig einen guten Platz. Da die Wiese vom Ufer gegen den Wald etwas anstieg, auch hin und wieder durch kleine Erhöhungen und bemooste Felsen unterbrochen war, so fanden Viele rasch passende Sitze. Andere eilten auf die weit am Ufer emporgezogenen Schnäbel der Fischerboote zu und wählten hier ihren Platz und die am wenigsten Glücklichen blieben stehen oder setzten sich auf den Boden nieder, in weitem Kreisbogen den Prediger umgebend.

Ruhig stand dieser auf seinem Fels und schaute hinweg über die Köpfe der beweglichen Menge. Endlich, als sich das Gemurmel noch immer nicht legen wollte, erhob er gebietend die Rechte. Die männliche Würde, welche die ernste Gestalt umgab und der befehlende, fast drohende Blick machten sichtlichen Eindruck auf die Versammelten und sofort verstummten auch die redseligsten Schwätzer.

In gemessenem Ton begann Johanan zu sprechen, aber bald riß ihn das Feuer seines Geistes fort; lauter und lauter wurde seine Stimme und immer gewaltiger die Macht seiner Rede.

Vergangener, glücklicher Zeiten gedachte er, welche Israel verlebt und seine Worte athmeten Bitterkeit und Trauer über das jetzige Elend und sehnendes Verlangen nach dem von dem Propheten verheißenen Messias-Reich. Dann aber begann er nach der Ursache des göttlichen Zornes zu fragen, welcher auf dem Lande laste. Und nun war es, als spräche Jehovah selbst aus dem Munde des fürchterlichen Anklägers, welcher mit Donnerstimme dem Volke seine Niederträchtigkeit und Zügellosigkeit vorhielt, die der Herr strafe mit harter Hand. Entsetzliche Beispiele von Grausamkeiten der Römer erzählte er und schilderte das Stöhnen so viel tausend Gekreuzigter, die Hülferufe der Verbrannten und Gemarterten mit so

grausiger Natürlichkeit, daß viele der Zuhörer in lautes Weinen ausbrachen, denn gar Manche von ihnen hatten theure Familienglieder in solch schrecklicher Weise verloren. Das Alles aber sei nur ein Vorspiel der Strafe, mit welcher der zürnende Gott, dessen Geduld jetzt erschöpft sei, Israel bedrohe.

Mit leidenschaftlichen Worten forderte der Asket seine Zuhörer auf, durch Geiselung und Enthaltung von sündigen Freuden den Zorn Gottes zu besänftigen und ein neues Leben zu beginnen, voll Ehrfurcht vor dem Gewaltigen über den Wolken. Als Zeichen ihrer Reue sollten sie herbeikommen zu ihm und in den Fluthen des Jordans stehend, der ihren Leib reinigt, auch die Seele von Sünden reinigen durch das reuvolle Geständniß ihrer Laster.

Den Hoffährtigen aber und den Verstockten, welche seinen Mahnruf mißachten, rief er zu mit dröhnender Stimme: „Nieder in den Staub, erbärmliche Kinder der Sünde, daß euch der Messias wie Würmer zertrete, wenn er flammend daher fährt über das Land! Eure stolzen Nacken, die es verschmähten, sich in Buße zu beugen, wird er knicken wie schwaches Rohr und euer Hirn umherspritzen wie die Wassertropfen! — Noch ist es Zeit zur Buße; aber wenn des Herrn fürchterliche Rache urplötzlich hereinbricht, wenn eure Knochen brechen im zermalmten Leib und des Himmels Feuer euch die sündigen Glieder sengt, dann wird eurer Seele Aufschrei gellend verhallen in der ewigen Nacht. Darum in den Staub, sündige Kreaturen — bereuet und büßt!“

Tiefes Schweigen lag über der ganzen Versammlung. Es war, als schwebe Gottes Geist über ihren Häuptern und halte die Waagschale des himmlischen Gerichts. Längst hatten die Kinder ihr fröhliches Spiel verlassen und erst staunenden Auges, dann ängstlich sich zu ihren Müttern flüchtend, den furchtbaren Worten des Propheten gelauscht. Leises Schluchzen weinender Frauen durchzitterte die Luft, fragend sah einer den anderen an, aber Niemand rührte sich, um der Aufforderung des Täufers nachzukommen.

Da drängte sich, die vor ihm Stehenden zur Seite schiebend,

ein junger Mann in den Kreis und rief leuchtenden Auges: „Taufe mich, Rabbi, und nimm den Fluch der Sünde von meinem Herzen!“

Ein beifälliges Gemurmel brauste durch die Reihen und hier und dort trat Einer hervor und rief: „Taufe mich!“ „Mich auch!“ „Mich auch!“ schallte es aus dem Gewühl der Menschen.

Jener aber, der zuerst gesprochen hatte, war Jeschua, und als seine Worte erklangen, welche die Schüchternheit der Versammelten gebrochen hatten, wie der sausende Thauwind des Winters Eis, da blitzte es freudig auf im Auge des Täufers. Jeschua aber warf das Gewand ab und schritt hinein in die im Abendroth glänzende Fluth. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, denn auf seinem edlen, von weichem Bart umflossenen Antlitz strahlte der Sonne Gold wie ein himmlisches Feuer. Als die Fluthen seine Brust umspülten, frug Johanan, der über ihm auf dem Felsen stand, mit lauter Stimme: „Bereust Du in der Tiefe Deines Herzens was Du wider Gott gesündigt hast?“

„Ja ich bereue es und bitte Gott um Gnade,“ erwiderte der im Wasser stehende Täufling.

Da beugte sich Johanan zu ihm nieder, schöpfte Wasser mit der hohlen Hand und goß es aus über Jeschua's Haupt, daß es in strahlenden Perlen herabrieselte an den langen Locken, dann sprach er weihevoll: „Das Wasser reinigt den Leib, aber die Buße reinigt die sündige Seele! — Ziehe ein, Herr der Welt, in dieses reine Herz!“ —

So taufte Johanan noch an fünfzig Männer und Weiber und längst war die Sonne hinter den Höhen hinabgegangen, als das heilige Werk vollendet war.

Allmählich hatten sich die Reihen der Versammelten gelichtet, Getaufte und Ungetaufte zogen heimwärts, viele in ernster andächtiger Stimmung. Der Hirt trieb seine Lämmer weiter und ein Boot nach dem anderen verließ das Ufer. Als das letzte abgestoßen war und die eintönigen Ruderschläge in dem lang

hinziehenden Rauschen des Flusses verhallten, brach auch der Täufer mit seinen Genossen auf.

Die Schatten des Abends hüllten schon das Thal, weiße Nebel tanzten über der Wiese und silbern zitterte des Mondes Glanz auf dem leise gleitenden Strom. —

Tag für Tag zog Johanan mit seinen Jüngern aus der Höhle am Wüstensaum hinab an den Jordan und predigte bald weiter stromab, bald aufwärts am Flusse und Jeschua zog mit und half den Jüngern bei ihrem Werk,*) aber seine grübelnde Seele hatte den Frieden noch nicht gefunden.

Wohl konnte Gottes Reich nur auf bußfertigen Herzen gegründet werden, wie sie der Täufer verlangte, aber das genügte Jeschua nicht. Ein Vater, der nur Strenge gegen seine Kinder zeigt, erwirbt Gehorsam, doch keine Liebe! Aber das strenge Gemüth des Predigers aus der Wüste kannte das Wort „Liebe" nicht, hatte doch die Welt ihm niemals Liebe gezeigt, selbst seiner Mutter harter Sinn hatte der Liebe Keim ihm nicht in's Herz gepflanzt, als es noch jung und bildsam war. Die Bosheit der Menschen, welche ihn verfolgten, Hunger und Durst, die er im Gefängniß erlitten, hatten jegliches weiche Gefühl in des Täufers Busen erstickt.

Mehr als einmal versuchte Jeschua im Gespräch mit Johanan, der ihn auszeichnete vor den andern Jüngern, diesen von der Unzulänglichkeit seiner Lehre, die nur Buße verlange, zu überzeugen, aber der Täufer gab ihm die abweisende Antwort: „Du kennst die Menschen nicht! Nicht mit Ruthen — nein mit Scorpionen sollten die Elenden gezüchtigt werden, denn nicht Gott, nicht die Liebe, nein nur der schmutzigste Eigennutz regiert ihr Herz!"

---

*) Daß Johanan in dem Täufling nicht den künftigen Messias erkannte, ergibt sich daraus, daß er später seine Jünger zu J. schickte und fragen ließ: „Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?" und daß er sich mit seinen Jüngern Jeschua nicht anschloß.

Endlich aber konnte dem Täufer doch nicht verborgen bleiben, daß sich Jeschua von seinen Gefährten mehr und mehr zurückzog und umherging, wie ein Träumender. Eines Abends, als er das Mahl verschmähend draußen vor der Höhle geblieben war, suchte ihn der Täufer und fand ihn abseits auf einem Felsen sitzend, das Haupt in beide Hände gestützt.

Jeschua's Gedanken schweiften in weiter Ferne. In's Elternhaus waren sie eingekehrt, denn nur dort im Mutterherzen wohnte die Liebe, die reine uneigennützige, welche er anderwärts vergebens gesucht hatte. Enttäuscht auch von der Lehre Johanan's stand er wieder allein, denn Niemand theilte seine Gefühle. Sollte er gar selbst auftreten als Prediger und das göttliche Reich der allgemeinen Nächstenliebe auf Erden gründen?

Immer und immer kehrten seine Gedanken zu dieser Frage zurück, obwohl ihm schwindelte vor der Größe der Aufgabe. Der Muth zwar fehlte ihm nicht, offen hervorzutreten und sich aufzulehnen gegen die Vorschriften der Priester und Schriftgelehrten, aber wie gering war seine Hoffnung, verstanden zu werden von dem rohen Volk und wie schwer der Kampf gegen die herrschsüchtigen Tempelherren. Doch so herrlich und groß strahlte das Ziel: Bruderliebe und Frieden zu säen zwischen den Einzelnen und unter den Völkern! — Aber wie unendlich klein war die eigene Kraft!

So kämpfte seine Seele einen schweren Kampf. — Hell schien der Mond über das steinige Gefild und die zerrissenen Felsen warfen wunderlich geformte Schatten, als die hohe Gestalt des Täufers sich dem in Gedanken Versunkenen näherte. Aber Jeschua sah ihn nicht. Der Sand knirschte unter den Füßen des Herankommenden, aber Jeschua hörte es nicht. Lange blieb Johanan sinnend vor dem Regungslosen stehen, ehe er ihn in mildem Tone anredete.

„Jeschua! Was fehlt Dir? Welcher Kummer drückt so schwer Dich nieder?"

Wie aus tiefem Schlaf emporgeschreckt erhob der Angeredete hastig das Haupt und blickte verstört um sich.

„Johanan!“

Dieser aber setzte sich zu seinem Schüler auf den Fels und suchte in den vom Mondschein beleuchteten Zügen Jeschua's zu lesen. Eine Weile sprach keiner ein Wort, aber ihre Gedanken begegneten sich.

„Du bist unzufrieden, Jeschua,“ begann endlich der Täufer und gab seiner tiefen volltönenden Stimme die mildesten Laute, welcher sie fähig war. „Du bist unzufrieden mit mir — und mit Dir selbst! — Siehe, als Du kamst, erkannte ich in Deinem Auge, daß Du mehr bist als die Andern und freudig schloß ich Dich in meine Arme, denn ich glaubte einen Bruder gefunden zu haben, welcher das schwere Werk, an dem ich arbeite, mit mir zu theilen berufen ist. — Aber es schmerzt mich, daß Deine Gedanken jetzt andere Wege wandeln als die meinen.“

„Johanan!“

„Ich täusche mich nicht! Du glaubst, mit Liebe dasselbe erreichen zu können, wozu mir Buße und Drohung nöthig erscheinen, aber Du vergißt, daß die Menschen schlecht sind, schlechter als Du denkst. Ehern ist ihre Stirn und grausam ihr Gemüth; hart und scharf muß die Pfeilspitze sein, wenn sie eindringen soll in das versteinerte Herz! Du vergißt, daß der Herr Strafe gesetzt hat auf die Sünde, nicht leere Worte der Ermahnung und daß dem ungehorsamen Kind die Ruthe den Weg weisen muß zu seiner Pflicht! — Glaubst Du, ein Räuber würde sein Opfer eher verschonen, wenn er weiß, daß der Richter die Palme des Friedens schwingen und ihm eine Predigt über die Nächstenliebe halten wird, als wenn er das scharfe Schwert der Vergeltung drohend über seinem Haupte blitzen sieht und die Worte hört: „Wehe dem Mörder! Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ — Nein Jeschua, Deine Lehre ist gut für die Engel, aber hülflos gegen die furchtbare Macht der Sünde!“

„Das Gift der Rache trübt Deinen Blick, Johanan", erwiderte Jeschua, „Du kannst nicht vergessen, was schlechte Menschen an Dir gesündigt haben. — Und doch sind nicht Alle schlecht! Nicht alle Thiere des Waldes nähren sich vom Blut ihrer Beute. Nicht alle Menschen wollen das Böse und meiden es blos um der Strafe willen. Wenn Einer dem Weib eines Anderen nachstellt, um sie zu begehren, aber die Furcht vor Entdeckung und Strafe hält ihn zurück, — hat er dann nicht doch die Ehe gebrochen in seinem Herzen? Wenn ich die Hand ausstrecke zum Diebstahl und ziehe sie nur zurück, weil Leute kommen, die mich dem Gericht überliefern würden — habe ich dann nicht doch in meinem Herzen den Diebstahl begangen? Habe ich weniger gesündigt als ein Anderer, der ungestört seinen Raub ausführen konnte?

Wer das Gute thut nur um des Lohnes willen, der hat es gar nicht gethan, und wer die Sünde unterläßt um der Strafe willen, der hat doch gesündigt! Die Hunderte, die Du getauft, Johanan, und die im Ernst Du bekehrt hast, werden doch in ihrem Herzen die Sünde tragen so gut wie zuvor und trotz Deiner Taufe werden sie niemals Kinder heißen des allgütigen Vaters!"

Der Täufer fuhr heftig auf. „Streng ist der Herr und verlangt Gehorsam von seinen Geschöpfen, so lehren uns die Propheten, und wenn die Sünde vertilgt ist durch die Furcht vor der rächenden Hand des Allmächtigen, so wird ein milderer Geist auch Liebe pflanzen in die reinen Herzen der gehorsamen Menschen!"

Traurig schüttelte Jeschua den Kopf. „Gott ist nicht hart gegen seine Geschöpfe und grausam gegen die, welche sich in der Verirrung von ihm abwenden. Siehe, seine Sonne leuchtet über Gerechte und Ungerechte und er läßt sie untergehen am Abend und sendet den Mond, dessen mildere Strahlen den Schlaf nicht rauben von dem müden Auge. Gott ist gütig und liebt uns, seine Kinder, und wenn wir uns lieben wie Brüder, wenn wir dem erhabenen Gebote Hosea's folgend, auch unsern Feinden Gutes

thun, ja wenn wir sie lieben gleich Bruder und Schwester, dann ist die Sünde vertilgt und jeglicher Haß, und Gottes Geist wohnt schon auf Erden in der Menschenbrust!"

„Unsere Wege streben nach demselben Ziele," antwortete der Täufer rauh. „Warum sollten wir nicht zusammengehen? Gehorsam gegen Gott und Buße für die Sünde bereiten Gottes Reich; möge die Liebe, die Du ersehnst, das Werk vollenden!"

Jeschua schwieg nachdenklich, aber der Täufer drang in ihn: „Willst Du helfen, Hand in Hand mit mir das verkommene Volk zur Reue zu führen, damit der Herr sich wieder seiner erbarmt?"

„Ich kann nicht! Denn soviel der Himmel höher ist als die Erde, ist mein Weg höher als der Deinige!"

Ungestüm erhob sich Johanan. „Wie Du willst!" erwiderte er gereizt. „Doch wer zu hoch steigt, fällt leicht herab. Hüte Dich!"

Mit raschen Schritten kehrte der Täufer in die Höhle zurück, Jeschua aber blieb die Nacht im Freien. Als der Tag gekommen und Johanan mit seinen Jüngern sich anschickte ins Thal zu ziehen, trat Jeschua hinzu, reichte dem finster dreinschauenden Täufer die Hand und sagte: „Dank für Deine Gastfreundschaft! — Möge Dein Werk gelingen — ich werde das meine versuchen. Stehen wir am Ziel einstmals vor Gottes Angesicht, so mag er selbst entscheiden, wessen Weg der rechte war. Leb' wohl!"

Unbeweglich stand der Täufer, aber heißer floß das Blut ihm ins Herz und wie Wetterschein zuckte es in seinen dunklen Augen. Doch er bezwang sich und sagte, Jeschua's Händedruck erwidernd: „Mögst Du die Welt so finden, wie Du denkst! — Leb' wohl!"

Jeschua wartete, bis die Männer verschwunden waren, dann ging auch er langsamen Schrittes dem Jordan zu.

XI.

Die von der Rosenstadt Jericho nach Jerusalem führende vielbegangene Straße überschreitet in steilen Windungen aufsteigend das judäische Gebirg. Je höher der Wanderer gelangt, um so rauher und schattenloser wird sein Weg. Statt der Rosenhecken und Palmenhaine begränzen steinige Abhänge und schroffe Felswände zu beiden Seiten die Straße. Immer mehr tritt der Pflanzenwuchs zurück, und gegen die Paßhöhe zu entdeckt das suchende Auge kaum noch hin und wieder ein dürftiges Grashälmchen in den Felsenritzen, sonst sieht es nur den blendenden Himmel und das in wilden Zacken zu ihm aufstarrende, sonndurchglühte nackte Gestein. — Scheu sich umblickend in der gottverlassenen Gegend eilt der Wanderer rasch bergab den freundlichgrünen Gefilden der Ebene zu und athmet erst wieder auf, wenn die öde Steinwüste weit hinter seinem Rücken liegt.

Droben auf der Paßhöhe zweigt sich nordwärts ansteigend ein wildes Thal ab, welches selten eines Menschen Fuß betritt. Schroff und kahl sind die Felshänge zu beiden Seiten und wo sie zusammentreffen im Thalgrund, bleibt nur Raum für einen schlecht erhaltenen, auf längere Strecken hin mit Geröll überdeckten Pfad.

Dieses abgelegenen Thälchens erinnerte sich Jeschua, als er den Täufer verlassend nach einem einsamen Ort suchte, an welchem er, fern vom Geräusch der Welt, Einkehr halten könne bei sich selbst, um seinen Entschluß, gleich Johanan predigend vor das Volk zu treten, zur Reife zu bringen und bis in's Kleinste noch einmal die Waffen des Geistes zu überdenken, mit welchen er der Lehre von der Nächstenliebe zum Siege verhelfen wollte wider den scheinheiligen Opferdienst der Priester und Pharisäer.

Als er vor mehreren Wochen von Jerusalem über Jericho zum Jordan hinabgestiegen war, um jenseits desselben den Täufer aufzusuchen, hatte er im Vorüberwandern das einsame Hochthal mit flüchtigem Blick gestreift; nun kehrte er zu ihm zurück. Wie sich Jeschua abwandte von der staubigen Heerstraße und in die Seitenschlucht einbog, ward es mit einem Mal todtenstill um ihn. Kein Zuruf der Kameeltreiber, kein Peitschenknall drang von der karavanenbelebten Paßhöhe bis hierher, aber vergebens lauschte auch das Ohr nach dem traulichen Flüstern der Blätter und dem Murmeln eines munter dahineilenden Baches. Still, todtenstill ragten die zackigen Felsgipfel in die blaue Luft und sahen so drohend hinab auf den einsamen Wanderer, der mit dem Schall seiner Tritte die Grabesruhe des Thales störte, daß er sichtlich zusammenschrack, wenn ein Stein, den sein Fuß losgetreten, polternd den Abhang hinunterkollerte.

So gut, wie das ewig rollende Meer, der tobende Sturm und der dröhnende Donnerschlag hat auch die lautlose Stille der Einsamkeit ihre Schrecken und schwer hält es dem an belebte Straßen und fröhliche Menschen gewöhnten Weltkind das Grauen abzustreifen, das ihm die himmelhohen Felsen und die regungslosen Steinwüsten einflößen, die ihn im wilden Felsgebirg umgeben.

Aengstlich sieht er empor zu den gewaltigen, für die Ewigkeit gebauten unbeweglichen Zacken, ob sie nicht niederstürzen; scheu blickt er um sich, denn er glaubte ein Geräusch vernommen zu haben und doch — es war nur Täuschung! Still, todtenstill ist's. Da tönt es schon wieder an sein lauschendes Ohr, das auf's Aeußerste angestrengt den Lauf des eigenen Blutes in den Adern vernimmt, aber der Horchende erschreckt und sucht die Quelle des Tones außerhalb in der lautlosen Umgebung. — Jetzt löst sich wirklich an der Felswand ein Steinchen und springt in lustigen Sätzen hinab. Niemanden schadet es, aber der Schall und die sichtbare Bewegung in der so todesruhigen Natur treiben dem

einsamen Wanderer den Angstschweiß aus den Poren und lassen stürmisch sein Herz klopfen ob der geringfügigen Ursache.

Allmälig gewöhnt sich des Menschen Gemüth auch an die Einsamkeit und die Stille der Wildniß, aber ehe den Weltmüden die gesuchte Ruhe erquickt, muß er Tage der Aufregung überwinden, bis ihm die Einsamkeit einsam und die Todesruhe still erscheint. —

Jeschua war über eine Stunde weit im Thal aufwärts geschritten und schaute sich nun nach einem Zufluchtsort um, der ihm als Wohnung dienen könnte. Der westliche Abhang erhob sich stufenartig einer zackengekrönten Riesentreppe vergleichbar in des Himmels Blau, durchfurcht von zahlreichen, zum Theil tief eingeschnittenen schmalen Schluchten. In letzteren deckte spärliches Grün den Fels, denn die vorspringenden Klippen ließen die versengende Sonne nur wenige Stunden des Tages in die Einschnitte dringen und in manchen derselben sammelte sich so viel Wasser, daß es kleine Bächlein bilden konnte, welche, auf dem Grund der Schluchten niederrieselnd, Pflanzen und Thiere vor dem Sonnentod behüteten.

Zu einer dieser Schluchten lenkte Jeschua seine Schritte. Mühselig stieg er den Abhang hinan und wählte sich hoch über dem Thalboden eine passende Stelle der Schlucht zur Wohnung. Ein überhängender Fels gewährte Schatten und Schutz vor Regen, und Wasser lieferte der leise murmelnde Bach, der sich wie ein Silberfaden herabzog von der Höhe des Berges und unten im Thal einen kleinen Tümpel bildete, dessen Wasser nicht weiter floß, sondern spurlos im Sande versiegte.

Zunächst durchstreifte Jeschua seine neue Heimath, denn die Sorge um genügende, wenn auch spärliche Nahrung ließ ihn nicht rasten. Während oft lange Strecken weit der Fuß nur nackten Fels berührte, zeigte sich bei näherer Besichtigung, daß es an manchen Stellen der Schluchten doch recht kräftig grünte und blühte unter dem Einfluß des Wassers und Schattens. Bald ent-

deckte Jeschua Cactuspflanzen, deren hohe Stiele köstliche Früchte trugen und an Brombeersträuchern mit dunkeln Beeren war hin und wieder kein Mangel. Auch eßbare Wurzeln mancherlei Art fanden sich, aber die Thierwelt schien den Ort nicht zu lieben; außer dem kleinen Gewürm, welches den Boden belebt, sah Jeschua nur wilde Bienen und Heuschrecken um die Blüthen schwirren und dann und wann ein Kaninchen über die Felsen huschen. Es währte lange, bis er einen kleinen Vorrath an Nahrung gesammelt hatte und schweißtriefend zu seiner Wohnstätte zurückkam. Nachdem noch die aus einigen Steinen gebaute Feuerstelle mit dürrem Reisig versehen und das Lager aus mitgebrachten Blättern bereitet war, konnte sich der einsame Mann endlich der Ruhe überlassen. —

Und während die ewigen Sterne herableuchteten in seine dürftige Wohnung, versenkte ihn das gleichförmige Murmeln des Baches in tiefen, traumlosen Schlaf.

* * *

Schon manche Woche war dahin gegangen seit Jeschua's Ankunft in dem öden Hochthal der judäischen Wüste. Allein mit sich und seinem Gott führte er ein Leben nur seinen Gedanken geweiht. Die spärliche Nahrung, welche ihm Früchte und Wurzeln boten, schützte seinen Leib vor Hunger, aber der durch das ewige Grübeln und die todtenstille Umgebung erregte Geist zehrte an seinen Kräften. Kein schwatzhafter Mensch, selbst kein singender Vogel hatte ihn gestört, und dennoch fand sein Geist nicht die gesuchte Ruhe.

Stundenlang saß Jeschua fast regungslos draußen auf einem vorspringenden Felsen am Rande der Schlucht und ließ seine Augen über die traurige Steinwüste schweifen und seine Gedanken über die fernen Nebel der Zukunft. Der großen Propheten gedachte er oft, welche mit göttlicher Macht Wunder verrichtend einherzogen — so hatten die Priester ihn gelehrt in den Schulen — und dem Volke den Weg zeigten; er dachte der dräuenden Worte Johanans, vor deren Gewalt selbst hochmüthige Pharisäer Jerusalem's

sich Buße versprechend gebeugt hatten. — Wie die Propheten, wie der Wüstenprediger wollte er kämpfen gegen die Sünde, aber seinen Weg waren sie nicht gewandelt. Gutes mögen sie gewollt und gewirkt haben, aber das Beste kannten sie nicht: Die Nächstenliebe nur vertilgt die Sünde, welche die Eigenliebe geboren!

Wie der wärmende Sonnenstrahl die Blüthen öffnet und Millionen Keime belebt, so dachte Jeschua, muß der Geist der Liebe, den er verkünden wollte, die Herzen öffnen und die guten Triebe aufwecken, welche geschlummert, denn gut ist das Geschöpf im Herzensgrund, das ein allgütiger Gott geschaffen. So klärten sich mehr und mehr Jeschua's Anschauungen über die Welt, ihre Fehler und Sünden und überall sah er im Geist die Sonne der Liebe siegen über die Nacht der Selbstsucht. Aufjauchzend zum Himmel in Begeisterung für sein herrliches Werk erfüllte ihn unendlicher Dank gegen den Allgütigen, daß er ihm Kraft gegeben, ein Werkzeug zu werden in seiner Hand.

Aber es kamen auch Stunden und Tage, an welchen der Kleinmuth seine Seele erfaßte. Denn was die gewaltigen Propheten, denen Gott selbst seine Hand lieh, nicht vollbracht — würde es ihm gelingen? Selbst die mächtige weithindröhnende Stimme des Wüstenpredigers besaß er nicht, wie konnten seine Worte eindringen in die Herzen der herbeigeeilten Schaaren, wenn ihr Ohr sie nicht vernahm? Wie klein und schwach kam er sich vor dem Täufer gegenüber! Hülflos und verlassen, geschmäht und verlacht zu werden vom Volk, ja verstoßen zu werden von den Thüren der Schulen — das stand ihm bevor! Und so erstickten die trübsten Gedanken das Feuer der Begeisterung, das ihn oft kurz zuvor durchglüht hatte.

Dann schalt er sich feige und unwürdig des göttlichen Amtes und legte sich Bußen auf für seine sündige Schwäche. Wenn ihn der nackte Rücken schmerzte von den Hieben mit dem Brombeerzweig und der leere Magen nach tagelangem Fasten vergebens Nahrung heischte, dann ward Jeschua ruhiger, zufriedener mit sich selbst und hoffte,

auf immer jene Schwächen überwunden zu haben. Doch es war Täuschung. Von Neuem stets kehrten sie zurück.

Einstmals hatte er nach Stunden bitteren Kampfes mit jener sündigen Zaghaftigkeit dreitägiges Hungern seinem von der elenden Nahrung und früherem Fasten schon so abgezehrtem Leibe auferlegt und nur mit Mühe vermochte er nach einer durchwachten Nacht seinen von Fieberfrost geschüttelten Körper hinaus zu schleppen zu seinem gewöhnlichen Ruheplatz, einem Felsblock am Rande der Schlucht. Starr vor sich hinstierend, achtete er kaum darauf, als plötzlich aus dem Thal her das Geräusch von Menschenstimmen und anschlagenden Pferdehufen an sein Ohr drang. Gleichgültig, als ginge ihn weder dies noch das Treiben der ganzen Welt etwas an, sah er eine kleine Karavane das Thal heraufziehen, welche von der Heerstraße kommend auf diesem selten betretenen Weg wohl eines der nördlich des Gebirges gelegenen Dörfer erreichen wollte, ohne zu dem weiten Umweg über Jerusalem gezwungen zu sein.

Zwei Reiter, bärtige Männer, auf kleinen schwarzen Pferden eröffneten den Zug; hinter ihnen ritt auf einem Kameel zwischen Zeltstangen und Waarenballen sorgfältig festgebunden eine Frau, welche auf ihrem Schooß ein kleines Kind trug, eingehüllt in ein dunkelblaues Tuch, dessen Enden um ihren Nacken geschlungen waren. Mehrere mit Waaren und mancherlei Hausgeräthen hoch bepackte Kameele bildeten nebst ihren nebenher gehenden Treibern den Schluß der Karavane.

Alle Männer waren der Räuber wegen, welche das ganze judäische Gebirg unsicher machten, wohl bewaffnet. Die Voranreitenden trugen blinkende Dolche und vom Gürtel herabhängende Schwerter, während die Kameelführer mit Wurfspießen und Lanzen bewaffnet waren.

Mühsam schleppten sich die vom langen heißen Weg ermüdeten Kameele daher, aber als sie in die Nähe des Wassertümpels kamen, der sich im Thalgrund gerade unterhalb der Wohnstätte Jeschua's befand, schnaubten sie mit hoch erhobenem Kopf und weit geöffneten Nüstern die Luft ein und ohne Zuruf der Führer wurde

mit einem Male der Schritt der Karavane so überaus lebhaft, daß die Frau auf ihrem hohen, schwankenden Sitz angstvoll aufschrie und sich krampfhaft an den Waarenballen, zwischen denen sie saß, festhielt.

Endlich war der kleine Teich erreicht und jetzt bedurfte es aller Anstrengung der Männer, die Thiere zurückzuhalten, damit sie nicht schnurstraks an das Wasser liefen, um ihren Durst zu stillen, weil dabei die hochaufgepackten Waaren in Gefahr kamen herabzufallen. — Mit seinem Stab berührte jeder Treiber die Vorderbeine seines Kameels, worauf dieses sofort niederkniete und von der Last befreit werden konnte. Ein zweiter Schlag mit dem Stab und das Kameel erhob sich wieder und ging spornstreichs nach dem Wasser. Den Pferden wurden die Ledersättel abgenommen; nun konnten auch diese den Durst stillen und dann los und ledig, wie die Kameele, in der Nähe grasen. Für die Menschen ward in der kleinen Schlucht, in welcher der Bach herabrieselte, ein Zelt hergerichtet, denn die glühenden Strahlen der immer höher steigenden Sonne schienen bald bis auf den Grund des Bergeinschnittes.

Drei spitze Pflöcke schlugen die Diener schräg in den Boden, pflanzten in der Mitte eine der mitgebrachten Zeltstangen auf und über das straff angezogene Seil, welches die Pflöcke mit der Spitze der Stange verband, wurden die Schatten gebenden Leintücher gespannt, unter welchen die meisten der Ankömmlinge alsbald verschwanden. Einer zündete noch in der Nähe des Zeltes ein Feuer an zur Bereitung des Mahles und ein Anderer jagte die zu weit abseits gegangenen Pferde wieder nach dem Teich zurück.

Von seiner Anhöhe herab sah Jeschua Alles, was da unten vorging. Auf dem grauen Fels wäre es selbst Dem schwer gefallen seine Gestalt zu erkennen, welcher von seiner Anwesenheit wußte, aber keiner der Angekommenen hatte eine Ahnung, daß außer ihnen noch irgend ein anderes menschliches Wesen in diesem öden Thale weile.

Gleichgültig hatte Jeschua das Herannahen der Karavane bemerkt, nun blickte er mit überlegenem Lächeln nieder auf das geschäftige Treiben derer, die so viel zu sorgen hatten für ihren armseligen Leib. Dann aber versank er wieder in ein dumpfes Brüten, denn die immer von Neuem auftauchende Schwäche seines Willens und seiner Kraft erfüllte ihn mit Verachtung vor sich selbst.

Unsäglich unglücklich kam er sich vor, denn jetzt, nachdem er alles irdische Glück preisgegeben, sein Elternhaus verlassen und die Hoffnung auf ein friedlich ruhiges Dasein, jetzt, an der Schwelle seines längst geträumten Berufes als Retter des versinkenden Volkes — bebte er im Gefühl seiner Schwäche vor der Ausführung zurück! Seine Zuversicht auf die Möglichkeit des Gelingens schwand und da ihm die Kraft fehlte es zu stützen, begann das ganze Gebäude seines Strebens zu wanken.

Scheu flogen seine Gedanken hin und her; nirgends fanden sie Hülfe! Nicht bei Gott, zu dem er unzählige Male vergebens um Stärkung gefleht hatte, nicht bei den Menschen, denn nur Spott würden sie ihm bieten, ihm dem machtlosen, in sich selbst des Haltes entbehrenden Propheten. — Wie eine Schlange schlich der Gedanke durch seinen Sinn:

„Wenn ich daheim geblieben wäre und hätte Gott still in meinem Herzen gedient, hätte gearbeitet wie meine Brüder, so wäre mir wohl auch das Glück hold gewesen und Ruhe und Zufriedenheit würden jetzt in meiner Brust wohnen! So aber habe ich Alles weggeworfen und irre einsam in der Wüste —“

Da schallte munteres Lachen herauf aus dem Karavanenzelt, Jauchzer, Citherklang und fröhlicher Gesang. Schmerzlich berührt wandte sich Jeschua ab und ging tiefer in seine Schlucht zurück. In einem Winkel auf der nackten Erde kauernd suchte er seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben und das Gehörte zu vergessen, aber vergeblich sagte er sich, daß jene weltliche Freude, deren Aeußerung soeben sein Ohr berührt, Nichts sei gegen das Glück einer Gott ergebenen Seele, vergebens versuchte er in seinen

Gedanken jenem fröhlichen Lachen einen gezwungenen häßlichen Ton zu geben und sich darüber zu täuschen, daß es die Sprache glücklichen Sinnes war, denn kein Glück gibt es ohne Gott und zum Lachen reizen göttliche Gedanken nicht. — Aber da klangen von Neuem die Stimmen so munter und fröhlich aus dem Zelte herauf, daß der bittere Neid hineinschlich in des armen Einsiedlers zerrissenes Herz. Das war nicht der Ton der Sünde, sondern harmloser reiner Freude, die nur die Zufriedenheit erzeugt!

Nun vermochte Jeschua seiner Augen Quell nicht mehr zu dämmen, leise tropfte Thrän' auf Thräne herab in seinen wirren Bart. Dann aber bäumte sich plötzlich sein Stolz der heranziehenden Reue entgegen. „Gott, Du theilest die Güter der Welt, gib mir das himmlische Glück! Weltlust zu erringen habe ich für immer verschmäht. Nicht zum Genusse Deiner Schöpfung will ich mein Leben verbrauchen, sondern Dir selbst gehören mit Leib und Seele, Dich will ich anbeten und Dir allein dienen!" *)

So betete Jeschua in stürmischer Inbrunst und verjagte die Versuchung, die sein Herz umschlich. Schwer hatte er gerungen, mit Schweiß bedeckt war sein Leib und unstät blickten seine vor Aufregung glänzenden Augen. Jetzt aber verlangte sein ermatteter Körper gebieterisch nach Nahrung und Ruhe, denn die Schwäche drohte ihn zu überwinden und schwarz wurde es vor seinen Augen. Drei Tage hatte er sich gelobt zu fasten von jeglicher Nahrung, die Zeit war um, aber vergebens tasteten seine unsicheren Hände nach Speise.

Die geistigen Qualen, die ihn gepeinigt und das plötzliche Erscheinen der Karavane hatten seine Gedanken zu sehr gefesselt und er hatte vergessen in der Morgenfrühe neue Früchte zu sammeln. Jetzt aber lag die Mittagssonne vernichtend auf dem Berg und sicherer Tod wäre der Lohn des verwegenen Beginnens gewesen, hätte Jeschua es gewagt, seinen ermatteten fieberkranken Leib

---

*) Matth. 4, 9, 10.

hinauszuschleppen und unter den sengenden Strahlen stundenlang auf den kahlen Steinhalden umherkletternd nach Nahrung zu suchen, denn was in der Nähe gewachsen, hatte er längst gesammelt.

Als Jeschua mit irrem Blick vergebens in seiner Wohnstätte nach Eßbarem gespäht hatte, überlief ein Zittern seinen ganzen Körper. „Gott, Gott, Du strafst mich hart! Härter als ich es gethan! — Noch bis zum Abend hungern — es ist schrecklich!“

Da fiel sein hülfesuchender Blick in's Thal hinab und neben dem Zelt sah er bläulichen Rauch aufsteigen und die Knechte saßen um das Feuer und bereiteten das Mahl. Ein schmerzlich bitterer Zug flog über Jeschua's Antlitz, aber er überwand mit Riesenkraft den gebieterischen Trieb der Selbsterhaltung, der ihn drängte Nahrung zu suchen bei den fröhlichen Menschen da unten. Abwehrend streckte er die Hand vor und wandte das Auge ab von dem verführerischen Anblick. „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern ein Wort des Herrn kann ihn erhalten*)“, sagte er sich hinweghelfend über jene Versuchung die von Gott verlängerte Fastenstrafe abzukürzen.

Aber noch immer hatte er die innere Ruhe und Zufriedenheit nicht errungen, welche doch sonst das Ertragen selbst auferlegter Bußen ihm verschafften.

Trost und Stärkung suchend irrte sein Blick umher; von der starren Erde schwang er sich aufwärts zum blauen Himmel, der so freundlich grüßend niederschaute. Ein mildes Lächeln flog über Jeschua's Züge, denn dort oben wohnt ja der Herr, dem er sein Leben dankte, dem er es opfern wollte in eifrigem Dienst. Dort vom Himmel herab schaute jetzt Gottes Auge nieder auf den treuen Sohn, der zu ihm aufblickte und um Hülfe bat. So klar und lieblich lächelte das herrliche Blau aus der Höhe! — War das ein Gruß vom himmlischen Vater? Doch zu unstät schwankten noch Jeschua's Gedanken hin und her, um in solch lieblicher Vorstellung Ruhe zu finden. — Sie flogen andern Weges. Starrer

*) Matth. 4, 4.

blickte er hinauf in das weite Gewölbe, da schien ihm als verlöre das Blau seinen freundlichen Ton. Gleichgültig strahlte es nieder auf die Erde, so todtenstill und regungslos wie die öden Felsen der Wüste. — So spannte sich der Himmel schon in lichtem Blau über die Erde, als sie noch ein Paradies war, und nun strahlt er über die sündigen Völker — wie damals — heiter und blau!

„Was bist Du, Himmel? Gleichgültig lächeltest Du nieder unzählige Male auf grausige Schlachtfelder und so hoch das Blut auch spritzt, Dein reines Blau hat es nie befleckt! Was bist Du? Gleichgültig spannt sich Dein glänzendes Dach über das unglückliche Israel — gleichgültig sahst Du nieder auf die Tausende, welche von den heidnischen Römern unschuldig gekreuzigt und verbrannt wurden. — Hast Du die brechenden Blicke gesehen, welche die Unglücklichen, Rettung flehend, zu Dir sandten? Hast Du die heißen Gebete gehört, die letzten Seufzer aus dem Munde der zu Tod Gequälten? Hast Du Dein Antlitz verhüllt vor so entsetzlichem Jammer und mit Deines Blitzes Gewalt die Missethäter zerschmettert?

Nein! — Nein! Gleichgültig lächelst Du nieder in ewigem Blau auf die sterbenden Opfer: „Was blickt ihr betend zu mir herauf? Helft euch selber. — Kein Gott ist über mir!“

„Kein Gott ist über Dir?“ Entsetzt über den frevelhaften Gedanken sprang Jeschua auf und erhob flehend die Arme zum Himmel. Regungslos, gleichgültig in tadellosem Blau wölbte sich die ungeheuere Kuppel.

„Gott, mein Gott! Verlaß mich nicht! Dein Werk ist's, das ich thue; wenn Du mich nicht schützest mit starkem Arm, bin ich verloren! Wenn Du mir nicht beistehst mit Deiner göttlichen Macht wie den alten Propheten, so werde ich verhöhnt und verjagt und all' meine Anstrengung ist vergebens! Gott, der Du über dem Himmel thronst, hörst Du mich? — Hält mich Dein Arm, wenn ich strauchle? — Führt mich Deine Hand, wenn ich

irre? — Du schweigst? — Leih'st Du mir Deine Kraft Wunder zu vollbringen, wie die Propheten gethan? — Gott, Gott! Gib mir ein Zeichen, daß Du über mich wachest!"

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Jeschua, an allen Gliedern zitternd vor ungeheuerer Erregung, nach jeder Stelle des weiten Domes. — Aber das Gewölbe des Himmels öffnete sich nicht, gleichgültig, als sei nichts geschehen, lächelte es nieder in heiterem Blau. — Da ergriff wilde Verzweiflung Jeschua's fieberkrankes Herz und zum Himmel empor schleuderte er furchtbare Worte: „Kein Gott ist über Dir? Lenkt Niemand unser Geschick? Ist es nur Zufall, wen das Unglück trifft und wen das Glück? — Schreit soviel ungerecht vergossenes Blut vergebens auf zum Himmel? Kein Gott ist über dir? Ist es denn werth, ein martervolles Leben zu führen, wenn Du es nicht lohnst im ewigen Paradies? Bist eine Lüge Du, Jehova? Sind wir betrogen alle, die an Dich geglaubt?" — Wüthend ballte Jeschua in rasender Selbstvergessenheit die zum Himmel erhobenen Fäuste. „Dann ist der Tag zuviel, den wir uns weiter quälen in Deinem Dienst!"

Wild rollten Jeschua's Augen. Er trat heran an den äußersten Rand der über den Abgrund vorspringenden Klippe. „Gott, wenn Du lebst und wachest über mich, so sende Deine Engel, daß sie mich auf ihren Händen tragen! Sonst mögen meine zerschmetterten Glieder bleichen auf dem harten Fels, denn, wenn Du mein Leben nicht schützest, das ich Dir geweiht, dann mag es auslöschen in ewige Nacht!"

Zum Sprung ausholend setzte er den Fuß zurück — da faßte urplötzlich der Schwindel sein krankes Haupt, es ward Nacht vor seinen Augen und, statt hinabzuspringen in die Tiefe, sank Jeschua am Rand des Felsens nieder auf die Kniee und verbarg sein zitterndes Antlitz in beiden Händen. Ein Thränenstrom entquoll den heißen Augen und seine bebenden Lippen murmelten die Worte Mose's: „Du sollst Gott, Deinen Herrn, nicht versuchen!" *)

*) Matth. 4, 7.

Regungslos, einer Bildsäule gleich, verharrte er lange Zeit in knieender Stellung und es war, als habe der Gedankenflug auch den Geist hinweggeführt. Endlich ließ der schwer versuchte Mann seine Hände von den Augen niedergleiten, die noch immer verstört vor sich hinstarrten, stützte die Arme auf den Boden und wollte sich erheben, aber von Neuem flatterten die Schatten der Ohnmacht über sein Gesicht und bewußtlos sank er nieder auf den harten Fels.

Stunde auf Stunde verrann; in todesähnlichem Schlaf suchten Jeschua's überreizte Geisteskräfte Erholung und Stärkung.

Auch unten im Karavanenlager war es still geworden, denn die Schwüle der von der steigenden Sonne durchglühten Luft hatte Menschen und Thieren die vom nächtlichen Marsch ermüdeten Augen geschlossen. Lang hingestreckt lagen die Kameele neben dem kleinen Teich und auch die Pferde, welche länger als jene weidend umhergewandert waren, hatten sich endlich zur Ruhe niedergelegt.

Musik und Gesang waren längst verstummt, nichts regte sich mehr unter dem weißen Zelt. Zwei Wächter nur standen, auf ihre Spieße gelehnt, am äußersten Rande der Schlucht. Das Entlaufen der Kameele und Pferde sollten sie hindern und die ruhende Karavane vor etwa heranschleichenden Räubern schützen, aber in halblautem Gespräch verwünschten sie ihr überflüssiges Amt, denn die drückende Schwüle fesselte wohl auch die wilden Söhne der Wüste mit den unüberwindlichen Ketten des Schlafes. Bald verstummte auch jenes Gespräch und eine halbe Stunde später verriethen nur zwei an die Felswand gelehnte Spieße die Stellen, an welchen die von Hitze und Müdigkeit überwältigten Wächter zum Schlafe niedergesunken waren.

Todtenstille lag über dem wüsten Thal, kein Windhauch bewegte die glühende Luft, aber höher und höher stieg die Sonne und umhüllte mit ihrem Feuermeer das versengte Land.

* * *

Als sich allmälig die überreizten Nerven Jeschua's erholten, ging die todesähnliche Ohnmacht in tiefen gesunden Schlaf über. Nachklingend tanzten seine Gedanken in wirrem Traum. Er fühlte keinen Boden mehr unter seinen Füßen und rings um ihn her war Luft; doch er fiel nicht hinab in den gähnenden Abgrund, denn Gottes Engel trugen ihn auf ihren Händen, das Himmelsgewölbe über ihm hatte sich aufgethan und ein unsäglich strahlendes Licht sprühte aus dem azurnen Thor. Er sah leuchtende Engelschaaren um sich schweben, höher hoben sie ihn, höher und höher zum Throne Gottes und ein gewaltiger Sang, übertönt von dem Schall der Posaunen, pries Jehova's Herrlichkeit. — Da zerfloß Licht und Schall und es ward dunkel vor seinen Augen.

Jeschua erwachte. Die Sonne hatte ihren Lauf vollendet und bläuliche Dämmerung waltete in dem öden Thal. Die Karavane war aufgebrochen mit Sang und Klang, eine Staubwolke in der Ferne umhüllte Roß und Reiter und die weitausschreitenden Kameele.

Ruhig sah Jeschua den Abziehenden nach und kein bitterer Zug des Neides glitt über sein Gesicht, denn der tiefe Schlaf hatte ihm Geist und Körper auffallend gekräftigt. Im sicheren Bewußtsein, daß keine ähnliche Schwäche ihn künftig wieder in Versuchung führen würde, gewann er frischen Lebensmuth. Bald hatte er Früchte genug gefunden, um seinen Hunger zu stillen, und wie nach einer überstandenen Krisis der kranke, geschwächte Körper auffallend rasch an Kraft gewinnt, so war sein zuvor noch zweifelnder unschlüssiger Geist wie mit einem Male wunderbar gestärkt und zu einem zielbewußt fortstrebenden geworden, der mit äußerster Zähigkeit fortan festhielt an dem betretenen Weg und jeden Augenblick des Lebens dem erhabenen Zwecke opferte.

Aber die schweren Kämpfe in der düsteren Wüste hatten auch den Frohsinn, der noch von Jugendzeiten her in ihm lebte, für immer erstickt. Während der wenigen Wochen war sein Geist gereift und sein Gemüth gealtert, mehr, als viele Jahre ruhigen Lebens es vermocht hätten. Wohl konnte er noch freundlich lächeln und

scherzen mit Jung und Alt, aber ein Lachen, harmlos aus Herzensgrund — glitt nie wieder über seine Lippen.

Wo er ging und stand, stets war er sich seines hohen Zieles bewußt und der Ernst, der ihn von nun an immer umschwebte, bannte jede Vertraulichkeit selbst seiner besten Freunde in strenge Grenzen. Unnahbar blieb er ihnen trotz seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit, abstoßend zuweilen trotz seiner Herzensgüte und es ereignete sich oft, daß mitten im munteren Kreis seiner Genossen eine Wolke über sein Antlitz flog, daß das freundliche Wort, welches er auf der Zunge hatte, plötzlich erstarb vor dem Heranwogen ernster Gedanken. Dann verließ er hastig die fröhliche Gesellschaft, eilte hinaus, ob Tag ob Nacht, und wandelte in tiefem Sinnen lange Zeit allein umher. Nahten sich theilnehmend seine Gefährten, so wies er sie ab, schroff und rauh, und keiner störte ihn künftig in solchen Zeiten.

Was Jeschua gesucht im öden Hochthal: Seelenruhe und Klarheit des Wollens, das hatte er gefunden; jetzt drängte es ihn hinaus in die Wogen des Lebens, fort aus der todten Wüste in den Kampf für den Gott der Liebe. Drei Tage noch gönnte er seinem Körper zur Erholung, dann brach er auf mit der untergehenden Sonne.

XII.

Nordwärts wanderte Jeschua. An Jericho vorüber führt die Straße zur heiligen Stadt; aber er mußte sich sagen, daß diese nicht der geeignete Ort für ihn sei, sein Werk zu beginnen.

Das vom regen Geschäftsgeist getriebene Menschengewimmel hätte einen neuen Rabbi, der etwas Anderes lehrt als die Uebrigen, ganz unbeachtet gelassen. Aehnliches kam viel zu häufig vor, als daß sich Jerusalem darüber erregt hätte. Für die Religion war ja der Tempel da mit seinen Priestern, und wenn das Volk nur die Feste mitfeierte und die Speisegesetze hielt, glaubte es für sein Seelenheil genug gethan zu haben. Wer in der theuren Stadt leben wollte, der mußte tüchtig arbeiten und Geld verdienen —, wem blieb dann noch Zeit, einem unbekannten Rabbi zuzuhören, der in den Vorhallen des Tempels eine Rede hielt? Nein, hier war kein Boden für Jeschua's Lehre!

Es zog ihn nordwärts nach Galiläa, seiner Heimath. Dort war das Volk weniger vom Erwerbsteufel gehetzt, und wie Jeschua glaubte, der für seine Landsleute eine natürliche Vorliebe hegte, besaßen die Galiläer ein gemüthvolleres Herz, als die schlauen Jerusalemiten. Doch nicht in Nazara selbst oder dessen Umgebung wollte er sein Werk beginnen, davon hielt ihn die Scheu vor dem Zusammentreffen mit seiner Familie ab, aber an den Gestaden des Gennesar-Sees, in den lieblichen Fischerdörfern und selbst in der Schule Kapharnaum's hoffte er achtsame und leicht zu begeisternde Zuhörer zu gewinnen.

Je näher Jeschua dem heimathlichen Galiläa kam, um so erregter wurde er, seine Gedanken eilten voraus und malten den

Erfolg seiner Lehren und Predigten mit den glühendsten Farben aus. Erst, wenn er am See weit und breit als Prophet geachtet sein würde, wollte er nach Nazara ziehen und gewiß würde dann der Zorn seines Vaters schwinden, wenn er seinen Sohn so hochverehrt wiedersähe.

Nazara! Welch' süße Erinnerungen an eine glückliche Jugendzeit lagen für Jeschua in diesem Namen. Noch jetzt umschloß Nazara das Theuerste, was er auf Erden besaß. Je mehr er zurückdachte an die vergangenen Tage, um so größer wurde die Sehnsucht, seine Mutter wieder zu sehen, sie heimlich zu sprechen, ehe er den ersten Schritt that, der ihm eine neue Lebensbahn eröffnen sollte. Sein Herz wollte er ihr ausschütten und ihren Segen erflehen zu dem schweren Werke. So lenkte Jeschua seine Schritte westwärts gen Nazara. Endlich gegen Sonnenuntergang des dritten Reisetages kam Jeschua in die Nähe seines Geburtsortes, aber das Wiedersehen der Heimath erweckte in ihm keine freudigen Gefühle, denn freuen kann sich nur, wer sicher ist mit offenen Armen empfangen zu werden.

Sorgfältig war Jeschua den ihm auf der Straße nach Nazara begegnenden Leuten ausgewichen und wenn unerwartet jemand an einer Biegung der Straße ihm entgegen kam, wandte er den Kopf scheu zur Seite. Hatte er es nöthig, sich einem Verbrecher gleich zu verbergen? Welche Sünde hatte er begangen, weil er es nicht wagen mochte, den Leuten in's Angesicht zu sehen? Daß er, wie so mancher unmündige Sohn, wider den Willen seines Vaters gehandelt hatte, die Werkstatt verlassen und in die Welt hinausgelaufen war — galt dies als ein ehrloses Verbrechen? Wohl hatte der Fluch des Propheten: „Wer den Vater mißachtet und verschmähet der Mutter zu gehorchen, dem sollen die Raben am Bache die Augen aushacken“ schwer auf seinem Gewissen gelegen. Aber die wechselvollen Eindrücke seines unstäten Lebens hatten seither jenen Spruch in seiner Erinnerung zurückgedrängt.

Jetzt aber, da ihn jeder Schritt der Heimath näher brachte,

riß die alte Wunde wieder auf und in trüben Gedanken ging er seine Straße, als plötzlich beim Ueberschreiten eines Hügelzuges sich zu seinen Füßen das im Frühlingsschmuck prangende Thal ausbreitete und am gegenüberliegenden Abhang die weißen Häuschen Nazara's im Abendroth erglänzten. Unwillkürlich stand Jeschua still und suchte mit den Augen drüben an der dunkeln Felswand das elterliche Haus; er glaubte es trotz der davorstehenden dichtbelaubten Bäume zu erkennen. Einige Schritte seitwärts der Straße war ein kleines Olivenwäldchen; dort setzte er sich zum Ausruhen nieder und hing seinen Gedanken nach.

Auf der ganzen Reise hatte Jeschua nicht gewagt, sich über sein Verhalten in Nazara Rechenschaft zu geben.

So oft er sich den Augenblick seiner Rückkehr ins elterliche Haus ausmalen wollte, hatte er gewaltsam dem Sinnen eine andere Richtung gegeben, denn er fürchtete sich selbst gestehen zu müssen, daß ihn der Vater vielleicht wie einen Fremden wegschicken würde von seiner Schwelle. Jetzt aber im Angesicht der Heimath drängte die Entscheidung und bald war sie getroffen.

Im Schutze der Dunkelheit wollte Jeschua, um nicht unliebsamer Weise erkannt zu werden — er wußte nicht, daß sein verändertes Aussehen ihn für Fernerstehende, die ihn seit Jahren nicht gesehen, völlig unkenntlich gemacht hatte — nach Nazara hinüberwandern und wenn irgend möglich seine Mutter sprechen, aber allein und ohne daß es der Vater und die Geschwister erführen.

Er hoffte Jemand zu finden, ein Kind etwa, welches ihm als Bote dienen würde, und heimlich der Mutter mittheilen sollte, heute Abend an einem bestimmten Orte fände sie Jemanden, der ihr theuer sei.

Die Sonne war untergegangen und die Dämmerung breitete schon ihre finsteren Arme über das vorher noch so freundliche Thal.

Hie und da leuchtete von Nazara herüber flackernder Feuerschein aus den weitgeöffneten Thüren der Wohnungen und auch

aus dem Häuschen oben an der Felswand grüßte ein freundliches Licht. Doch Jeschua saß noch immer halb träumend am Waldrand.

Die Nacht brach herein. Endlich erhob er sich und eilte hastig in's Thal hinab, um das Versäumte nachzuholen. Das heller und heller werdende Licht des fast gefüllten Mondes zeigte ihm den Pfad.

Es war spät geworden, als Jeschua jenseits des Thales den steilen Zick=Zackweg aufsteigend endlich die ersten Häuser Nazara's erreichte, deren Bewohner schon zur Ruhe gegangen zu sein schienen, denn die meisten Lichter waren erloschen und tiefes Schweigen lag über Dorf und Thal.

Unschlüssig blieb Jeschua stehen. Kein menschlicher Ton ließ sich hören, Niemand befand sich auf der Straße, welchen er als Bote an seine Mutter senden konnte. Was war zu thun? Am nächsten Haus anklopfen und dort seinen Wunsch vorbringen, schien zu gewagt, denn jede Familie des Städtchens war mit seinen Eltern bekannt und wußte wohl nur zu gut, daß ein Sohn derselben in der Welt umherschweife. Aber sprechen mußte er die theure Mutter um Alles in der Welt! — Unwillkürlich schlug er den Weg nach dem Elternhause ein.

Bald ragte die Felswand vor ihm auf, riesengroß, düster und drohend. Das Haus selbst verbargen buschige Olivenbäume, welche am Tag die brennende Sonnenglut abhielten, aber auch jetzt das Mondlicht nicht durch ihre dicht belaubten Aeste dringen ließen. Langsam näherte sich Jeschua. Sein Herz pochte heftig, als er die Zweige auseinanderbog und sein Elternhaus vor sich sah. Nichts war verändert, seitdem Jeschua es verlassen hatte, nur ärmlicher schien es ihm zu sein. Die Bäume aber waren gewaltig emporgeschossen und trugen dichte Laubkronen und hohe Sträucher befanden sich zur Seite des Hauses, wo früher freier Rasen gewesen — der Tummelplatz seiner kindlichen Spiele.

Regungslos blieb Jeschua stehen und ließ die harmlosen Bilder der Jugendzeit an seinem Geiste vorüberziehen. Silbern spielte

das Mondlicht auf der mit Regenwasser gefüllten Cysterne, dann und wann ließ eine Grille ihre eintönige Weise erschallen, und von fernher unterbrach das gedämpfte Bellen einiger Hunde die nächtliche Stille. Die Bewohner des Hauses mußten schon in tiefem Schlafe ruhen; kein Lichtschimmer, der sich durch eine Spalte der Thüre Bahn gebrochen, kein Laut verrieth, daß diese starren Mauern menschliche Wesen beherbergten.

Unschlüssig, was er thun sollte, umschlich Jeschua das Haus und lenkte seine Schritte unwillkürlich derjenigen Seite zu, an welcher sich im Inneren die Schlafstätte der Eltern befand. Um dorthin zu gelangen, mußte er das schützende Dunkel einen Augenblick verlassen und den vom Mondlicht grell bestrahlten Weg kreuzen, ehe er jenseits wieder im Schatten des Hauses geborgen war. Mit raschem Fuß sprang er über den Weg, doch das geblendete Auge erlaubte ihm nicht, sofort drüben im Schatten die Gegenstände scharf zu unterscheiden und unsanft stieß er an einen niederen Zaun, welcher den inneren Hof absperrte und erst im Laufe der letzten Jahre hergestellt worden war.

Das Geräusch, welches jener Anprall verursachte, trieb Jeschua das Blut zum Herzen, und athemlos blieb er stehen und horchte, ob die Bewohner des Hauses wach geworden seien. Doch außer dem ängstlichen Pochen seiner Schläfe vernahm er keinen Laut.

Hier hinter dieser dicken Mauer mußte die gute Mutter ruhen, hier mußte ihr Lager sein, auf welchem sie so manche Nacht um ihn gesorgt. Hier hatte sie ihn gepflegt, wenn er krank war, hier ihn beten gelehrt zum allmächtigen Gott.

Nur einmal möchte sein Auge sie sehen, nur einmal möchte er seine glühenden Wangen an ihre Brust legen, nur einmal aus ihrem Munde hören, daß sie ihm, der ihr so vielen Kummer bereitet, verziehen habe! — So stand er halb träumend, von Sehnsucht ergriffen, — da knarrte plötzlich die Thüre des Hauses — Jeschua erschrack, wie ein Dieb, der sich entdeckt sieht und floh tiefer in den Schatten zurück.

Schritte näherten sich und heftig klopfte Jeschua's Herz, denn eine Ahnung — eine Hoffnung durchfluthete sein Gemüth. —

Da trat eine langsam schreitende Gestalt bei der Biegung des Weges in den hellen Mondschein.

„Mutter! Mutter!“ rief Jeschua hervorstürzend mit bebenden Lippen, umfaßte die erschrockene Frau mit beiden Armen und bedeckte ihr Gesicht mit glühenden Küssen.

„Jeschua! Du bist's, mein Sohn? Mein lieber, lieber Jeschua!“ rief Maria mit vor Freudenthränen halb erstickter Stimme, dann faßte sie des Sohnes Kopf an beiden Schläfen und bog ihn sanft empor, so daß das volle Mondlicht das geliebte Antlitz traf.

Einen heißen Kuß drückte sie ihm auf die Stirn, dann umarmten sich Beide wieder und wieder, bis endlich Jeschua die Mutter zur Seite zog in das nächtliche Dunkel unter der Baumgruppe.

Ein unbehauener Steinblock, der wohl vor Zeiten von der hohen Felswand herabgestürzt sein mochte, diente ihnen als Sitz und schweigend blieben Mutter und Sohn lange Zeit in inniger Umarmung.

Endlich unterbrach Jeschua die Stille.

„Mutter! Mutter! Wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Und Du kommst mir entgegen!“

„Trübe Gedanken hatten mir den Schlaf verscheucht und drinnen war es so schwül; es trieb mich, ich weiß nicht warum, in die helle Mondnacht.“

„Gott selbst hat Dich mir geschickt! Aber warum hast Du so trübe Gedanken, die Dich nicht schlafen lassen? Ist Unglück in unser Haus gekommen?“

„Nein! Der Vater ist wohl und Deine Geschwister schlagen sich gut durch in der Welt, aber die Mutter hat immer ihren Kummer; ihr Herz ist weicher, als das der Anderen. — Ich weiß wohl, was Dich hierhertrieb, Jeschua, wäre ich doch selbst, Gott weiß es aus meinen Gebeten, gar manchmal hinausgeeilt in

die weite Welt, um Dich zu suchen und Dein liebes Gesicht wieder zu sehen — hätte ich gewußt, wo ich Dich finden könnte! Aber ohne Nachricht kamen die Boten zurück, die ich heimlich nach Dir ausschickte, denn der Vater durfte Nichts davon wissen. — Sein Zorn gegen Dich hat sich noch nicht gelegt."

Jeschua antwortete nicht, jedes hing seinen eigenen Gedanken nach.

Regungslose Stille lag unter dem Schatten der Bäume, wie draußen auf dem mondbeglänzten Gefild.

Endlich faßte Maria die Hand ihres Sohnes, zog ihn näher zu sich heran und bemühte sich trotz der Dunkelheit in seinen Zügen zu lesen.

„Jeschua", sprach sie, „was Du gethan hast, habe ich Dir längst vergeben! Auch der Vater wird Dir verzeihen, wenn er sieht, daß es nicht Scheu vor der Arbeit ist, was Dich jetzt treibt, ein so unstätes Leben zu führen, sondern daß Du Dir ein ernstes Ziel gesetzt hast. Ich weiß, daß Du gut bist, und was Du thust, wird kein Unrecht sein vor Gott. Aber erzähle mir Dein Schicksal, seitdem Du aus dem Tempel geschickt wurdest und was Du jetzt vorhast!"

„Mutter, Du weißt, daß ich in heißem Streben die Tempelschule besuchte und mit eisernem Fleiße oft die Nächte opferte, um mir die Weisheit meiner Lehrer anzueignen. Du weißt, wie ich immer tiefer in die Lehren der Propheten eindrang und immer begeisterter wurde von ihrem hohen Sinn, aber immer enttäuschter von dem Zerrbild, das die scheinheiligen Priester unseres Tempels lehren statt des wahren Glaubens, statt der Religion der Liebe, welche alle Geschöpfe regieren soll. — Damals wurde ich durch die Falschheit des Hohenpriesters Hannas wieder hinausgestoßen von der gebahnten Straße der Tempelweisheit, auf welcher das Volk Israel falschen Weg geht und eher zum Verderben, als zu Gottes Reich gelangen wird. Obdachlos trieb ich mich umher, als mir und dem unglücklichen Samuel die Essäer eine Zuflucht

boten. Hier lernte ich wahrhaft fromme Menschen kennen, aber ihre Lehre befriedigte mich nicht. Es trieb mich weiter und der Wunsch, die herrlichen Offenbarungen Gottes in den unabsehbaren Räthseln des Weltalls näher zu verstehen, zog mich nach Aegypten. Dort lernte ich das ewige Walten der Natur erkennen in der Unermeßlichkeit der göttlichen Schöpfung, und selbst der Kreislauf der Gestirne ist mir nicht fremd geblieben. Aber immer fand ich mein Ziel nicht. Die Aegypter haben wohl gute Götter, aber die Religion der Liebe, welche den Erdkreis umfaßt, kennen sie nicht!

Da hörte ich auf der Heimreise von Johanan, Sacharja's Sohn, reden, welcher in hochbegeisterter Weise die hoffährtigen und eiteln Juden, die Gottes Gebote nur äußerlich befolgen, zur Buße trieb. — Wie ein Blitzstrahl fuhr es in meine Seele: Dort findest Du einen Gleichgesinnten, dort kannst Du vereint mit Johanan wirken zum Segen unseres verblendeten Volkes!

Johanan, den sie den Täufer nennen, taufte auch mich mit Wasser, wie seine Schüler und von dem rauhen Manne habe ich vieles gelernt. Aber in ernsten Gesprächen mit ihm wurde es mir klarer und immer klarer, daß das, was meine Seele erfüllt, noch größer, noch erhabener und Gottes würdiger ist, als die rauhe Lehre des Täufers, welcher die Nähe des Messias verkündigt nur für die, welche sich harter Buße unterwerfen.

Nach manchem schweren Kampf in meiner Seele verließ ich den Täufer, denn bestimmt war jetzt mein Weg mir vorgezeichnet: ich selbst, allein auf Gottes Hilfe und meine schwache Kraft vertrauend, will umherziehen im Land und die Religion der Liebe predigen!"

Jeschua hatte anfangs ganz leise, auch später nur mit gedämpfter Stimme gesprochen, trotzdem aber klang das Feuer des gottbegeisterten Streiters aus seinen Worten und als er, hochaufgerichtet vor der Mutter stehend, seine Rede geendet hatte, da zuckte aus dem Auge Maria's ein Strahl mütterlichen Stolzes, und ihren Sohn zärtlich bei den Händen fassend, sagte sie: „Ich

wußte es; was Du thun wirst, kann nichts Sündhaftes sein! Aber verzeihe es der alternden Mutter, wenn sie Deinen hochfliegenden Plänen nicht so rasch folgen kann. Eins nur fühle ich heraus, daß Du, der Einzelne, Dich unserer ganzen Priesterschaft und den mächtigen Pharisäern entgegenstellen willst!“

Jeschua nickte bejahend. Maria fuhr betrübt fort: „Ja, ja! Die brausende Jugend! Kampf und Sieg ist eins bei ihr, aber ich habe schon zu oft erlebt, daß Muth nicht allein zum Ziele führt. Denke an die kühnen Zeloten; sie wollten das Joch der Römer abschütteln, aber sie starben alle den grausen Flammentod und wir — wir seufzen noch immer unter dem römischen Adler! —

Jeschua! Jeschua! es schnürt mir das Herz zu, wenn ich daran denke, daß Dir Schlimmes begegnen könnte, daß Du vielleicht als Lästerer unserer Religion geächtet und von den gereizten Priestern ins Gefängniß geworfen, oder gar — — nein! nein! ich kann's nicht denken!

Thue mir nur das nicht an, Jeschua, laß mich nur das nicht erleben, daß Du, mein innigstgeliebter Sohn, für den ich mein Herzblut hergeben würde, als ein Verbrecher giltst und unser Haus mit Schimpf und Schande bedeckst.“

„Mutter, Du siehst zu trüb!“ rief Jeschua beruhigend. „Ich will nicht mit Waffen kämpfen und Empörung säen, wie die Zeloten, sondern in friedlicher Weise als Lehrer des Volks von Ort zu Ort ziehen und die wahre Gottesverehrung predigen. Nur durch Auslegung der Schrift in anderm Sinne, als es unsere Priester thun, will ich streiten und nichts wünsche ich mehr herbei, als offenen Kampf der Rede mit den Schriftgelehrten vor versammeltem Volke. Wie Blitze sollen meine Worte die Scheinheiligen entlarven und wessen Herz noch unverdorben für das Gute schlägt, um des Guten willen, der wird mir folgen. Statt Gefängniß und Tod wird Ruhm und Ehre meiner warten —.

Also fürchte nichts, Mutter; selbst wenn ich erliege, wird man mich, der nur mit der Rede kämpfte, nicht mit Gewalt strafen." —

„Nein Jeschua! Nein!" rief Maria lebhaft. „Glaubst Du, die Pharisäer werden ruhig zusehen, wenn Du gegen ihre Lehren predigst? Du kennst sie nicht die stolzen geld- und herrschsüchtigen Herren! Anfangs werden sie Dich nur verlachen, dann aber, wenn Du ihrer Macht gefährlich wirst, verfolgen sie Dich mit Steinigung und Schwert! Glaub' mir, Jeschua, das Auge der Mutter sieht scharf — es sieht über Dein Haupt unsägliches Elend kommen — und über das Meine. Jeschua, Jeschua! höre mich. Kehre zurück zu uns, sei wieder unser Sohn. Deinen Glauben will ich Dir nicht nehmen, aber stürze Dich nicht muthwillig in den gefährlichen Kampf, Dich und uns, Deine Eltern in Schande und Unglück! Bleibe hier, mit Freuden wird Dich der Vater wieder aufnehmen, wenn Du von Deinem Treiben lässest und tüchtig arbeitest gleich Deinen Brüdern! Jeschua vergiß nicht, daß es auch Gott dienen heißt in rechter Weise, wenn man seine Eltern ehrt und in bescheidenem Wirkungskreis seine Pflicht erfüllt!"

„Mutter, laß mich, dringe nicht in mich! Es ist zu spät! Mich wieder an die Hobelbank zu stellen in des Vaters Werkstatt — zum Wahnsinn würde mich's treiben und in den Tod! — Mein ganzes Innere bebt meiner hohen Bestimmung entgegen, mit glühender Sehnsucht warte ich des Tages, an welchem ich Gottes Liebe in die Herzen meiner Zuhörer säen kann — aber alle meine Hoffnungen und Träume zu ersticken und statt ein Wohlthäter der Menschheit und der erste Prophet des Volkes zu sein — Bretter zu sägen in der Werkstatt? — Nein, lieber Marter und Tod!"

Maria's Widerstand war gebrochen. Leise weinte sie vor sich hin, umfaßte Jeschua's Nacken und drückte ihre heiße Wange an sein weiches Haar.

Eine Wolke verdunkelte den Mond, regungslos saßen Mutter und Sohn lange in inniger Umschlingung.

Endlich erhob sich Jeschua. „Es ist Zeit, Mutter, daß Du ins Haus gehst, der Vater könnte Dich vermissen; überlaß mich meinem Geschick, es steht in Gottes Hand."

Weinend fiel ihm Maria um den Hals und drückte ihn so fest an ihr banges Herz, als fürchte sie, ihren Sohn auf ewig zu verlieren.

„Jeschua, vergiß Deine Mutter nicht! Komme zurück an unsern stillen Herd, wenn Deine Hoffnungen getäuscht werden. Ich will beten, daß Gott Dich schütze!"

„Er wird mich schützen, denn für ihn ziehe ich in den Kampf! Sei stark, Mutter, und vertraue auf unsern himmlischen Vater! Leb' wohl, leb' wohl!" Stürmisch zog er die Theure an seine Brust und bedeckte mit heißen Küssen ihr liebes Antlitz. Dann wandte er sich zum Gehen, aber Maria streckte flehend noch einmal die bebenden Arme nach ihm aus, noch einmal preßte Jeschua die Mutter in überquellendem Gefühl heftig an sein Herz. Dann riß er sich los, sprang hinaus aus dem Schatten der Bäume und stürmte wie ein Träumender dahin auf der mondhellen Straße.

XIII.

„Hüte Deine Herrin, Klea!“ sagte der Weinschenk, als er aus dem Saale kommend mit seinen leeren Kannen an der Dienerin vorbeistreifte, welche Herodias, die Frau des Herodessohnes Boëthos, aus Rom mit nach Jerusalem gebracht hatte.

„Warum? Was meinst Du?“ gab die Angeredete zurück, aber Jener ließ sich nicht aufhalten und nickte nur von weitem den Kopf zurückwendend mit verschmitztem Lächeln. Klea, neugierig gemacht, ergriff einen der schweren silbernen Körbe, welche mit Trauben, Feigen, Pfirsichen und Datteln hoch gefüllt im Vorzimmer standen und ging in den Saal, in welchem das von Boëthos seinen Brüdern gegebene Gastmahl soeben zu Ende ging. Fast wäre sie zurückgeprallt, so benahm ihr die heiße von Weindunst und einem Uebermaaß der mannigfaltigsten Wohlgerüche erfüllte Luft den Athem, aber an Selbstbeherrschung gewöhnt, überwand Klea den Abscheu, und die feinen Nasenflügel einziehend trat sie näher mit flüchtigem Blick die Tafelrunde überschauend.

„Hüte Deine Herrin“ hatte Glaucus gesagt und wahrlich unnöthig schien seine Mahnung nicht zu sein, denn längst hatte das üppige Mahl die strengen Regeln des fürstlichen Anstandes hinweggeschwemmt, welche die vier ihren Vater überlebenden Söhne des schrecklichen Königs in nüchternen Stunden selbst gegen einander stets zu beobachten pflegten, aber Herodias, des Gastgebers Frau, schien nicht im mindesten verletzt durch das rohe Benehmen der Männer, welche die gewöhnliche Lage bei Tisch auf den weichen Seidenkissen längst aufgegeben hatten und sich in mancherlei Weise auf ihrem Polster wälzten. Im Gegentheil! Während der Wein

des alten Philippus kahles Haupt so schwer gemacht hatte, daß er es rückwärts an die Marmorsäule anlehnen mußte und Boëthos fast theilnahmlos vor den hochgefüllten Fruchtschalen saß, unaufhörlich damit beschäftigt ihren Inhalt zu leeren, schien Herodias mit jedem Becher Cypernweins lebhafter zu werden und aus ihren schwarzen Augen sprühte das Feuer innerer Erregung.

Doch das war es nicht, was Klea's Aufmerksamkeit auf sich zog, denn ihrer Herrin heißblütige Natur war ihr nichts Neues, wohl aber sah die hereintretende Dienerin, wie Herodias, ihr Kommen hörend, hastig den mit zahlreichen Goldspangen geschmückten Arm zurückzog, als habe er an verbotener Stelle geruht.

Klea trat mit der gleichgültigen Miene des Dienenden, der nichts sieht, was für seine Augen nicht bestimmt ist, herzu, füllte mit den Früchten ihres Korbes die vor den Speisenden stehenden, halbgeleerten goldnen Obstschalen und schritt dann schweigend wieder hinaus.

Als der schwere Seidenvorhang hinter ihr leise rauschend zusammenschloß, zauderte ihr Schritt unwillkürlich, doch die Hoffnung die Worte zu verstehen, welche Antipas eben an ihre Herrin richtete, wurde nicht erfüllt; das dichte Gewebe dämpfte zu sehr den Schall seiner Stimme. Wie ein Blitz aber durchzuckte sie der Gedanke: wo hatte Herodias' Arm gelegen, ehe sie ihn so hastig zurückzog? Unmittelbar vor ihr ruhte Antipas, der Fürst Galiläa's und Peräa's. Kleiner als üblich war der Zwischenraum zwischen beiden auf den weichen Polstern ausgestreckten Gestalten — und Antipas, der Tetrarch, wie überglänzte er mit seinen feinen Manieren, seinem lebhaften Charakter und vor Allem mit dem fürstlichen Purpur, welcher seine Schulter bekleidete, Herodias' Gemahl, den fast stumpfsinnigen Boëthos, der nur seinem Magen lebte und als einfacher Privatmann in Rom einen zurückgezogenen, für Herodias zum Sterben langweiligen Haushalt führte!

„Ja, ja," dachte Klea, „wenn meine Herrin ihren Gemahl gegen Antipas tauschen könnte — das gäbe ein Leben an seinem

Hof! Und sie passen zusammen, beim Jupiter, wie für einander geschaffen!“ So sinnend schritt sie im Vorzimmer hin und her, dann und wann stehen bleibend und lauschend, wenn lautes Rufen oder Lachen aus dem Speisesaal heraustönte.

Das Lachen entsprang stets Herodias' Lippen, welche in ausgelassenster Lebhaftigkeit mit ihren Verwandten und besonders ihrem Schwager Antipas scherzte, dessen Gemahlin, die tief dunkelbraune, etwas hagere Tochter des Araberkönigs Aretas, wie es schien wenig Antheil am Gespräch nahm und halb abgewandt vor sich hinschaute.

Sie war der römischen Sprache nur wenig mächtig und konnte dem von Witz sprühenden raschen Geplauder der Herodias nicht folgen, aber wenn schon dies allein ein gewisses Unbehagen in ihr hervorbringen mußte, so steigerte sich dasselbe doch immer mehr zu ausgeprägtem Mißtrauen gegen die schöne Schwägerin, als sie wahrnahm, daß Antipas offenbar großes Interesse an des Boëthos' Frau nahm und sich der Anwesenheit seines eigenen Weibes kaum noch zu erinnern schien, denn Auge und Ohr wandte er fast keinen Augenblick ab von der stolzen Schönheit der Herodias.

Letztere hatte den Pallast, welchen sie mit Boëthos und ihrem Töchterchen Salôme zur Zeit der Feste in Jerusalem bewohnte, ganz nach römischer Art erbauen und ausstatten lassen, dem entsprechend war auch das Gastmahl völlig nach römischer Sitte hergerichtet und die aus Rom mitgebrachten Tänzerinnen, welche bei Beginn des Mahles ihre von Citherspiel begleiteten graziösen Künste zeigten, hatten jedem Theilnehmer einen Kranz auf's Haupt gedrückt. Philippus wollte sich anfangs weigern den Kranz aufzusetzen, aber Herodias rief ihm schalkhaft zu: „Die römische Sitte meint es gut mit Deinem kahlen Haupt, sie läßt Dir Blätter wachsen, wo die Haare fehlen!“ Nun mußte Philippus gute Miene machen zu der bösen Rede und trug eine Weile geduldig den Kranz, später aber legte er ihn zur Seite und bemerkte zu Herodias, welche es ihm wehren wollte: „Lieber keine Haare,

Schwägerin, als solche, die den Kopf kratzen!“ Blank glänzte fortan unangefochten sein kahler Schädel.

„Dir aber steht der Kranz prächtig auf dem lockigen Haar,“ wandte sich Herodias an Antipas, als Klea den Saal verlassen hatte. Sich halb aufrichtend aus der nachlässigen Lage, faßte sie den etwas verschobenen Kranz ihres Schwagers mit beiden Händen und setzte ihn diesem wieder regelrecht auf den Scheitel.

„Den Purpur hast Du, hier Deine Krone, o König!“ rief Herodias mit eigenthümlichem Pathos in römischer Sprache und strich zugleich beim Wegziehen ihrer Hände leise über Antipas' krauses salbenduftendes Haar.

Kaum merklich zuckte dieser unter der Berührung zusammen und warf einen flüchtigen Blick auf seine Umgebung, bevor er antwortete: „Königin des Hauses, Dir gebührt eine doppelte Krone!“ Er nahm den Kranz von seinem Haupt herab, richtete sich knieend empor und setzte ihn der bereits bekränzten Herodias auf, indem er ebenfalls in römischer Sprache beifügte: „Hätt' ich eine bessere zu verschenken, wie gerne würde ich Dein Haupt mit ihr zieren!“

„Du gehst ja nach Rom, wo die Königskronen wachsen — hole Dir eine!“ erwiderte Herodias in schelmischem Tone.

Verschmitzt lächelte Antipas: „Was brauch' ich die Blumen Rom's, finde ich doch die Krone aller römischen Blumen hier in Jerusalem!“

„Bist Du nicht eifersüchtig auf die schönen Römerfrauen, zu welchen Dein Gemahl jetzt reisen wird, liebe Areta?“ wandte sich Herodias in aramäischer Sprache an Antipas' Gemahlin.

Verdrossen aufblickend antwortete diese nicht sogleich, dann sagte sie in abweisendem Tone: „Dort, wo früher der Tag graut, fand er die Gattin, im Lande der untergehenden Sonne braucht er kein Weib zu suchen.“

Antipas sah zu Boden und streichelte mit der Hand seinen wohl frisirten kurzen krausen Bart; dann sagte er mit etwas

sauersüßem Lächeln: „Areta hat Recht, die schönen Römerinen sind es nicht, die mich veranlassen, nach Rom zu gehen, auch ist mein Geschäft dort, wie ihr euch denken könnt, nicht von angenehmer Art."

„Warum mußtest denn Du gerade den Auftrag übernehmen, die Gesandtschaft der Juden zu Tiberius zu führen?" frug Areta spitz.

„Wer sonst hätte es thun sollen?" war Antipas' Antwort. „Es liegt so sehr im Interesse des jüdischen Volkes, daß einer seiner Fürsten beim Kaiser ihm zum Recht verhilft, und nur Philippus oder ich konnten in Frage kommen. Unserm alten Bruder, der so schwärmerisch die Bequemlichkeit liebt, daß er nicht einmal einen römischen Kranz aufsetzen mag, konnte ich doch unmöglich die weite Seereise und die Anstrengung zumuthen, an des Kaisers Festen Theil zu nehmen! — Zudem ist Tiberius mein Freund, und Pilatus — benimmt sich so übermüthig gegen uns eingeborne Landesfürsten, daß ich ihm für des Kaisers Rüge schon sorgen möchte!"

Philippus, der seiner ganzen Länge nach auf dem Rücken lag, den Kopf gegen eine Säule gelehnt, blickte auf, als er seinen Namen nennen hörte, und nickte schläfrig, als Antipas geendet hatte.

„Du hast recht, Bruder, der Procurator treibt's zu arg! Er soll sein Gericht halten und für die Verwaltung sorgen, aber unsern Glauben soll er nicht verspotten — der geht ihn nichts an!"

„Ihr nehmt es aber auch gar zu streng mit euren Glaubensgesetzen", mischte sich Phasael, der jüngste der Brüder, welcher an Geistesträgheit und Schweigsamkeit Boëthos wenig nachstand, in das Gespräch: „Die Votivtafeln, welche der Procurator dem Kaiser geweiht hat, sind doch wahrhaftig keine Götterbilder, die das Gesetz verbietet!"

„Du kennst unser Volk nicht mehr, Phasael! Du lebst in Rom und bist unseren Sitten fremd geworden. Sah'st Du nicht, wie sich das Volk in endlosen Schaaren vor dem Prätorium drängt, seit die Votivtafeln an seiner Mauer hängen? Hast Du nicht die Verwünschungen und Drohungen gegen den Procurator gehört, welche aus den Volkshaufen tönen?

Wir wissen wohl — und wenn Du nicht blind und taub in Rom umhergehst, so kann es Dir auch nicht unbekannt sein, — daß die Votivtafeln, trotzdem sie nur den Namen des Kaisers und den ihres Stifters tragen, gleich den Altären der Götter heilig gehalten werden; daß sie am Tiberiustag so gut mit Blumen bekränzt werden, wie die Tempel und Altäre der römischen Götter zur Zeit ihrer Feste! — Und dann, wird Tiberius, der Kaiser, nicht selbst in seinem Tempel verehrt, so gut wie Jupiter und Mars?

Unser Volk weiß aber wohl, daß der Procurator es beleidigt hat und um so größer ist die Wuth gegen ihn, als jeder fühlt, daß dieser neueste Streich desselben nur den Zweck hat, boshafte Rache zu nehmen an unserem Volk, weil er durch die drohende Empörung gezwungen wurde, die Signa mit des Kaisers Büste, welche er bei Nacht und Nebel nach Jerusalem bringen ließ, wieder aus der Stadt zu schaffen! Doch diesmal soll er die Antwort vom Kaiser selbst erhalten, so gründlich, daß er nicht zum drittenmal versucht uns zu ärgern!“ —

Antipas hatte mit steigender Lebhaftigkeit gesprochen, plötzlich aber brach er ab, gleich als habe er schon zu viel gesagt. Herodias faßte ihn scharf in's Auge und nickte dann vor sich hin. — Es entstand eine Pause. Da hob im Nebengemach das Saitenspiel wieder an und der Weinschenk trat ein, um die Schalen neu zu füllen, aber Philippus sandte ihn hinaus mit dem Auftrag, seine Sänftenträger sollten ihn erwarten.

„Du verzeihst, Bruder“, wandte er sich an Boëthos, „daß ich weggehe, aber Dein Mahl war gut und Dein Wein stark! Es ist jetzt Zeit für mich, die Ruhe zu suchen.“

„Die kannst Du auch hier haben, Philippus!“ erwiderte Herodias, ehe noch ihr Gemahl zu antworten begann.

„Ueberhaupt weiß ich nicht, warum Du mit Phasael in dem alten halbverfallenen Hasmonäer-Schloß wohnst. Zieht doch in unser Haus zur Zeit der Feste, wie Antipas! Wir haben Raum genug und statt Ratten und Mäuse findet ihr hier doch bessere Gesellschaft!“

Boëthos, der geschlafen zu haben schien, sprang plötzlich auf. „Was? Ratten und Mäuse? Wo? Wo?“ Mit einem Satz stürzte er mitten in den Saal und alle Zeichen des Schreckens malten sich auf seinem plumpen, bartlosen Gesicht.

Verächtlich die Achseln zuckend über seines Bruders einfältiges Benehmen, wandte sich Antipas zu Philippus: „Ja, wäre unseres Vaters Pallast nicht von Pilatus besetzt, so könnten wir uns freuen, zur Zeit der Feste im prächtigen Königsschloß alle vereinigt zu sein, so aber ärgert es mich bis auf's Blut, wenn ich nach Jerusalem komme und entweder im alten Schloß am Xystus bei den Mäusen wohnen oder bei Boëthos um Unterkunft bitten muß!“

„Laß die scharfen Worte, Bruder!“ sagte Philippus, sich mühsam vom Lager erhebend, „ändern kannst Du es doch nicht, also laß den Dingen ihren Lauf! Säe nicht Mißtrauen zwischen uns und dem Procurator; es könnte nur Schlimmes über uns und das Land bringen, das doch so dringend seines Friedens bedarf!“

Auch die Uebrigen hatten sich erhoben. Philippus und Phasael verabschiedeten sich und verließen den Saal. Areta wünschte jetzt gleichfalls sich zurückzuziehen und obwohl Antipas gern noch weiter geplaudert hätte, blieb ihm nichts übrig, als mit seiner Gemahlin aufzubrechen.

Boëthos und Herodias begleiteten die Gastfreunde durch die Vorzimmer und die langen Säulenhallen in den von jenen bewohnten Flügel des Gebäudes und es traf sich dabei — wie zu-

fällig — daß Areta mit Boëthos voranging, während Antipas mit seiner schönen Schwägerin folgte.

Sofort verlangsamten Letztere ihre Schritte, bis sie, ohne von den Vorangehenden verstanden zu werden, leise mit einander sprechen konnten. Alsbald jedoch blieb Areta stehen, die Nachkommenden erwartend, und hastig flüsterte Herodias ihrem Begleiter noch einige Worte zu, welche dieser mit leichtem Kopfnicken beantwortete. Dann lag wieder die den orientalischen Fürsten kennzeichnende gleichgültige Ruhe und Nachlässigkeit in Haltung und Geberde über des Tetrarchen Gestalt, und weder der geistesträge Boëthos, noch die jüdischem Intriguenspiel nicht gewachsene Araberin, welche an dem nur der Jagd und wildem Steppenritt huldigenden Hof des Wüstenkönigs aufgewachsen war, ahnten, was soeben hinter ihrem Rücken gegen sie geplant worden.

* * *

Die Schatten der Nacht waren allmälig aus den Thälern emporgestiegen und düsteres Grau, dann tiefe Finsterniß umhüllte die vom wolkenbedeckten Himmel überwölbte Stadt.

Herodias lag noch immer auf dem Ruhebett ausgestreckt, auf welchem sie sich nach dem Mahle niedergelegt hatte.

Des unbequemen Oberkleides entledigt, war sie nur noch in das weiße faltenreiche, hemdartige Gewand gehüllt, doch die Hitze ihres von Erregung und Weingenuß zu raschem Lauf getriebenen Blutes ließ sie das Verlangen nach Kühlung noch mehr empfinden und weiter und weiter schlug sie das Tuch zurück und bot ihre hochaufwogende Brust dem leise durch die geöffneten Fenster fächelnden Abendwind.

Wohl eine Stunde hatte Herodias so gelegen. Regungslos, doch nicht schlafend, die Augen starr an die Decke des Zimmers geheftet — so träumte sie. Anfangs flossen ihre Gedanken wirr durcheinander, dann vereinigten sie sich zu einem einzigen Bild.

Ihr Traum erzählte von raschem Adlerflug, der sie mit ungestümer Gewalt der Schwingen hinauf hob, hoch über alle Men-

schen der strahlenden Sonne zu. Doch die Sonne selbst schwebte ihr entgegen, nieder aus der Höhe und senkte sich ihr auf das Haupt. Umflossen vom goldnen Strahl der Königskrone sah Herodias die Welt zu ihren Füßen liegen. —

Ein Geräusch im Nebenzimmer führte die Gedanken der Träumenden in die Wirklichkeit zurück. —

„Klea!“

Die Gerufene trat ein, eine goldne zweiflammige Lampe in der Hand.

„Hilf mir beim Ankleiden!“

Gehorsam griff die Dienerin nach dem dunkelrothen Obergewand, welches Herodias, als sie vom Mahl kam, abgelegt hatte, doch die Herrin rief abwehrend: „Nein, nicht dieses! Bringe den blauen Mantel mit den Silberspangen!“

„Dein Hochzeitsgewand, Herrin?“ fragte Klea und helles Erstaunen malte sich auf ihren Zügen.

„Dasselbe!“ gab Herodias scharf zurück. „Hältst Du mich für zu alt, diese Farbe zu tragen?“

Schweigend zündete Klea die Lampen eines großen Leuchters an und entfernte sich, um das Verlangte zu holen. Von Rom her war die Dienerin daran gewöhnt, daß Herodias oft noch spät Abends unerwartet angekleidet zu werden verlangte und sich dann in einer Sänfte durch die von dichten Schaaren lustwandelnder Römer bevölkerten Straßen, Plätze und öffentlichen Gärten tragen ließ, was aber ihre Herrin in dem zum Sterben langweiligen Jerusalem so überaus prächtig gekleidet Abends auf der Straße thun wollte, bemühte sie sich vergebens zu errathen.

Während des Ankleidens war Herodias außergewöhnlich gesprächig und leutselig, frug, wie es Klea in Jerusalem und überhaupt im jüdischen Lande gefalle und wollte es nicht gelten lassen, daß ihre Antwort: die Judenstadt sei das schmutzigste, langweiligste Nest der ganzen Welt, richtig sei.

„Daß hier keine Theater und Kampfspiele sind, ist freilich

zu bedauern," sagte Herodias, „in Tiberias aber, meines Schwagers Antipas Hauptstadt, ist auch dies zu finden. Und wenn wir in Jerusalem auch kein Forum und Pantheon haben, so ist doch der von Herodes gebaute Tempel das kostbarste Bauwerk der Welt und das Königschloß, in welchem der römische Procurator wohnt, darf sich auch sehen lassen neben den ersten Gebäuden Roms!"

„Mir gefällt's doch nicht hier!" entgegnete Klea schnippisch, die Silberspangen über die Schulter ihrer Herrin anhaftend. „Ich kann die hiesigen Menschen nicht leiden, sie sind so gelb und häßlich!" —

Herodias zuckte zusammen, als das Römermädchen so wegwerfend sprach und erwiderte heftig: „Hüte Deine Zunge, Dirne! Auch ich bin eine Jüdin und das Geschlecht des großen Herodes stammt aus Askalon. Uns schmähest Du mit, wenn Du schlecht sprichst von den Juden!"

Verdrossen über die Zurechtweisung blickte Klea vor sich hin; Herodias ergriff einen silbernen, glänzend polirten Handspiegel, welcher vor ihr auf dem Tische lag und während sie sich über ihn beugte und hineinschaute, richtete sie plötzlich in einem gezwungen gleichgültigen Ton die anscheinend leicht hingeworfene Frage an ihre Dienerin: „Gefällt Dir auch Antipas nicht, der Galiläerfürst?"

Verächtlich zuckte Klea mit den Achseln.

„Du schiltst mich, wenn ich schlecht rede von den Juden; so zwinge mich auch nicht, meine Meinung zu sagen!"

Beleidigt blickte Herodias vom Spiegel auf: „Von Antipas wirst Du wohl nichts Schlechtes zu reden haben, Mädchen! „Ist er nicht schön und vornehm, wie ein Fürst nur sein kann, der über Tausende befiehlt?"

„Ich kann es nicht finden und gerade Antipas ist mir von Allen —" Klea zauderte weiter zu sprechen aus Furcht ihrer Herrin Zorn auf's Neue zu reizen; diese aber ergriff unsanft Klea's Arm und sagte hastig die Worte hervorstoßend: „Was ist mit Antipas? Weißt Du Schlimmes über ihn?" — Der Spiegel

zitterte in Herodias' Hand. „Sprich offen, ich zürne Dir nicht, was Du auch sagst!"

„Nichts Schlimmes weiß ich über ihn. Aber Du fragst, ob Dein Schwager mir gefalle und —"

„Und?"

„Er gefällt mir nicht, der gerade am wenigsten!"

„Warum? Was hast Du gegen ihn?"

Einen Augenblick schwieg Klea, dann sagte sie rasch entschlossen: „Er hat die falschen Augen einer Katze."

Zornesröthe ergoß sich über Herodias' Antlitz und hastig sprang sie von ihrem Sitz auf. Ihrer bebenden Hand wollte der Spiegel entfallen — krampfhaft faßte sie ihn fester und schleuderte ihn mit aller Kraft der Dienerin in's Gesicht, daß diese laut aufschreiend zurücktaumelte. Klirrend fiel die metallene Scheibe zu Boden. „Fort aus meinen Augen! Albernes Geschöpf! Dein Verstand versagt Dir Höheres zu schätzen, als Du an Deinem krummbeinigen Liebhaber in Rom gewöhnt bist! — Jetzt bin ich Deines frechen Mundes müde, fort aus dem Zimmer, Dirne! Und hüte Dich mir zu begegnen ehe ich Dich rufen lasse! Fort! Hinaus!"

Todtenbläße bedeckte Klea's Angesicht, über welches aus einer Stirnwunde das Blut herabtropfte. Bebend vor Zorn und Schmerz verließ sie das Gemach, während ihre Herrin durch doppelten Anschlag an eine Erzschale eine andere Dienerin herein rief, die ihr bei der Toilette behülflich sein sollte.

Draußen ballte Klea die zierlichen Finger zur Faust, und der beleidigte Stolz, welcher aus ihren funkelnden Augen sprach, suchte nach Rache. —

* * *

Wieder mochte eine Stunde vergangen sein.

Die meisten Lampen im Pallast des Boëthos waren gelöscht und tiefe Ruhe lag über dem weitläufigen Gebäude.

Klea schlief nicht. Mit frischem Wasser hatte sie ihre verwundete Stirne gekühlt, aber die verletzte, nun dick aufgeschwollene

Stelle brannte noch immer und der Schmerz verscheuchte ihr den Schlummer. Eine Weile lag sie so vor sich hinbrütend in ihrer Kammer, denn das auffallende Benehmen ihrer Herrin während des Gastmahls und die Heftigkeit derselben, als Klea den Galiläerfürst schmähte, ging ihr immer von Neuem durch den Sinn. Wie oft schon hatte die Dienerin, welche sonst auf sehr vertrautem Fuße mit ihrer Herrin stand, in absprechendster Weise über gar manche hohe Personen sich äußern dürfen; wie oft pflegte früher Herodias selbst in ihrer Gegenwart über alle Herodessöhne zu spotten und lachend beizustimmen, wenn Klea irgend einen Tölpelstreich des Boëthos erzählte, welchen die Dienerschaft, obwohl er ihr Herr war, oft schändlich zum Besten hielt.

Diesmal aber war Herodias gereizt wie ein Raubthier aufgesprungen, als sie einfach sagte, Antipas gleiche einer Katze! Schmeichelhaft war es für diesen freilich nicht, aber weßhalb ereiferte sich Herodias darüber?

Da zuckte die Erinnerung an das prächtige Gewand, welches diese noch am Abend angelegt, in Klea auf. — Den Pallast hatte die Herrin nicht verlassen, wozu also das kostbare Kleid — und gerade das Brautgewand? Kein Fest gab es im Haus, das Mahl war längst vorüber, die Gäste zur Ruhe gegangen — wozu also das prächtige, sorgsam behütete Feierkleid?

Hastig richtete sich Klea vom Lager auf. Ein Blitz zuckte aus ihren heißen Augen. Rasch warf sie einen dunklen Mantel um, stieß die Sandalen zurück, welche ihr Fuß berührte und schlich geräuschlos aus der Kammer. Des Weges kundig durcheilte sie die langen, spärlich erleuchteten Gänge, stieg eine Treppe hinab und — stand im Garten. Leise huschte sie über eine kleine Rasenfläche zu dem undurchdringlichen Schatten eines Oleandergebüsches und befand sich jetzt dem nur an den dunklen Umrissen erkennbaren langgestreckten Pallast gegenüber.

Wenige Zimmer waren noch erleuchtet, darunter auch das

von Herodias gewöhnlich benutzte, doch lag tiefe Stille über dem ganzen Gebäude.

Eine Weile hatte Klea unbeweglich gestanden. Vergebens sann sie darüber nach, wie es ihr möglich werden könnte, einen Blick in das im ersten Stockwerk liegende Zimmer ihrer Herrin zu werfen; sie fand keinen Rath. Eine breite, von Säulen getragene Terrasse zog sich zwar vor dem ganzen Flügel des Gebäudes her und auch die erhellte, zugleich als Fenster und Thür dienende Oeffnung in Herodias' Gemach führte direkt auf die Terrasse, aber keine Treppe erlaubte, dieselbe aus dem Garten zu erreichen.

Schon wollte Klea, ohne ihre Neugierde befriedigen zu können, wieder in das Haus zurückkehren, als sie vom andern Flügel des Pallastes her ein leises Geräusch vernahm. Alsbald unterschied ihr Ohr, daß es Schritte waren, welche von der Terrasse herabtönten und mit gespanntester Aufmerksamkeit horchend, suchte sie mit weitgeöffneten Augen das Dunkel zu durchdringen. Jetzt schallten die Schritte ihr gerade gegenüber und — es war kein Zweifel — oben auf der Terrasse, nächst dem Gemach ihrer Herrin, regte sich eine Gestalt.

Das Geräusch verstummte, doch Niemand trat durch die erleuchtete Thüröffnung ein, was Klea mit Bestimmtheit hätte erkennen müssen. Lange stand sie regungslos und lauschte, aber alles blieb ruhig; nur das leise Rauschen der vom Nachtwind bewegten Baumwipfel und dann und wann das Fallen eines welken Blattes tönte an ihr Ohr. Endlich nach vergeblichem Warten eilte sie flüchtigen Fußes wieder in das Haus zurück.

Im oberen Stockwerk geräuschlos den Corridor entlang eilend, kreuzte sie einen zweiten, der auf die Terrasse hinaufführte, aber durch eine stets verschlossene Thür gesperrt war. Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat Klea an letztere heran. Sie war geschlossen. Nein, einem stärkeren Druck der Hand gab die Thüre nach und mit hastigen Sprüngen eilte die Dienerin über die Terrasse. Dicht drückte sie sich am Haus hin dem erleuchteten Gemach zu, als plötzlich der Laut einer Stimme an ihr Ohr traf. Erschrocken blieb Klea

stehen, denn fast zu weit war sie schon vorgegangen. Nicht aus dem erleuchteten Gemach ihrer Herrin kamen die Laute, sondern aus dem vorhergehenden dunklen Zimmer, dessen auf die Terrasse führende Thür geschlossen war. Die Fenster deckten schwere Teppiche; unhörbar glitt Klea näher heran, um die Worte zu verstehen, welche drinnen gesprochen wurden — aber vergeblich. Soviel nur konnte sie unterscheiden, daß ihre Herrin in eifrigem Gespräch mit einem Manne begriffen war, dessen durch die Teppiche gedämpfte Stimme ihr diejenige des Galiläerfürsten zu sein schien.

Völlige Sicherheit konnte Klea über diese ihr hochwillkommene Entdeckung nicht erlangen, da die fremde Stimme nur wenig und leise sprach, aber keinen Augenblick zweifelte sie an der Richtigkeit ihrer Vermuthung, die sich so prächtig an alles Vorangegangene anschloß. Kurze Zeit strengte sich Klea noch erfolglos an, die Worte zu verstehen, dann schlich sie, aus Furcht, der Besucher könne aus dem Gemach hervortreten und sie erblicken, leise, wie sie gekommen war, wieder davon.

In ihrer Kammer angelangt, wagte sie jetzt erst sich der Freude hinzugeben, daß sie das Werkzeug zur Rache an ihrer Gebieterin nun in Händen habe. Wirre Pläne über seine Verwendung kreuzten ihr Gehirn, bis die Ermüdung sie endlich in einen unruhigen Schlaf senkte.

* * *

Klea hatte Recht gehört: Antipas war der späte Besucher ihrer Herrin. Seinem Kommen galt das Hochzeitsgewand und der bräutliche Schmuck.

„Sind wir hier sicher?“ flüsterte Antipas, als Herodias ihn in das dunkle Gemach einließ.

„Völlig sicher. Frühzeitig zog ich mich hierher zurück, Müdigkeit und Kopfschmerzen vorschützend, die mir das Mahl zugefügt.“

„Und Boëthos?“

Verächtlich zog Herodias die Oberlippe in die Höhe, als sie

antwortete: „Boëthos saß nach dem Mahl noch eine Stunde allein bei ungemischtem Weine, bis er einschlief. Die Diener trugen ihn auf sein Lager im dritten Gemach von hier, ohne daß er darüber erwachte. Ehe der künftige Mittag nicht längst vorüber ist, pflegt er bei solchen Anlässen seine Nachtruhe nicht zu beendigen. — Uebrigens sind alle Thüren verschlossen."

Antipas lächelte zufrieden und warf einen raschen Blick im Gemach umher, welches nur spärlich durch den aus dem Nebenzimmer hereinfallenden Lichtschein erhellt wurde. Es entstand eine längere, Beiden peinliche Pause. Dann trat Herodias dicht an Antipas heran, faßte seine Hand und flüsterte, sie mit Wärme drückend: „Endlich sind wir allein! Was nützen verstohlene Worte und die Sprache der Augen — mit Riesenkraft drängt es mich, Dir zu sagen, was mir den Sinn durchtobt und das Blut durchglüht!"

Antipas erwiderte den Händedruck. „Worte braucht's nicht, wenn Deine Augen sprechen! Wie Feuer brennen sie in meinen Gedanken und verscheuchen mir den Schlaf, aber wie ein Träumender gehe ich bei Tage umher. Verzehrend wühlt die Sehnsucht in meinem Herzen und fort und fort verfluche ich das Schicksal, daß es mich zusammengeschmiedet hat mit einem Wesen, dessen Geist und Körper in der Wüstensonne vertrocknet ist! Warum dürfen Deine Augen mir nicht leuchten? Warum müssen sie ihren Glanz verschwenden, um meinen blöden Bruder zu befriedigen?"

Herodias führte ihren Schwager tiefer in's dunkle Gemach. Wie zufällig beleuchtete der Lichtschein aus dem Nebenzimmer auch jetzt noch voll ihre hohe üppige Gestalt, welche durch das prächtige Gewand noch stolzer, königlicher erschien. Herodias fühlte es selbst und sah fest nach den Lichtflammen, damit ihr Abglanz die Schönheit ihrer Augen steigere. Dann ließ sie sich nachlässig auf ein Ruhebett nieder und zog den zur Seite stehenden Antipas, welcher mit heißen Augen die herrliche, noch immer vom Lampenschein gestreifte Gestalt des verführerischen Weibes zu seinen Füßen liegen sah, zu sich herab.

„Antipas!" rief Herodias und schlang ihre weichen Arme um

seinen Hals. „Was ich litt um Deinetwillen, vermag meine Zunge nicht auszusprechen! Es schnürt mir das Herz zu, wenn ich sehe, wie Areta Deiner unwürdig ist, wie sie Deinen Gedanken fremd bleibt, von Deinen Plänen nichts zu verstehen vermag und nicht mehr für Dich ist, wie eine schläfrige Sclavin! Du bist der Einzige, der Eures Vaters Stolz und Muth geerbt hat und berufen ist, das alte Reich des großen Herodes wieder aufzurichten. Memmen und Schläfer sind Boëthos und Philippus, und wem sonst, wenn nicht Dir, gehört zum Purpur auch Palästina's Krone?

Du bist's, den ich glühend verehre, denn in Deinen Händen liegt die Zukunft und der Glanz unseres Vaterlandes. Laß mich Dir helfen wie der treueste Freund! Groß will ich Dich sehen und in Deinen Armen das Glück mit Dir theilen!"

Mit leiser Stimme aber rasch und ungestüm die Worte hervorstoßend, hatte Herodias gesprochen. Jetzt faßte sie Antipas' Hand und preßte sie heftig an ihre Brust. — „Fühle wie mein Herz pocht!" fuhr sie mit bebender Stimme fort: „Dir nur gilt sein Schlag. Antipas stoße es nicht zurück!"

Dieser war bleich geworden. Aus seinen Augen funkelte ein unstätes Feuer und seine Stimme zitterte als er erwiderte: „Herodias, ich weiß wohl, unsere Liebe ist Sünde, aber alle Qual der Hölle zwingt mich nicht, von Dir abzulassen! — Wenn ich zurückkehre von Rom — wirst Du mein Weib! Tiberias hat eine starke Burg, und Boëthos ist nicht der Mann, Dich aus meinen Armen zu reißen. Er mag allein heimkehren nach Rom und dort den Rest seines Lebens verschlafen!" —

„Antipas, komm an mein Herz!" Stürmisch umschlang Herodias den Geliebten. „Aber warum nur so lange warten? — Warum fliehen wir nicht morgen, nicht heute noch in Deine Hauptstadt?"

„Du weißt, ich muß nach Rom."

„Was?" rief Herodias erstaunt. „Die Votivtafeln sind Dir wichtiger als ich, die ich mein Leben für Dich hingebe?"

„Die Votivtafeln?“ lachte Antipas wegwerfend. „Nein, keinen Schritt würde ich thun, jenem albernen Aberglauben zu lieb, aber den Procurator —“. Er hielt inne.

„Den Procurator willst Du verklagen? Ist das Alles?“ —

„Antipas!“ fuhr Herodias plötzlich fast feierlich fort. „Antipas! Nein, das ist nicht Alles! Deine Pläne fliegen weiter — stürzen willst Du den Procurator! — Herrlicher Mann, ich habe Dich errathen! Schon bei dem Mahl sagte mir mein Herz, was Dein Mund verschwieg. Die Königskrone und des Procurators Herrschaft soll Dir die Romfahrt schaffen!“

Mit beiden Händen faßte Herodias die Schultern des auf ihrem Lager sitzenden Mannes und sah ihm mit ihren großen schwarzen Augen, die das verzehrende Feuer des glühenden Ehrgeizes wiederspiegelten, voll ins Gesicht. Einen Augenblick zauderte Antipas mit der Antwort. Seine seither in tiefster Brust verborgenen Absichten sah er errathen, errathen von dem Weibe, das seine Sinne mit dämonischer Gewalt bezwungen hatte. Sollte er sich ihm nun durch Preisgebung seiner geheimsten Pläne mit gebundenen Händen gefangen geben auf Gnade und Ungnade? — Sein diplomatisch geschulter Verstand sträubte sich, ein Wort über seine Lippen zu bringen, das zurückzuholen, wenn einmal entflohen, nicht mehr in seiner Macht stand.

Aber Herodias' Augen bohrten sich ihm ins Herz, schwer und drückend, unwiderstehlich las sie in seiner Seele. Wie die Gazelle sich ängstlich windet unter dem scharfen Griff des Panthers und vergeblich nach einem Ausweg sucht, dem lechzenden Auge, dem glühenden Athem des Ueberwältigers zu entrinnen, so wandte sich Antipas hülflos unter dem Banne der auf ihn gerichteten Augen des schönen Weibes. „Antipas!“ hauchte sie kaum hörbar, aber ein tiefer Vorwurf lag in dem Flüsterton. „Antipas, Deine Liebe willst Du mir schenken, aber Dein Vertrauen hältst Du zurück? Würdigst Du so wenig Deine Herodias, die Dir Gefährtin in Leben und Tod sein will, daß Du ihr einer Dienerin — einer

Areta gleich nur im Vorzimmer Deines Herzens Einlaß bietest?“ — Sie hielt inne, doch Antipas schwieg. „— oder“ fuhr Herodias aufgeregter werdend fort, „bist Du nicht der Held, der Königssohn, den ich verehre? Hat mich mein Auge getäuscht, als es Dich für den Auserwählten des Volkes hielt? Hat mich mein Herz belogen, als es Dir wie Keinem je auf Erden jubelnd entgegenschlug? — Antipas! Sprich! — Bist Du nicht mehr wie jene Schläfer, Deine Brüder, und ist Herodes' mächtiger Geist auf immer begraben, verloren für Israels Herrlichkeit. Soll ich der Stunde fluchen, die mir vorgaukelte, alle Freuden der Welt und der Ewigkeit erbleichten vor dem Glück, Deine Gattin zu sein, des mächtigen Königs von Israel, vor welchem die Völker den Staub küssen? — Antipas, sprich! Erlöse mich von dem furchtbaren Zweifel!“

Des Tetrarchen Widerstand war besiegt, begütigend zog er das aufgeregte Weib an seine Brust.

„Meine Pläne hast Du errathen. Nun hilf mir sie vollbringen, doch tief im Herzen birg das Geheimniß, denn sicher nur ist der Sieg, wenn der Feind den Gegner nicht kennt!“

„Antipas! Mein König, mein Herr!“ rief Herodias wie von einer schweren Last erlöst. „Laß mich Dein Antlitz schauen, es ist die Sonne, die mir leuchtet! Nimm meine Hand und führe mich wie ein Kind auf Deinen Pfaden zu den hohen Zielen und lege mich an Dein Herz, wenn Du ausruhst vom Kampf!“ In heißer Umarmung hielten sich Beide lang umfangen. Plötzlich aber fuhr Herodias zurück und stierte in's dunkle Gemach hinaus, so starr und erschreckt, als sähe sie einen Geist. Ein Name tauchte in ihrer Erinnerung auf, ein widerwärtiges Gesicht schob sich grinsend zwischen sie und Antipas.

„Areta!“ glitt es tonlos über ihre Lippen.

„Areta?“ wiederholte Antipas. „Fürchte sie nicht! Mit ihr brauchst Du mein Lager nicht zu theilen. In eine andere Stadt, in eine ferne Burg will ich sie senden und Du allein bist Königin meines Herzens!“

„Königin Deines Herzens! Deines Herzens? Sagst Du?“ Herodias' Stimme zitterte, ihre Hand preßte sich heftig gegen die schwer arbeitende Brust. „Ich bin Königin Deines Herzens“ — stieß sie keuchend hervor, „und Areta Königin Deines Landes? Ist es das, was Du sagen willst? Antipas, Antipas antworte!“ Doch Antipas erbleichte und schwieg verlegen nach Worten suchend.

„Antipas! Verräther!“ knirschte Herodias zwischen den Zähnen hervor und sprang vom Lager in höchster Erregung. „Zu spielen wagst Du mit mir, Elender! Und ich durchschaue Dich nicht? — Hat mich denn meine grenzenlose Liebe zu Dir so blind gemacht? Antipas! Teufel! — Meinen Gott wähnte ich in Dir gefunden zu haben und bot Dir mein Herz, mich selbst Dir dem Heuchler, der seinen Plan, mich ahnungsloses Weib zu täuschen, fast vollendet hätte! Aber nein, Antipas! So weit bist Du noch nicht! Statt mich an Deiner Seite kämpfen, siegen und genießen zu lassen — bietest Du mir die Schmach? Und Areta, die wandernde Mumie, welcher zwischen Knochen und Haut der Raum fehlt für das rollende Blut -- soll vor Dir, vor der Welt die Königin sein, Dein rechtmäßig Weib? — Pfui, pfui, über Dich, hoffnungsvoller König! Pfui, über Dich, falsche Katze!“

Antipas war vor dem wüthenden Weib einen Schritt zurückgewichen und marterte sein Gehirn, einen Ausweg aus der Klemme zu finden, in die er gerathen war.

„Herodias!“ rief er endlich, als jene athemschöpfend den Strom ihrer Zornesworte einen Augenblick unterbrach. „Halt ein und höre mich, ehe Du verdammst! Wenn Du in's Herz mir sehen könntest, so fändest Du nur Liebe für Dich und Haß für Areta in seinen Falten. Mein Weib wirst Du! Wir theilen Alles, Kampf, Sorge und Gewinn, und so wahr mir ein Gott das Leben gab, Areta soll mir und meinem Pallaste fern bleiben wie die Sonne dem Mond! — Bestimme selbst, wohin ich sie verbannen soll! — Herodias, bist Du nun zufrieden?“

Bei den letzten Worten streckte Antipas seine Arme gegen

Herodias aus und näherte sich ihr. Sie aber stieß ihn wüthend zurück.

„Ich zufrieden? Die Ehre reißest Du mir vom Leibe vor aller Welt und ich soll zufrieden sein? Fort mit Areta aus dem Land! Stoß' ihr den Dolch in's Herz oder erwürge sie in Deinem Bett! Alles, alles magst Du thun — aber fort mit ihr! Ich will Dein Weib sein und kein anderes dulde ich neben mir! Hörst Du, Antipas?"

„Dein Stolz macht Dich blind für die Größe der Hindernisse! Meine Hand ist frei von Blut und soll es bleiben — aber mit Freuden würde ich Areta verstoßen, wenn nicht ihr Vater, der mächtige Araberkönig, seiner Tochter Beschimpfung rächen würde mit Feuer und Schwert."

„Ist es nur das?" gab Herodias hohnlachend zurück. „So laß ihn doch herankommen an Deine Burgen und schicke ihn heim mit blutigem Kopf! — Oder besser noch, komm' ihm zuvor, führe Dein Heer an seine Grenze und wenn er nicht gutwillig auf Rache verzichtet, so fall' ein in sein Land, noch ehe er Zeit hat, an Krieg zu denken. Zertrümmere seine Herrschaft, verbrenne seine Städte und füge sein Königreich dem Deinigen zu als neue Perle in Deiner Krone!"

„Zu kühn sind Deine Worte", erwiderte Antipas lächelnd. „Es ist unmöglich!"

Herodias begann am ganzen Leibe zu zittern.

„Unmöglich! — Du willst nicht, Antipas! Treibe mich nicht zum Aeußersten! — Areta muß fort!"

„Es geht nicht."

„Es geht, wenn Du es willst! Antipas." Langsamer und mit bedeutungsvollem Ton sprach sie die Worte. „Du mußt es wollen! Hörst Du, Antipas, Du mußt!"

Erstaunt blickte dieser auf und lächelte höhnisch, als er erwiderte: „Du drohest? — Weiber pflegen stets zu drohen, wenn sie kein Mittel mehr wissen, um ihre verlorene Sache zu retten!"

Wüthend erhob Herodias die geballte Faust wider den Tetrarchen und rief keuchend und mit dem Fuße aufstampfend: „Du mußt, Antipas! Du mußt!“

„So mein Täubchen?“ spottete der Tetrarch. „Mit dem Füßchen aufzustampfen, ist allerliebst — aber mich zwingt es nicht, das kleine Kunststück!“

Todtenbläße lagerte sich auf Herodias' Antlitz. Ihr starr auf Antipas gerichteter Blick ward unheimlich, lauernd und ohne das Auge nur um Haaresbreite von ihrem Gegner abzuwenden, trat sie mit leisen Schritten dicht an ihn heran und sprach langsam und im Tone des eisigsten Hohnes: „Der Sieg ist nur sicher, wenn der Feind den Gegner nicht kennt! Sagtest Du nicht so, muthiger Held? Glaubst Du nicht auch, daß Dein Königstraum in Trümmer geht, wenn ich dem Feind den heimtückischen Gegner nenne? Und wird es nicht Aufsehen machen bei Deinem Volk, wenn es erfährt, aus welchen Gründen Antipas, der Heuchler, sich so fromm der Beseitigung der Votivtafeln widmete? Und glaubst Du nicht endlich, daß es Deinem Freund, dem Kaiser Tiberius, große Freude machen wird zu vernehmen, in welch' schlauer Weise ihn sein Tetrarch hat hintergehen und überlisten wollen?“

Durchbohrend lag Herodias' Blick auf Antipas; kein Zucken seiner Gesichtszüge konnte ihr entgehen und triumphirend sah sie ihn erblassen. Zu spät erkannte er, unkluger Weise seine Pläne preisgegeben zu haben, preisgegeben einer wüthenden Furie, welche nicht ruhen noch rasten würde, bis sie ihre angedrohte Rache befriedigt.

Rathlos sann er vor sich hin; ein Versuch gleichgültig über Herodias' Drohung zu lächeln, kam so verfehlt auf seinem Gesicht zum Ausdruck, daß er im Gegentheil zeigte, wie tief der Pfeil saß, welchen das schlaue Weib abgeschossen.

Plötzlich rief Herodias rauh: „Du schätzest meine Liebe nicht, Antipas — so fürchte meine Rache! — Areta muß fort! Willigest Du noch immer nicht ein? — Nicht?“ Sie legte beide Hände

auf seine Schulter und stierte ihm wie wahnwitzig in die Augen. Aber Antipas gab keine Antwort. Da stieß sie ihn heftig zurück, daß er taumelte, und sprach mit plötzlich heiser gewordener Stimme: „Nun gut, dann mag mein schöner Traum dahinfahren — aber Du, Antipas, wirst es büßen!“

Mit raschen Sprüngen stürzte sie durch das Gemach an die ins Nebenzimmer führende Thür und faßte den Riegel.

„Alle Welt soll morgen erfahren,“ rief das beleidigte Weib, stolz den Kopf erhebend, „daß es Herodias verstanden hat, den gewaltsam Nachts in ihr Gemach eindringenden Tetrarchen Antipas — dem Gericht zu überliefern!“

„Halt ein!“ rief Antipas und stürmte ihr nach, aber im Dunkeln die auf dem Boden befindlichen Hindernisse nicht wahrnehmend, verwickelte er sich in einen Teppich und stürzte heftig zu Boden. Herodias, im Begriff die Thüre zu schließen und dann draußen im Korridor die zur Terrasse führende Pforte ebenfalls zu verriegeln, zauderte, als sie Antipas fallen sah. Die Liebe, welche sie trotz der ihr zugefügten Beleidigung noch für den Tetrarchen empfand, regte sich von Neuem, als dieser hilflos am Boden lag, stöhnend vor Schmerz und unfähig sich zu erheben. Langsam trat sie hinzu, befreite ihn aus dem um seine Füße geschlungenen Teppich und half dem Gefallenen, dessen Knie heftig schmerzte, wieder auf. Von ihr gestützt wankte er zum Ruhebett.

Einige Augenblicke sahen sich beide schweigend an.

Herodias' erregtes Gemüth war durch den Zwischenfall ernüchtert worden und ihr wilder Rachedurst verflogen. Gewaltig arbeiteten ihre wirr sich kreuzenden Gedanken, rascher und rascher wogte ihre Brust und plötzlich — siegte die Liebe über den Zorn.

Ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen und mit der Kraft der Verzweiflung schlang sie ihre Arme um Antipas' Nacken. Betroffen über die Heftigkeit dieses Liebesausbruchs, blickte Antipas sinnend vor sich nieder.

„Laß uns ruhiger sein, vielleicht findet sich ein Ausweg,“

sagte er fast zärtlich, während Herodias weinend ihr Antlitz an seiner Brust barg.

„Antipas!“ flüsterte sie endlich ohne ihre Stellung zu verändern, „Antipas willst Du mich verstoßen um Areta willen? Kannst Du dem treuen Hund das Messer in die Gurgel bohren, wenn er voll Jubel seinen Herrn begrüßend an Dir emporspringt? Tödte mich, tödte mich in heißer Umarmung, aber jage mich nicht von Dir in die Verzweiflung!“

Wieder entstand eine Pause. Erregt sah Antipas nieder auf das sonst so stolze, jetzt an seinem Busen zitternde Haupt des schönen Weibes.

„Herodias!“ sprach er endlich in einem Tone, der den gefaßten Entschluß verrieth, und drückte sie fester an seine Brust. „Dich hab' ich geliebt, seit ich Dich sah, mit heißem Verlangen, Deine Augen brannten Tag und Nacht in meiner Seele. Herodias — sei mein Weib! Einmal genießen wir das Leben und ein Narr nur stößt seine Freuden zurück! — Sei mein Weib! Mag kommen was will: wir lachen über unsere Feinde! Kampf wird es geben, aber Dich, seinen Siegespreis, besitze ich im voraus! — Areta gebe ich einen Scheidebrief und schicke sie heim zu ihrem Vater.“

„Einen Scheidebrief?“ rief Herodias und wilde Freude loderte aus ihren Augen. „Einen Scheidebrief? — Ja so ist's recht! Fort mit ihr! Hinaus aus dem Land mit Schimpf und Schande!“

„Doch einen Vorwand muß ich haben, den Scheidebrief darauf zu gründen“, erwiderte Antipas.

„Einen Vorwand? Nicht schwer ist's, ihn zu finden!“

Sinnend starrte sie vor sich hin. „Hast Du einen jungen Mann aus ihrem Land unter dem Gefolge?“

„Mehrere.“

„Welcher ist der Schönste?“

„Abul Abbas“ erwiderte Antipas nach kurzem Besinnen.

„So übergib ihm während Deiner Reise nach Rom die besondere Obhut über Deine Gattin, so daß er frei verkehren darf in ihren Zimmern. Kommst Du dann heim, so klagst Du sie laut der Untreue an, wirfst ihren Stammesgenossen in's Gefängniß und kündigst öffentlich die Scheidung. — Dann sende Areta heim sammt ihrem Freund, und ein Herold voran künde dem Araberkönig die Schuld seiner Tochter. So wird er Dir nicht zürnen, sondern ihr, weil sie Schimpf brachte über sein Haus und Entehrung über seinen Namen!"

„Aber Areta ist nicht schuldig! Nie hat sie mir Ursache zum Zweifel gegeben!"

„Warum legt sie sich wie ein hemmender Stein vor unseren Wagen! — Hinüber mit dem Rad, das ihn zermalmt!"

Nachdenklich hatte Antipas zugehört, er fürchtete des mächtigen Arabers Rache, aber — „Mag die Zukunft für sich selber sorgen!" Heftig faßte er Herodias' Hand:

„Es sei! Dein Rath ist gut!"

„Willst Du ihn ausführen?"

„Ja, ich will! Morgen beginne ich damit."

„Antipas!" rief Herodias aufjauchzend, „sprichst Du wahr? Ich soll Dein Weib sein, Dein einzig Weib?"

„Du sollst mein Weib sein! Mein einzig Weib!" Stürmisch zog er die Geliebte an seine Brust, sie aber wehrte ab und rief:

„Areta sendest Du zu ihrem Vater zurück mit einem Scheidebrief?"

„Fort, fort mit ihr! Dich, Dich will ich haben!"

„Und ich, ich allein soll den Purpur mit Dir theilen? — Antipas! Ich beschwöre Dich bei dem Gesetz, bei Moses und den Propheten?"

„Du sagst es! Meine Zunge soll verdorren, wenn sie Falsches spricht!"

„Antipas!" Mit einem Freudenschrei fiel Herodias dem Geliebten um den Hals: „Mein König, mein Herr!"

Ihr Auge flammte in wilder Kampfeslust, als sie das stolze

Haupt zurückbog und den Arm erhob, als schwinge sie den Wurfspeer über dem Tetrarchen.

„Und wenn die ganze Welt sich gegen uns verschwört — jetzt sollen sie kommen, die Feinde! — Meine Brust deckt die Deine, meine Augen wachen über Dich und" — flüsterte sie in heißer Erregung, „in meinen Armen erquicke Dich die Liebe! — Antipas, mein Gemahl! Dein, Dein für immer! Nimm mich hin!"

Mit raschem Griff zerriß sie die Spange, welche ihr Oberkleid auf der Schulter zusammenhielt und drückte den Geliebten in wilder Glut an die wogende Brust.

XIV.

Keuchend lief der zehnjährige Juda Nazara's steilen Bergweg hinan, stürmte athemlos in's Zimmer und rief: „Er kommt; Jeschua kommt!"

Als sei ein Blitzstrahl in's Haus gefahren, so wirkten diese Worte auf die gerade mit der Abendmahlzeit beschäftigte, so plötzlich aus ihrer Ruhe aufgeschreckte Familie. Die Mutter und die Brüder sprangen auf vom Boden dem Hereinstürmenden entgegen, nur der alte Joseph blieb liegen, aber seine Hand sank herab, welche den Bissen zum Munde führen wollte. Einen Moment herrschte tiefe Ruhe. Man hörte den keuchenden Athem des jugendlichen Schnellläufers, der zuerst die Nachricht hatte nach Haus bringen wollen. Dann aber entstand ein wirres Durcheinander von Rufen und Fragen. Maria hatte den Knaben bei der Hand gefaßt, strich ihm die verwirrten Locken aus dem Gesicht und rief: „Juda kann unmöglich alle eure Fragen auf einmal beantworten! Seid ruhig und laßt ihn erzählen!"

Hastig die Worte hervorstoßend und noch immer nach Athem ringend, begann der Knabe:

„Gerade als ich von Zippor wegging — wieder nach Haus — zu euch — kam ein Mann zum Großvater und frug ihn, ob wir noch nicht wüßten, daß unten im Dorf der neue Prophet, von dem alle Leute erzählten, die in Kapharnaum waren, angekommen sei mit vielem Volk. Wir liefen nun rasch hinunter auf den Marktplatz, aber der alte Großvater konnte gar nicht schnell mit und als wir hin kamen, war schon Alles dicht mit Menschen besetzt. Endlich fanden wir noch einen Platz in einem Thorbogen, aber so viel ich auch den Hals streckte — sehen konnte ich nichts.

Da ließ ich den Großvater stehen, drängte mich immer weiter vor und endlich schlüpfte ich unter einem Wagen her, auf dem viele Leute saßen und kam so in die vorderste Reihe."

„So erzähle doch von Jeschua! Mach fort!" unterbrachen die ungeduldigen Zuhörer den Sprecher.

Dieser, etwas beleidigt, entgegnete: „Eben kommt's! Und wie ich in die vorderste Reihe durchbreche, fing er gerade zu sprechen an. — Auf einem Wagen stand er und hatte einen dunkelblauen Mantel an. Ich habe ihn gleich wieder erkannt, den Bruder Jeschua, obwohl ich noch sehr klein war, als wir ihm in Jerusalem begegneten. Aber alt sieht er jetzt aus! Er hat einen dunkeln Bart und lange, lange Haare und ist so bleich!"

Maria zitterte und mit einem Blick auf ihren Gatten frug sie: „Hast Du mit ihm gesprochen?"

„Natürlich Mutter! Aber nicht gleich, ich konnte ihn doch in seiner Rede nicht unterbrechen bei den vielen, vielen Leuten! Was er sprach, habe ich freilich nicht verstanden, aber so freundlich war es und so lieb, wie nur Bruder Jeschua sprechen kann von allen Menschen, die ich kenne — Dich ausgenommen, Mutter!"

Zärtlich strich Maria dem Erzähler über die Wangen, der aber ließ sich nicht unterbrechen. „Ich glaube, fast alle Leute weinten, wenigstens die vorn standen, denn die Hintern haben nichts gehört. Und als Jeschua fertig war und von seinem Wagen herabstieg, entstand ein solches Gedränge um ihn, als ob er Geldstücke verschenke, und Jeder wollte sein Kleid küssen oder seine Hand ergreifen, so daß er selbst nicht wußte, wo er sich hinflüchten sollte. — Halb zerquetscht und halb zertreten hatte ich mich endlich bis zu ihm durchgekämpft und rief ihm zu: „Bruder Jeschua!" Da hättet ihr aber einmal sehen sollen, wie er mich mit seinen großen Augen anschaute und dann um den Hals faßte und abküßte, — und abküßte, daß mir Hören und Sehen verging! — Unter all den vielen Leuten mußte ich ihm erzählen, wie es zu Haus ginge und daß Vater und Mutter gesund seien, und ich wollte

ihn natürlich zum Großvater bringen, aber als wir durch die Menschenmasse endlich dahin kamen, wo ich den Großvater stehen gelassen hatte, war dieser fort, wohl vom Gedränge weiter geschoben. Jeschua konnte aber nicht mehr länger mit mir suchen, weil eine Menge Leute ihn mit sich nach Haus nehmen wollten, damit er ihre Kranken heilen solle, und ich nahm Abschied vom Bruder. Er sagte, er käme bald nach Nazara, und gab mir einen Kuß mit, den ich der Mutter bringen solle. — Da hast Du ihn!"

Mit beiden Armen hing sich Juda an den Hals der Mutter und vollzog den brüderlichen Auftrag.

Mit feuchten Augen wandte sich Maria gegen Joseph und sagte zu dem Knaben: „Gib auch dem Vater Jeschua's Gruß!"

Zögernd und verlegen ging Juda zu seinem Vater, dieser aber rief ihm ärgerlich entgegen: „Laß' die Narrenspossen!"

* *
*

Und Jeschua kam wirklich. Von Mund zu Mund flog die Kunde vor ihm her und es war nicht nöthig, daß er seine Jünger vorausschickte, um sein Kommen anzuzeigen, wie dieß Johanan zu thun pflegte.

Gestärkt durch den ihn selbst überraschenden Erfolg, welchen er überall errang, stieg des neuen Rabbi Zuversicht und wie der Täufer sich selbst im Feuer der Begeisterung zur Ueberzeugung hineingeredet hatte, daß des Messias Wiederkehr unmittelbar bevorstehe, so ward Jeschua's anfangs schüchterne Sprache immer sicherer und bestimmter, und mit den flammenden Worten der unerschütterlichsten Ueberzeugung verkündete er seine Lehre von der Erlangung ewiger Seeligkeit durch die Nächstenliebe. Doch als er mit seinen Anhängern, von einer großen Volksmenge begleitet, gegen Nazara zog, kehrten trübe Gedanken bei ihm ein, denn er fürchtete, das Wiedersehen seiner Familie würde ihn tief erregen und seinen Geist ablenken von der Bahn des Predigers.

Mit weniger Zuversicht denn je ging er gesenkten Hauptes

dahin. Plötzlich versperrte ihm ein brauner Lockenkopf den Weg und Juda hing laut jubelnd an seinem Hals. Er war Allen vorausgesprungen, die dem neuen Propheten von Nazara aus entgegengingen, und erzählte mit übersprudelnder Lebhaftigkeit, wie die Leute aus der ganzen Umgegend sich vor der Schule versammelt hätten und daß auch schon eine ganze Menge Kranker dorthin gebracht worden seien.

Jeschua runzelte die Stirne, denn immer mehr und mehr mußte er wahrnehmen, daß nicht der Inhalt seiner Lehren, sondern der übernatürlich scheinende Erfolg seiner Krankenheilungen, die er nur aus Mitleid gelegentlich ausführte, seinen Ruf mit Windeseile im Lande verbreiteten. Ein Arzt der Seele wollte er sein, nicht aber nur ein gelehrter Arzt körperlicher Gebrechen. Mußte nicht seine Absicht, die Seele zu läutern, als Nebensache erscheinen, wenn Aller Augen abgezogen wurden durch die wunderbar scheinenden Heilungen? Mußte er sich nicht selbst in seinem hohen Streben schaden, indem er die Gedanken des Volkes auf Aeußerlichkeiten lenkte, statt sie zu veranlassen, einzukehren in ihren sündigen Herzen und ein neues Leben zu beginnen? Mehr und mehr wurde er zu dem Entschlusse gedrängt, künftig die Heilung der Kranken im Geheimen oder gar nicht auszuführen, um nicht den höheren Zweck seines Strebens empfindlich zu benachtheiligen.

Aus diesen ernsten Gedanken riß ihn immer von Neuem das kindliche Geplauder des munteren Juda. Als sie eine Biegung der steil nach dem Städtchen hinaufführenden Straße erreichten, stieß der Knabe einen Freudenruf aus und lief seinen beiden Brüdern entgegen, die des Weges kamen.

Ungeduldig, daß sie nicht rasch genug gingen, faßte er mit jeder Hand einen derselben und zog sie, selbst einen halben Schritt vorauseilend, dem ankommenden Jeschua entgegen.

Simon, der einen schwarzen Bart trug, war einige Jahre

älter als Jeschua und glich dem Vater sowohl in dem untersetzten Körperbau, als auch in dem kalten, unfreundlichen Gesichtsausdruck. Jakob dagegen hatte, wie Jeschua und Juda sowie der zur Zeit in Jerusalem arbeitende 18jährige Joses, die sanften Augen der Mutter geerbt und schien wegen seines offenen, mit leicht gekräuseltem Bärtchen gezierten Gesichts, bedeutend jünger als der durch sein aufregendes Geistesleben allzu frühzeitig gealterte, zwei Jahre später geborene Jeschua.*) Ihrer Gemüthsart entsprechend begrüßten beide ihren Bruder, den sie seit Jahren nicht gesehen.

Etwas steif und förmlich legte Simon seine Hände in diejenigen Jeschua's, aber freudig umarmte Jakob den lang entbehrten Bruder und bemerkte mit Staunen die große Zahl der ihn begleitenden fremden Männer. Während sie heimwärts schritten, Jeschua in der Mitte, erzählte Jakob auf Jeschua's Befragen vom Vater und von der Mutter, wobei Simon nur dann und wann ein Wort dazugab. Beide aber schauten zuweilen scheu den Bruder an, als sei er ein höheres Wesen, das nicht zu ihnen gehöre. Juda sprang von einer Seite zur anderen und wurde nicht müde zu fragen, zu erzählen und konnte sich nicht satt sehen an dem lieben, guten und doch so erschrecklich ernsten Bruder.

Unterdessen hatte Maria ihrem Manne in eindringlichster Weise zugeredet, doch seinen alten Verdruß darüber, daß Jeschua nicht als Zimmermann bei ihm im Geschäft geblieben war, zu bemeistern und dem in die Heimath wiederkehrenden Sohn freundlich entgegenzukommen.

Mit der beredten Zunge der ihren Liebling vertheidigenden Mutter schilderte Maria, wie Jeschua jetzt überall Gutes thue, die Kranken heile und die Sünder auf den rechten Weg zurückführe

---

*) Die Namen der Brüder Jeschua's: Simon, Jakob, Joses und Juda s. Matth. 13, 55, 56. Marc. 6, 3. Jakob ist der nachmalige Apostel.

und daß Joseph stolz sein müsse auf solchen Sohn, der der Welt mehr nütze, als ein Zimmermann mit allen Gesellen.

Endlich hatte Maria des Vaters Zusage erhalten, daß er Jeschua nicht unfreundlich empfangen wolle, — um kein Aufsehen bei den Leuten zu erregen.

Als Jeschua mit den Brüdern sich dem elterlichen Hause näherte, eilte Maria ihm von Weitem entgegen und der Langersehnte flog an ihre treue Brust. Schluchzend vor freudiger Erregung bedeckte die Mutter das Gesicht ihres Schmerzenskindes mit heißen Küssen und als der Vater durch den Lärm der Ankommenden herbeigezogen aus der Werkstatt trat, faßte Maria die Hand Joseph's und legte Jeschua's Rechte hinein.

Bittend sah der Sohn in des Vaters Auge und fragte leise: „Hast Du mir verziehen, Vater?"

In seinem gewohnten rauhen Tone, dessen Härte aber doch durch die nicht ganz zu verbergende Rührung gebrochen war, erwiderte Joseph: „Wenn Du in Deinem neuen Amt etwas Rechtes leistest, mag vergessen sein, was vorgefallen!"

In überquellender Freude fiel Jeschua seinem Vater um den Hals und küßte ihm die schwielige Hand. Die mütterliche Fürsorge hatte schon vor der Ankunft des Gastes die Speisen bereitet, welche den vom Wege Ermüdeten stärken sollten und bald lag die ganze Familie in traulichem Gespräch beim Mahl. — Gab es doch so viel zu fragen über die Schicksale Jeschua's und hatte dieser seinerseits doch Nachrichten über seine beiden in benachbarten Dörfern verheiratheten Schwestern zu erfragen, über das Leben und Treiben der Brüder, und über des Vaters Geschäft, so daß die Stunden wie im Fluge vorbeirauschten.

Doch endlich mußte aufgebrochen werden, denn der Abend nahte und es war Zeit für Jeschua in die Schule zu gehen, welche gewiß schon über und über mit Neugierigen gefüllt war.

Vor dem elterlichen Hause hatte sich eine große Menschen-

menge versammelt und als Jeschua heraustrat, schüttelte ihm gar mancher ehemalige Nachbar, dessen er sich kaum noch erinnerte, die Hände zum Gruß.

Der ganze Schwarm zog dann mit dem Rabbi und seiner Familie den Berg hinab zur Schule, welche auf der Höhe eines schroff in's Thal abfallenden Felsvorsprungs erbaut war und weithin leuchtete im Gold der Abendsonne.

Dort wogte das Volk in dichtem Gedränge. Nur mit Mühe konnte sich Jeschua mit seiner Familie in das Innere der Schule Bahn brechen, unter deren Säulenhalle ihn bereits seine Jünger und der Rabbi, welcher gewöhnlich in der Schule Nazara's lehrte, erwarteten.

Nachdem vom Chassan die Torah verlesen und in's Aramäische übersetzt war, bestieg Jeschua den Lehrstuhl und überblickte hoch aufgerichtet die stattliche Versammlung, welche mit Spannung jeder seiner Bewegungen folgte.

Endlich brachte der Diener der Schule eine Pergamentrolle, aus welchem der Sitte gemäß der heutige Text zu schöpfen war. Jeschua schlug sie auf; es war das Buch des Propheten Jesaja und als er die Blätter herum warf, fand er den Ort, wo des Propheten Seherblick Glück und Herrlichkeit dem Volke Israel verheißt. Nachdem sich die Unruhe der Menge gelegt hatte, las Jeschua langsam und feierlich die Worte der Schrift: „Der Geist des Herrn ist über mir, denn er hat mich auserwählt und gesandt die Elenden und Traurigen zu trösten, die gebrochenen Herzen zu verbinden und den Gefangenen Erlösung zu verkünden, denn es nahet ein segenvolles Jahr des Herrn!"

Dann schloß Jeschua das Buch, gab es dem Diener zurück und setzte sich.

Aller Augen sahen auf ihn und es ward stille, todtenstille in der weiten Halle.

Da begann Jeschua mit erhobener Stimme seine Rede:

„Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren," sprach er, „denn ich bin es, der gekommen ist, die Elenden und Traurigen zu trösten, und die in Sünden Gefangenen zu erlösen!"

Betroffen sahen sich die Nazarener gegenseitig an, ob der sonderbaren kühnen Worte.

Jeschua sprach nun in begeisterter Rede von der unendlichen Güte Gottes, der durch tausend Wunder seiner herrlichen Schöpfung fort und fort seinen Kindern Gutes erweist, schilderte aber auch den Undank der Menschen, welche die Liebe ihres himmlischen Vaters nicht erwidern, sondern ihn betrüben durch sündiges Leben. Statt Liebe gegen ihre Mitbrüder zu fühlen, kennen sie nur die Selbstsucht, und statt in Eintracht die Gaben der Schöpfung zu genießen, treibe sie die Herrschsucht und die Gier nach weltlichen Schätzen nur noch tiefer in die Sünde hinein. — Daher gäbe es so viele Traurige und Elende auf der Erde und auch diejenigen, welche irdisches Glück auf Kosten der Anderen errungen, seien selbst Gefangene in ihrer eigenen sündigen Gier und bejammernswerthe Sklaven des Mammons.

Nun bat Jeschua in den rührendsten Worten seine Zuhörer, Neid und Feindschaft unter einander zu begraben; wer Brod habe, solle es mit einem armen Mitmenschen theilen und Jeder möge dem Andern helfen und ihm wie einem Bruder beistehen mit Rath und That.

Wenn sie so die Liebe, welche Gott den Menschen tagtäglich erzeigt, selbst ihren Mitbrüdern erweisen, dann würde alles Elend auf Erden verschwinden, alle Traurigen wären getröstet, alle gebrochenen Herzen verbunden und Erlösung gebracht den in Sünden Gefangenen. —

In glühenden Farben malte er diesen so leicht zu erringenden glückseligen Zustand der Menschheit aus und schloß, sich vom Sitze erhebend, seine Rede mit dem begeisterten Zuruf: „Liebet euch unter einander, wie Gott euch liebt, dann naht das segensvolle Jahr des Herrn!"

Als Jeschua geendet hatte, erhob sich ein Murmeln, erst schwach, dann immer stärker brauste es durch die Halle.

Gar manche Thräne der Rührung wurde getrocknet und staunend sagten sich die, welche Jeschua's Familie näher kannten: „Ist es wirklich Joseph's, des Zimmermanns, Sohn, der so göttliche Worte sprach? Sind nicht seine Brüder und Schwestern hier unter uns? Woher kommt ihm solch' gewaltige Rede?“ *)

Von allen Seiten drängten sich Frauen und Männer herzu, um Jeschua zu begrüßen. Doch als er hinaustrat vor das mit Fackeln spärlich erleuchtete Thor der Schule, streckten die Kranken, die Lahmen und Blinden flehentlich ihre Arme aus und baten um Heilung ihrer Gebrechen.

Es schnürte Jeschua das Herz zu, als er all das Elend sah, das sich hier zusammengefunden hatte. Wohl glaubte er manche dieser entsetzlichen Krankheiten heilen oder mildern zu können, aber er gedachte seines höheren Zweckes, der nicht verloren gehen dürfe, um Geringeres willen — und schritt vorbei.

Da erhoben die Unglücklichen lautes Schmerzgeschrei und ihre Begleiter sprangen herbei und faßten Jeschua bei den Armen und Kleidern, um ihn zurückzuhalten. Er aber wandte sich um und sprach: „Laßt mich! Nicht eure Leiber zu heilen, kam ich hieher, sondern den kranken Seelen bringe ich Genesung!“

Murren des Unwillens tönte aus der Menge, und ein am Boden sitzender alter Mann, dessen beide Beine gelähmt waren, reckte hoch seinen Krückenstock und rief: „Hast Du in Kapharnaum nicht Wunder gethan und die Kranken geheilt? Thue jetzt auch hier so in Deiner Heimath, wenn Du ein wahrer Prophet Gottes bist!“

Laute Rufe stimmten von allen Seiten dem Sprecher zu, aber Jeschua wich und wankte nicht von seinem Vorsatz, sondern

---

*) Matth. 13, 55, 56.

rief erzürnt: „Schämt euch, ihr Schwachherzigen! Wollt ihr den Werth der göttlichen Lehre messen nach der Zahl der Wunder, welche ihr Verkünder thut? — Viele arme Wittwen waren in Israel zu Elia's Zeiten, doch zu keiner ward Elia gesandt, zu helfen, als allein zur Wittwe in Zarpath im Sidonierland. Auch viele Aussätzige waren in Israel und einen nur heilte er: Naeman den Syrier!" *)

Lauter aber brauste der Unmuth der enttäuschten Nazarener und wehklagend schrieen die Kranken: „Du bist kein Prophet, wenn Du uns nicht hilfst aus dem Elend!"

Da trat der Rabbi, der zur Schule gehörte, dicht an Jeschua heran und rief mit durch Eifersucht angestacheltem Zorn: „Du hast uns in der Schule gepredigt, die Blinden wolleſt Du sehend, die Traurigen fröhlich machen und jetzt thueſt Du es nicht? Deinen Worten sollen wir glauben, aber Deine Werke lassen Dich im Stich!"

„Er hat uns betrogen! Ein Lügner, jagt ihn fort!"

So riefen wüthende Stimmen aus dem Haufen und von allen Seiten drangen die Erbitterten auf Jeschua ein. — Der Rabbi hatte ihn am Arm gefaßt und wollte ihn herabstoßen von den Stufen der Treppe, aber Jeschua riß sich los mit einem gewaltigen Ruck, stieß die Andrängenden zurück und rief im heiligen Zorn: „Ja, ihr habt Recht: kein Prophet gilt Etwas in seinem Vaterland! Ihr aber seid nicht werth der heiligen Lehre Gottes! Und wenn ihr nur darum meinen Worten glaubt, weil ich Kranke heile, so ist euer Glaube Spreu vor dem Wind! —"

Er wollte weiter reden, aber schreiend drang die Menge auf ihn ein und stieß ihn die Stufen hinab.

„Fort mit ihm! Werft den Betrüger vom Felsen hinunter! Fort mit dem falschen Propheten!" So rief es aus dem Volks=

---

*) Luc. 4, 25, 26, 27.

haufen und gräßliche Flüche und Verwünschungen tönten ihm nach aus dem Munde der zurückgebliebenen Kranken.

Fortgerissen von der aufgebrachten Menge, suchte sich Jeschua vergebens von den Armen los zu machen, die ihn gefaßt hielten, vergebens forschten seine Augen nach seinen Gefährten und Brüdern.

Es war nicht möglich bei der Dunkelheit in dem ihn umringenden und gegen den Abhang drängenden Menschenschwarm Gesichtszüge zu erkennen. Jetzt stand er schon dicht am Rande des senkrecht in die Tiefe führenden Abgrundes. Mit aller Kraft stemmte er sich gegen die Rotte, aber umsonst, — unter wüthendem Geheul stürzten sie ihn hinab. — —

Gottes Hand aber hatte die Frevler mit Blindheit geschlagen, denn nicht an jener Stelle, wo die Felswand ohne Unterbrechung in's Thal abfällt, war Jeschua hinabgestoßen worden, sondern wenige Schritte weiter zur Seite. Hier bildete die Wand etwas über Mannshöhe unter dem oberen Rand eine Stufe und auf dieses grasbewachsene Felsenband war Jeschua gefallen. Betäubt aber unbeschädigt lag er auf dem weichen Rasen.

Befriedigt vom Erfolg ihrer Rache und wohl auch ernüchtert durch die ruchlose That, zerstreute sich bald die Menge vor der Schule und nur von Ferne hörte man noch dann und wann ihr wüstes Geschrei.

Da sprang eine jugendliche Gestalt — kaum erkennbar im Schatten der Nacht — an den Rand des Abgrundes und rief leise, dann immer lauter in die Finsterniß hinab: „Jeschua, Bruder Jeschua!“ Aber keine Antwort tönte dem Lauschenden entgegen. An anderer Stelle wiederholte er seinen Ruf dringender und lauter: „Jeschua, lieber guter Bruder Jeschua, hörst Du nicht? Jeschua, Jeschua! — O Gott er ist todt.“

Endlich schien dem Knaben, als rege sich etwas in der Tiefe. Weit vorgebeugt hielt er den Athem an und suchte mit den Augen das Dunkel zu durchdringen. „Jeschua, höre doch! ich bin es, Juda!“

Und wirklich — laut hätte er aufschreien mögen vor herzdurchzitterndem Jubel — eine Stimme tönte matt aus der Tiefe: „Hier bin ich!“

Außer sich vor Freude stürzte Juda zu der Stelle des Abhangs, wo die Antwort heraufgeklungen war, und wiederholte seinen Ruf: „Jeschua!“

„Ja, hier liege ich auf dem Rasen. Kannst Du mir helfen?“

„Gleich, gleich komme ich hinab, warte nur einen Augenblick!“ — und fort war er.

Ortskundig in Haus und Hof, in Flur und Wald, und auf den Felsen wie jeder frische Junge, wußte Juda, der gar manchmal da herumgeklettert war, sogleich Bescheid. Etwa hundert Schritte zur Seite begann, wie er sich erinnerte, das Rasenband, welches sich von hier an allmälig in die Tiefe senkte. Mit Leichtigkeit schwang er sich zu ihm hinab und mit den Händen an die aufragende Felswand fassend, schritt er in der Tiefe voran, so rasch es der in der Dunkelheit immerhin gefährliche Weg erlaubte, und war in kurzer Zeit bei Jeschua, der sich längst wieder von seiner Betäubung erholt hatte.

Juda faßte Jeschua's Hand und drückte sie innig, dann führte er langsam und sicher seinen Schützling das Rasenband hinauf, auf sicheren Boden. —

Herzlich dankend wollte Jeschua seinen Retter umarmen, der aber ließ es nicht zu und rief:

„Jetzt fort von hier, daß sie Dich nicht finden!“

Auf Umwegen wollte Juda seinen Bruder in's Thal hinabführen, aber überall trieben sich Leute in den Straßen umher, denn gar Viele waren aus der Umgegend gekommen, die kein Nachtlager gefunden hatten. Jeschua und sein Begleiter konnten ihnen nicht ausweichen, doch unter dem Schutze der Dunkelheit schritten sie unerkannt mitten durch die Leute hinweg.

Juda geleitete seinen Bruder noch bis zu dem Brunnen unten im Wiesenthal und eilte dann, aus herzlichster Umarmung sich loswindend, heimwärts, um den Eltern und Brüdern die glückliche Errettung Jeschua's zu melden.*) —

*) Der Evangelist Lucas berichtet (Kap. 4, 29, 30.) „Und standen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus, und führten ihn auf einen Hügel des Berges, darauf ihre Stadt gebauet war, daß sie ihn hinabstürzten. Aber er ging mitten durch sie hinweg."

XV.

Halb im Traum ging Jeschua die dunkle Straße dahin und allmälig erst ordneten sich seine wirr durcheinander jagenden Gedanken, so daß die Erinnerung ihm ein klares Bild des Geschehenen gab. So rasch war Alles gekommen, Wiedersehen der Mutter und der Heimath, Predigt in der menschengefüllten Schule und dann — dann hatte der Tod sein Antlitz gestreift.

Kein Prophet gilt Etwas in seiner Vaterstadt, waren die Worte gewesen, welche Jeschua den ihn Beschimpfenden zurief, aber daß die Nazarener ihren Sohn, der heimkehrte um das Heil des Himmels seiner Vaterstadt zu bringen, mit dem Tode bedrohen würden, hatte er nicht erwartet.

Doch Jeschua's Muth sank nicht durch die erlittene Niederlage, im Gegentheil, das Bewußtsein sich und seiner Lehre Geltung und Anerkennung erkämpfen zu müssen, Schritt für Schritt, stählte auf's Neue seine Kraft. Der Menschen Gleichgültigkeit hatte ihn oftmals niedergebeugt, wenn er sah, daß alle seine Waffen eindruckslos abprallten an dem im Buchstabenglauben verknöcherten, nur seinem irdischen Vortheil nachjagenden Volk, aber der offene Widerstand der Bewohner Nazara's reizte Jeschua's Kampfesmuth.

Sein nächstes Ziel war Bethsaida, wo er mit seinen Gefährten wieder zusammenzutreffen hoffte. Als die Sonne aufging, befand er sich schon weit weg aus der Umgegend seiner unfreundlichen Geburtsstadt und bald grüßten ihn Cana's Häuser freundlich vom Bergabhang.

Der den Aufregungen des vergangenen Tages gefolgte nächt-

liche Marsch hatte Jeschua sehr ermüdet und als er durch die einzige, dafür aber um so längere Straße des Städtchens hindurch ging, sah er sich wohl dann und wann nach gastfreundlichen Menschen um, welche den Wanderer bei sich aufnehmen würden, aber die Straße schien wie ausgestorben, denn die Ernte beschäftigte alle brauchbaren Hände auf den Feldern.

Endlich sah er schon von weitem vor einer niederen Hütte im grellsten Sonnenschein einen alten Mann sitzen, welcher zu schlafen schien, denn obwohl es lange währte bis Jeschua in seine Nähe kam, so hatte jener nicht die geringste Bewegung gemacht.

Jeschua ging auf ihn zu und sah, wie der Alte, auf seine Schritte horchend, sich nach ihm umwandte und dennoch seine Augen geschlossen hielt. „Friede sei mit Dir!“ sagte Jeschua.

Freundlich erwiderte Jener den Gruß.

„Seit wann bist Du blind?“ frug Jeschua, die in stark entzündetem Zustande befindlichen Augenlider des Alten aufmerksam betrachtend.

„Zwei Monde mögen es sein, seitdem ich die Sonne nicht gesehen!“ erwiderte der Angeredete traurig. — „Von Jugend auf habe ich an den Augen gelitten, aber so schlimm wie jetzt war es noch nie. Wie Feuer brennen sie, das Licht ist fort und an der Wärme spüre ich nur, daß es Tag ist.“

„Laß mich Deine Augen sehen!“ sagte Jeschua und setzte sich neben den Blinden auf die Bank. Aber mißtrauisch wich der Alte zurück und rief aufgeregt: „Laß mich, ich kenne Dich nicht, schäme Dich, einem Blinden Gewalt zu thun!“

„Ein Rabbi bin ich, der Dir helfen möchte, aber kein Arzt kann das Uebel ausrotten, wenn er es nicht kennt. Laß mich Deine Augen öffnen, vielleicht kann ich sie heilen!“

Zögernd nur ließ der Alte es zu, daß Jeschua die Umgebung seiner Augen berührte, aber als er langsam die Lider auseinander zog, schrie der Alte laut auf und zugleich floß eine zähe, eiterige Flüssigkeit aus dem Auge.

Jeschua hatte genug gesehen, um zu wissen, daß der Alte an einer im Lande häufig vorkommenden Augenkrankheit litt, daß aber das Licht des Auges wohl noch erhalten war. Er hob etwas Erde vom Boden auf, spie in seine Hände und machte in Ermangelung von Wasser aus dem Speichel und der Erde einen dicken Teig, welchen er dem Blinden auf beide Augen strich.*)

„Ach wie das kühlt!" sagte der Alte. —

Jeschua aber befahl ihm, seine Augen oftmals mit solch feuchtem Teig aus Erde und Wasser zu belegen und in frischem Wasser zu waschen.**)

Während er noch sprach, kam die Tochter des Blinden, ein etwa 15jähriges Mädchen von schönem Wuchs aus dem Haus und trat herzu, als sie ihren Vater mit dem Fremden im Gespräche sah. Nachdem sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt war, dankte sie dem Rabbi freundlich für das, was er ihrem Vater gethan, und Jeschua's staubige Füße und Kleidung bemerkend, fügte sie hinzu, er möge doch ihr Gast sein, und vorlieb nehmen, mit dem, was sie ihm bieten könnten.

Eine Stunde verplauderte Jeschua mit den freundlichen Leuten und nahm dann Abschied, wobei er nochmals den Blinden versicherte, daß er bei richtiger Pflege sein Augenlicht vollständig wieder erhalte; gleichzeitig verlangte er von ihm und seiner Tochter mit strengen Worten, daß sie Niemand sagen sollten, wer ihm geholfen habe.***)

---

*) Joh. 9, 6 berichtet über die Anwendung dieses Heilmittels durch Jesus mit fast denselben Worten.

**) „Und sprach zu ihm: Gehe hin zu dem Teiche Siloha und wasche Dich. Da ging er hin und wusch sich und kam sehend." Joh. 9, 7.

***) Für die damalige Zeit, in welcher die medicinischen Leistungen so äußerst gering waren und fast nur in Beschwörungen und Räucherungen bestanden, erregten Jeschua's Krankenheilungen außerordentliches Aufsehen. Daß er selbst aber die Erfolge seiner medicinischen Kenntnisse nicht als Beweise einer von ihm ausgehenden übernatürlichen Wunderkraft angesehen haben wollte, ergibt sich zweifellos aus den strengen Worten, mit welchen er den Geheilten verbietet, Anderen von der stattgehabten Heilung zu erzählen, während Wunder im Sinne der späteren Kirchenlehre

Von Danksagungen und Segenswünschen begleitet, setzte er seinen Weg fort, und traf eine Stunde später bei seinem Gastfreund in Bethsaida ein, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

Wie Jeschua nicht anders erwartet hatte, kamen seine Gefährten schon einige Stunden später ebenfalls dorthin, da sie der kleine Juda benachrichtigte, wohin sein Bruder sich begeben werde.

Es war ein ergreifender Augenblick, als sie plötzlich ihrem Anfangs todtgeglaubten jetzt wiedergefundenen Lehrer gegenüber standen von Angesicht zu Angesicht. Mit lautem Jubelruf flog Johanan, ein kaum 20jähriger Jüngling mit feurigem Aug und schwarzbraunem Kraushaar an Jeschua's Brust. Sein ernsterer wortkarger Bruder Jakob und selbst der bejahrtere und gesetztere Simon umarmten ihren verehrten und geliebten Rabbi ein um das andere Mal mit stürmischster Freude.

Jetzt erkannte Jeschua so recht, welch' schwärmerische Verehrung uud Zuneigung seine Gefährten zu ihm gefaßt hatten, trotzdem sie erst wenige Wochen ihn ständig begleiteten. Johanan und Jakob, Söhne des verstorbenen Zabdai, waren ihm verwandt, trotzdem hatte er sie wegen seiner langjährigen Abwesenheit von Galiläa früher nicht gekannt. Beide betrieben gleich dem verheiratheten und in Kapharnaum wohnenden Simon das Fischerhandwerk auf dem Genesarsee, aber begeistert von der Lehre und

---

nutz- und zwecklos geblieben wären, wenn Niemand von ihnen Kenntniß erhalten hätte.

Belege: Matth. 8, 4: Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, sage es Niemand.
Matth. 9, 30: Und Jesus bedrohete sie und sprach: Sehet zu, daß es Niemand erfahre.
Marc. 7, 36: Und er verbot ihnen, sie sollten es Niemand sagen.
Marc. 1, 44: Und er sprach zu ihm: Siehe zu, daß Du Niemand nichts sagest.
Marc. 5, 43: Und er verbot ihnen hart, daß es Niemand wissen sollte.
Luc. 8, 56: Er aber gebot ihnen, daß sie Niemand sagten, was geschehen war.
Luc. 5, 14: Und er gebot ihm, daß er es Niemand sagen sollte.
— Deutlicher kann man nicht sprechen!

Persönlichkeit des Täufers Johanan, hatten sie vor einigen Monaten ihr Geschäft verlassen und waren dem Wüstenprediger gefolgt, bis dieser von Antipas in's Gefängniß geworfen wurde. Doch kaum in ihre Heimath zurückgekehrt, hörten sie Jeschua's Predigten und wurden von seiner herzerwärmenden Lehre und hinreißenden Liebenswürdigkeit so bezaubert, daß sie abermals Ruder und Angel bei Seite legten und fortan diesem neuen Propheten als Schüler folgten.

Von den übrigen Jüngern Johanan's, welche im Namen ihres Lehrers fortfuhren zu predigen und zu taufen, *) sagten sie sich los.

Drei Monde blieb Jeschua mit seinen Begleitern in den Dörfern der herrlichen Ebene von Gennesar, welche das Seegestade umgrenzte, und der gewinnende Ton seiner Rede führte fort und fort neue Zuhörer herbei, so daß auch hier die Schulen zu klein waren, um Alle zu fassen.

Jeschua's Selbstvertrauen wuchs mit dem Erfolg seines Wirkens und immer begeisterter und eindringlicher wurde seine Rede. —

Hier bei den Fischern und Bauern, welche durch die geringen Leistungen ihrer unbedeutenden Rabbinen nicht verwöhnt und von den rhetorischen Künsten der hochmüthigen Pharisäer nicht umgarnt waren, fand er offene Herzen und staunend hörten die unverdorbenen Naturkinder seine von der herkömmlichen eingelernten Lehrweise ihrer Rabbinen so himmelweit verschiedenen, vom Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worte, und wie ein ihnen weit überlegenes höheres Wesen erschien den schlichten Leuten der gottbegeisterte Mann mit dem unsagbar milden Ausdruck auf dem schönen ernsten Antlitz.

---

*) Die Jünger des Täufers kümmerten sich nicht um Jeschua's Auftreten (Belege: Marc. 2, 18, Math. 9, 14, Luc. 5, 33), sondern verkündeten auch fernerhin das bevorstehende Erscheinen des Messias und gründeten eine Secte, die „Johannisjünger", welche ziemlich zahlreich wurde und noch heute in Persien existirt. Im 17. Jahrhundert sollen ihr 20—25000 Familien angehört haben, s. Ignatius a Jesu: Narratio originis etc. Christianorum S. Joh. Rom 1652.

Wenn Jeschua durch die Straßen ging, blieben die Leute stehen und grüßten ihn ehrerbietig. Scheu und doch zutraulich zugleich kamen die Kinder von allen Seiten und sahen ihn groß an, und die Muthigsten drängten sich herzu, um ihm die Hände zu reichen. Freundlich strich er den Kleinen Haar und Wangen und hatte für jedes ein liebreiches Wort. In hellen Schaaren begleiteten sie den neuen Rabbi durch die Straßen und wo er hinkam, schauten die Leute dem lieblichen Zuge nach.

Es waren Tage der Freude, wie Jeschua sie selten ungestört genießen konnte; aber nicht nur Zuhörer seiner öffentlichen Reden fand er hier, sondern auch einen weiteren Freund und Schüler, der Haus und Hof verließ, um mit ihm zu ziehen.

Wiederum, wie bei früheren Besuchen in dieser Gegend, hatte Levi ben Chalpai, ein in Chorazin ansäßiger wohlhabender Mann, den Rabbi aus Nazara sammt seinen Begleitern bei sich aufgenommen und ehrte die Gäste seines Hauses in jeder Weise.

Draußen freilich verwunderten sich die Leute nicht wenig, daß der fromme Rabbi Einkehr hielt bei einem Zöllner, der seinen Reichthum so gut wie die meisten seiner Amtsgenossen dem Betrug verdankte und dessen Umgang daher von anständigen Leuten gemieden wurde, und selbst Simon, der doch von der edlen, reinen Gesinnung seines Meisters überzeugt war, hatte es nicht unterlassen, Jeschua auf seine Bemerkung, daß Levi sie als Gäste aufnehmen wolle, zu entgegnen: „Meister, des Zöllners Haus ist unrein und viel Sünde klebt an seinem Reichthum!“

Jeschua aber antwortete ruhig: „Unrein vor Gott ist nur die sündige Seele, Levi aber ist besser in seinem Herzen als alle die, welche den Buchstaben des Gesetzes erfüllen und in ihrem Hochmuth seinen Geist mit Füßen treten!“

Ohne auf die Ansichten der streng gläubigen Bewohner des Ortes zu achten, war Jeschua mit seinen Gefährten in Levi's Haus gekommen, denn er wollte gerade dem Volk zeigen, daß

die Bruderliebe auch gegen anerkannt sündige Menschen geübt werden müsse.

Mit heller Freude im Gesicht empfing Levi die Gäste und seine Lippen überströmten von Dankesworten, daß Jeschua ihn, den Zöllner, nicht verächtlich zurückstoße.

„Ich weiß, Herr, daß ich gesündigt habe und nicht werth bin, daß Du mich anschaueſt, aber ich sehne mich nach einem Blick Deines milden Auges, denn er gibt mir Trost, so daß ich mich aufraffen kann, um ein besseres Leben zu beginnen. Als ob die Sonne eintrete in mein Haus, so ist mir's, wenn Du seine Schwelle überschreiteſt!"

Freundlich reichte Jeschua ihm die Hände.

„Gern kehre ich bei Dir ein und — glaube mir — mehr Freude ist im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte!"

Zum Abend hatte Levi eine große Zahl seiner Verwandten und Freunde geladen, sei es um seine Gäste zu ehren, oder weil er seinen Stolz hineinsetzte, allen Bekannten zu zeigen, daß ein so frommer Rabbi es nicht verschmähe, in des Zöllners verrufenes Haus zu kommen. In dem durch Blumen und Baumzweige zum Garten umgewandelten Hofraum deckten Teppiche den Boden, auf deren Mitte bronzene Schalen mit Brod, Fleisch und Früchten, sowie Weinkannen und Mischkrüge standen, und bald herrschte ungebundenes fröhliches Leben unter den Gästen. —

Wohl waren auch unlautere Genossen mitgekommen — Gesichter, auf welchen die Habgier und die Falschheit ihren Stempel aufgedrückt hatten — aber gar mancher redliche Mann war unter den Zöllnern, der weder seinen römischen Herrn, für welchen er die Zölle einzog, je betrogen, noch die Kaufleute durch falsche Forderung an Abgaben getäuscht hatte.

Ein Gefühl aber prägte sich auf allen Gesichtern aus: die offene Anerkennung, daß der fromme Rabbi ihren Stand nicht verachtet hatte.

Jeschua's Begleiter freilich fühlten sich nicht so wohl wie ihr Herr, der den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete und von allen Seiten herzlich gemeinte Huldigungen empfing; und besonders Simon kostete es viel Ueberwindung, mit den Ausgestoßenen des Volks zu verkehren, so daß Jeschua sich genöthigt sah, ihn, wenn er allzu mürrisch drein schaute und den entgegenkommenden Freunden Levi's barsche Antworten gab, mit vorwurfsvollem Blick zurecht zu weisen.

Noch saßen die Gäste zusammen und sprachen dem Wein zu, welchen Levi selbst in großen steinernen Krügen mit frischem Quellwasser mischte und in silbernen Kannen gefüllt herumreichte, als plötzlich ein so markdurchdringender Schrei von der Straße her durch das offene Thor in den Hof drang, daß jedem Sprechenden das Wort auf den Lippen erstarb und die Trinkenden unwillkürlich die Schalen sinken ließen.

„Da muß ein Unglück geschehen sein!" hieß es und Viele sprangen auf, um draußen nachzusehen, Levi selbst war der Erste. Dort lag eine weibliche Person platt auf dem Boden, das Gesicht der Erde zugekehrt; wild schlug sie um sich mit beiden Armen und ihr krampfhaft verzerrter Mund klappte, in den Sand beißend, heftig auf und zu. Eine alte Frau stand weinend und händeringend daneben und schaute rathlos nach Hülfe umher.

Rasch hatte sich um Beide ein Kreis von Neugierigen gebildet, aber statt Hülfe zu leisten, wichen sie zurück, wenn das im Krampf tobende, auf der Erde sich wälzende Weib ihnen nahe kam.

Entsetzt sah auch Levi auf die am Boden Liegende und eilte zurück ins Haus, um seine Gäste zu beruhigen.

„Wir können nichts helfen!" sagte er in den Hof tretend. „Ein Mädchen ist vom Teufel ergriffen und auf der Straße niedergeworfen worden; sie ringt noch mit ihm. — Bleibet hier! Es ist gar traurig, sie anzusehen, und den Teufel können wir doch nicht von ihr reißen!"

Jeschua war, unbekümmert um Levi's Worte, auch vor das

Haus gegangen, getrieben von dem Wunsche, Hülfe zu leisten. —

Noch lag das Mädchen am Boden und die Wildheit ihrer Bewegungen steigerte sich mehr und mehr. —

Als der Rabbi kam, wich der Volkshaufe ehrerbietig zurück und es trat vollkommene Stille ein, während er neben der auf der Erde sich Wälzenden niederkniete und seine Hände leise über Stirn und Augen der Kranken gleiten ließ. — Dann faßte er ihre krampfig geballten Hände, erst die Linke, dann die Rechte und strich mit mildem Druck über das Gelenk und die scharf gespannten Muskeln. Wie durch Zauberkraft löste sich die Spannung und leise zuckend streckten sich von selbst die gekrümmten Finger und Arme, und Ruhe kam über die bebende Gestalt. — Noch einmal legte Jeschua ihr seine Hände auf die Stirn, dann erhob er sich und hieß die Umstehenden, das regungslos gewordene Mädchen in Levi's Haus tragen. —

Staunend hatte das Volk zugesehen — nun aber brach es in laute Rufe der Bewunderung aus:

„Den Teufel hat er bezwungen, der sie zu Boden riß! Der Rabbi hat Macht über den Teufel!"

So schallte es aus der Menge, und Levi, welcher sammt allen seinen Gästen dazu gekommen war, als Jeschua das tobende Mädchen beruhigte, ergriff seine Hand und rief laut: „Du bist mehr denn ein Rabbi! Mose's Wunder verrichtet Gott durch Deinen Arm!"

Jeschua wandte sich dem Hause zu und ging in das Gemach, in welchem man das Mädchen auf einem Ruhebett niedergelegt hatte. Die Betäubung, welche sich ihrer nach dem Aufhören der gewaltsamen Muskelbewegungen bemächtigt hatte, war in Schlafzustand übergegangen, wie Jeschua an den gleichmäßigen Athemzügen erkannte.

Die zahlreich das Lager umstehenden Leute hieß er hinausgehen und blieb mit der Mutter des Mädchens allein im Zimmer, den Zustand der Kranken beobachtend. Thränen in den Augen,

reichte die alte Frau dem Retter ihrer Tochter die Hände, Worte des Dankes stammelnd.

„Bist Du der fromme Rabbi, welcher zu Kapharnaum wohnt und in den Städten am See so viel Wunder that?“ fragte sie endlich nach einer Weile.

„Gottes Werkzeug bin ich nur. — Du aber sag an, wer bist Du? Mir scheint Dein und Deiner Tochter Gesicht nicht ganz fremd!“

„Wir sind in Migdal zu Haus und waren gerade auf dem Heimweg, als der Teufel wieder über meine Tochter kam und sie zu Boden riß. Ich bin Hanna, Joel's Weib, des Ziegenhirten!“

„Hanna?“ rief Jeschua erfreut, „ja jetzt erkenne ich Dich! Deine Tochter ist Mirjam, mit der ich als Knabe so oft gespielt, wenn sie nach Nazara kam mit ihrem Vater! Jeschua, Joseph's, des Zimmermanns Sohn bin ich.“

„Jeschua?“ wiederholte die Alte und schlug erstaunt so laut die Hände zusammen, daß jener beunruhigt zu der schlummernden Tochter hinübersah. „Jeschua, der Maria Sohn? der in die Welt gewandert und nimmer heimkam?“

Jeschua nickte vor sich hin und sagte dann: „Unsere Wege lenket Gott.“ — Eine Weile noch sprachen die Beiden über vergangene Zeiten, dann regte sich Mirjam im Schlafe. Jeschua beugte sich über die Kranke, um ihren Athem zu belauschen — da schlug sie langsam die Augen auf und sah erst starr, dann verwundert in das dicht über ihr befindliche Antlitz des Rabbi. Hierauf schlossen sich ihre Augen wieder und von Neuem, so schien es, versank sie in Traum.

Jeschua aber faßte sie leise bei der Hand und rief ihren Namen. Wieder öffnete sie die Augen und als sie das Gesicht des ernsten Mannes auf sich gerichtet sah, der ihr so bekannt und doch so fremd erschien, reckte sie sich rasch in die Höhe und blickte verstört im Zimmer umher.

„Mirjam!“ rief die alte Hanna und drückte ihre Tochter an's

Herz, während Freudenthränen über ihre Wangen rannen. Die Wiedererwachte aber starrte fortwährend auf den hohen schönen Mann, der an ihrem Lager stand, und frug ohne ihrer Mutter Liebkosungen zu achten: „Wer ist der Mann?“

„Du kennst ihn, Jeschua, Josephs Sohn von Nazara, mit dem Du als Kind gespielt hast. — Er hat den Teufel von Dir getrieben, mit dem Du gerungen!“

Mirjam reichte Jeschua dankbar die Hand und sagte, während sie sich fort und fort bemühte, in seinen Augen zu lesen: „Jeschua? Ja mir ist's, als hätte ich von Dir geträumt. Jeschua! Wie lange habe ich Dich nicht gesehen! Am Passah war es in Jerusalem, ja — jetzt weiß ich's wieder! Du bist wohl Rabbi geworden, weil Du die Teufel austreibst?“

Jeschua sah zu Boden. Auch in ihm stiegen die Erinnerungen an die Jugend deutlicher auf und er dachte daran, wie Mirjam, das rothbäckige, wilde Mädchen vor dem Nordthor Jerusalem's aus der Schaar der vom Passahfeste heimziehenden Pilger hervorstürzte und ihn vor allen Menschen abküßte, so daß er über und über roth wurde. —

Wohl gab die Erzählung dessen, was die so rasch dahin geflogenen Jahre Gutes und Schlechtes gebracht hatten, Stoff genug zur Unterhaltung und wenn auch Jeschua Mirjam ermahnte, jetzt der Ruhe zu pflegen, da sie Kräfte sammeln müsse, so war doch des Mädchens Krankheit wie verflogen und fast schien es der alten Hanna, als sei ihre Tochter nie so kräftig, heiter und aufgeweckt gewesen, als jetzt gerade nach dem fürchterlichen Kampf mit dem Teufel.

Jeschua ging hinaus zu Levi und den Gästen und bat Ersteren, den beiden Frauen für die Nacht Unterkunft im Hause zu gewähren, da Mirjam der Ruhe bedürfe und nicht im Stande sei, ihre Wohnung in dem mehrere Stunden entfernten Migdal zu erreichen.

Mit Freuden sagte Levi zu und er sowohl, wie seine Freunde,

überschütteten den Rabbi mit Huldigungen wegen der wunderbaren Heilung Mirjam's.

Als die Gäste das Haus verlassen hatten und Jeschua mit seinen Gefährten sich zur Ruhe zurückziehen wollte, führte ihn Levi bei Seite in eine Ecke des Gartens und sagte: „Rabbi, eine Frage schwebt mir seit Langem schon auf den Lippen, aber es hält mir schwer, sie auszusprechen. — Was soll ich thun, daß ich glücklich werde? — Du weißt, daß es mir an Vermögen nicht fehlt, aber Tag und Nacht bedrückt mir's das Herz, wie ich es erworben habe. — Das beste Fleisch kann ich essen, den edelsten Wein kann ich trinken, aber es schmeckt mir kein Bissen, kein Schluck, und wenn ich dann schlaflos mich auf dem Lager wälze die ganze Nacht, da verfluche ich oft all den sündigen Reichthum, der mich meine Seele und meine Ruhe gekostet hat. — Wie wollte ich von Neuem anfangen, ein neues Leben leben, wenn ich nur die Kraft hätte! — Aber was soll ich thun? Wie ein Stein hängt mir der Fluch am Hals, den ich mir aufgeladen habe!" —

Jeschua sah den hastig redenden, unruhigen kleinen Mann forschend an.

„Wirf den Stein von Dir, der Deine Seele bedrückt! Gib Dein Gut den Armen, damit sie Brod haben, Deine Seele aber reinige durch Reue und weihe Dein Leben Gott, der Dir es gegeben hat!"

Aengstlich entgegnete Levi: „Mein Vermögen soll ich den Armen geben? — Ja, daran habe ich auch schon gedacht und wollte nur Weniges zurückbehalten und aller Ueppigkeit entsagen, aber — werde ich dann glücklich sein? Wenn es nun nicht eintrifft?" —

„Tief steckst Du noch im Bann der Sünde!" erwiderte Jeschua und ließ seine Augen voll auf Levi ruhen. „Tausendfach ersetzt Dir Gott, was Du den Armen gibst, wenn es aus reuigem Herzen geschieht! — Streife den Mammon ab, der an Deinen Füßen hängt und Dich hinabzieht in das Land des Bösen, weihe

Dich Gott allein und diene ihm! Sieh', ich und die mich begleiten, haben also gethan, haben dem irdischen Glück entsagt, um hier auf Erden schon des Himmels Seeligkeit zu genießen. — Komm, zieh' mit uns", rief Jeschua in herzlichem Tone, „schüttle den Staub von Deinen Füßen und hilf uns kämpfen im Dienste Gottes, dann wird seine Sonne wieder wärmend und segnend über Dir aufgehen und Zufriedenheit und heiliges Glück wird Dein Herz erquicken!"

Levi's Augen leuchteten auf bei des Rabbi Worten, aber so rasch konnte er sich nicht losreißen von den Freuden des irdischen Gutes. Verwirrt blickte er bald zu Boden, bald auf Jeschua, welcher ernst zu dem kleinen Manne niedersah. Endlich rief er: „Ich will mit mir kämpfen, drei Tage und drei Nächte noch. Möge Gott mir Kraft geben, der Weltlust zu entfliehen!"

„Gehe hin, mein Freund, und kämpfe," erwiderte Jeschua bedeutungsvoll. „Aber ich sage Dir, ehe drei Tage vergehen, wirst Du wiederkommen und rufen: Reich mir das himmlische Gold, Kupfer und Erz habe ich von mir geworfen." —

Und so geschah es. Voll Sehnsucht, von den Vorwürfen seines Gewissens befreit zu werden, gab Levi sein Gut den Armen und folgte Jeschua fortan als einer seiner treuesten Gefährten. — Er hat es nicht bereut, denn Ruhe und Zufriedenheit kehrten in sein Inneres ein. —

Schluß des ersten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heumann, Karl,

Jeschua von Nazara Roman, auf die Ergebnisse der historischen Forschung begründet ; zwei Theile in einem Bande

Bd.: 1

(1888)

P.o.germ. 9 fi-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11668169-1